de
H 897

~~.210 fs~~
..d. Pr. Lehrbuch
2077

Kostet mit Einband 36 kr.

Lehr- und Lesebuch

für

die Schüler in Tirol.

Min d. Innern

Innsbruck,
in der Wagner'schen Buchhandlung
1808.

BIBLIO…
MÜNCH…

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Vorrede.

In unseren Volksschulen oder niedern Bürgerschulen ist die Zeut des Unterrichts so sehr beschränkt, daß der Lehrer alles thut, was man billiger Weise von ihm fordern kann, wenn er seine Schülrr dahin bringt, daß sie mit einiger Fertigkeit lesen, schreiben und rechnen können. Sollen sie ausserdem auch noch einige Sachkenntnisse, und die nothwendigsten Verstandesbegriffe erhalten, so müssen die Vorschriften, welche ihnen beim Schreibe-Unterricht vorgelegt, und die Bücher, welche ihnen bei den Lese-Uebungen in die Hände gegeben werden, so eingerichtet seyn, daß sie, indem sie Schreiben und Lesen, durch den Inhalt des Geschriebenen und Gelesenen zum Denken genöthigt, und mit den nothwendigsten Sach-

kenntnissen versehen werden. Für Volksschulen scheint daher nur dasjenige Lesebuch zweckmäßig zu seyn, welches eine Encyklopädie der gemeinnüzzigsten Kenntnisse enthält, und mit der erforderlichen Reichhaltigkeit auch die möglichste Faßlichkeit verbindet, zugleich aber so wohlfeil ist, daß es auch von den ärmeren Schulkassen angeschafft werden kann. An reichhaltigen und zweckmäßig eingerichteten Schulbüchern der Art fehlt es jezt nicht mehr, aber es fehlte bisher noch immer an einem Schulbuche, welches reichhaltig, zweckmäßig und wohlfeil zugleich war. Bei dem Seilerschen Lesebuch findet man zwar diese Erfordernisse eines guten Schulbuches fast alle vereinigt: aber es nimmt zu wenig Rücksicht auf die Bedürfnisse der Kinder aus den niedrigsten Volksklassen, und der so nothwendige Stufengang vom Leichteren zum Schwereren wird darin fast ganz vermißt, daher es eigentlich nur als ein Handbuch für Erwachsene zum Selbstun-

terricht zweckmäßig genannt werden kann. Der Verfasser des gegenwärtigen Lesebuches hat es versucht, jene Bedürfnisse durch den Brandenburgischen Kinderfreund zunächst für sein Vaterland, und durch diesen Deutschen Kinderfreund für die Volksschulen Deutschlands überhaupt zu befriedigen. Er würde sich herzlich freuen, wenn dieser Versuch recht bald durch ein vollkommneres Schulbuch verdrängt werden sollte, und es für ein großes Verdienst halten, die Erscheinung eines solchen Buches veranlaßt zu haben. — Was den Inhalt dieses Buchs betrifft, so ist darin nur weniges von Andern entlehnt, und alles Entlehnte ist für den besondern Zweck des Buches umgearbeitet. Die kurzen Sätze sind neu ausgearbeitet; eben so der größere Theil der moralischen Erzählungen. Die Erzählungen von Nr. 24. bis 33. sind aus dem Funkischen Lesebuche, die 34ste nnd 35ste ist, jedoch sehr verändert, aus Herrmanns Er-

zählungen, die 36ste aus Beckers Erholungen entlehnt. Die übrigen sind aus Thieme's vortrefflichem Sächsischem Kinderfreunde, und aus Salzmanns und Gözens Schriften hergenommen, jedoch fast alle umgearbeitet. Die 42ste und 49ste ist neu ausgearbeitet. Bei dem Abschnitte von der Gesundheitslehre liegt Faust's Gesundheits-Katechismus zum Grunde. Die Zusätze hat Hildebrands Taschenbuch für die Gesundheit geliefert. In dem Abschnitte von den Rechten und Pflichten der Unterthanen ist die Schrift des Herrn Tittmann: „Allgemeiner Unterricht über die Rechte und Verbindlichkeiten der Unterthanen, Leipzig 1800," und der vortreffliche „Versuch eines faßlichen Grundrisses der Rechts- und Pflichtenlehre, Königsberg 1769." benutzt worden.

Inhalt.

Seite

I. Kurze Sätze zur Erweckung der Aufmerksamkeit und des Nachdenkens . . . 1

II. Erzählungen zur Beförderung guter Gesinnungen und zur Schärfung des Verstandes 36

1. Die ungezogenen Kinder . . 36
2. Die Versuchung . . . 37
3. Die üble Gewohnheit . . 38
4. Die kleinen Diebe . . . 39
5. Der Tagedieb . . . 40
6. Der kleine Verschwender . . 41
7. Das wohlthätige Kind . . 42
8. Das ordentliche Kind . . 43
9. Der Lügner . . . 44
10. Wer sich muthwillig in Gefahr begiebt, kommt darin um . . . 45
11. Der ehrliche Knabe . . 46
12. Wer nicht hören will, muß fühlen . 47
13. Der Freund in der Noth . . 48
14. Der Zanksüchtige . . . 49
15. Die muthwilligen Kinder . . 50
16. Der Unzufriedene . . . 51
17. Der Barmherzige . . . 51
18. Die Furchtsame . . . 52
19. Die gute Tochter . . . 53
20. Der ungegründete Verdacht . 54

Seite.
21. Das neugierige Mädchen . . 56
22. Das wißbegierige Mädchen . . 56
23. Menschenfreundliche Gesinnungen. . 57
24. Was heißt schmollen? . . . 58
25. Gefälligkeit 59
26. Die Verleumderinn . . . 60
27. Die Wahrsagerinn . . . 61
28. Der Glücksspieler . . . 62
29. Aberglaube 63
30. Die Folgen des Fleißes und der Faulheit 64
31. Näscherei 66
32. Der Thierquäler . . . 67
33. Zeitvertreib 68
34. Unvorsichtigkeit 69
35. Die Klätscherin 71
36. Ein guter Denkspruch ist ein Freund in der Noth 72
37. Verführung 74
38. Der undankbare Schüler . . 76
39. Falsche Schaam 78
40. Der unbesonnene Spaß . . . 79
41. Ehrlich währt am längsten . . 80
42. Jugendliche Unbesonnenheit . . 82
43. Unterschied zwischen Sparsamkeit und Geitz 83
44. Der Bienenstock . . . 84
45. Der Fischteich 87
46. Die Raupenfeinde . . . 91
47. Mit Schießgewehren soll man nicht spielen 96
48. Eine gute Handlung aus schlechten Beweggründen 97
49. Traurige Folgen der Wildheit . . 98
50. Das Raupennest . . . 99

Seite.
III. Von der Welt 102
IV. Von der Erde und ihren Bewohnern . 104
V. Produkte der Erde . . . 110
1. Das Thierreich . . . 113
Säugethiere . . . 117
Vögel 120
Amphibien . . . 124
Fische 127
Insekten 128
Würmer 133
2. Das Pflanzenreich . . . 134
3. Das Mineralreich . . . 141
VI. Von dem Menschen . . . 144
1. Vorzüge des Menschen . . 144
2. Der menschliche Körper . . 149
Knochen 149
Muskeln 150
Das Herz, die Blutgefäße und die Adern 151
Von den Lungen und dem Athemholen 153
Von der Verdauung der Speisen . 155
Von dem Gehirn, dem Rückenmark und den Nerven . . . 159
Von den Sinnen . . . 160
Von der Haut, den Haaren und den Nägeln 168
VII. Gesundheitslehre . . . 170
1. Gesundheit und Krankheit . . 170
2. Von der Kleidung . . . 171
3. Von der Luft . . . 172
4. Du sollst reinlich und ordentlich seyn 174
5. Von den Speisen . . . 176
6. Von den Getränken . . 180

Seite.
7. Von der Bewegung und Ruhe . 184
8. Vom Schlafen . . . 185
9. Von den Wohnungen . . 187
10. Von Erhitzungen und Erkältungen 189
11. Von der Erhaltung einzelner Theile des Körpers 191
12. Von der Schönheit und Vollkommenheit des Körpers 197
13. Von dem Verhalten in Krankheiten 198
VIII. Von der Zeitrechnung und dem Kalender 201
IX. Merkwürdige Natur-Erscheinungen . 208
X. Europa 213
XI. Deutschland 219
XII. Von den Rechten und Pflichten der Unterthanen in wohl eingerichteten Staaten . 226
1. Von den Rechten der Menschen . 229
2. Von den Pflichten gegen Mitbürger . 231
3. Von den Pflichten der Unterthanen gegen die Obrigkeit . . . 235
4. Von dem Verhalten der Menschen bei dem Gebrauche ihrer Rechte . . 237
5. Von den Ständen in der bürgerlichen Gesellschaft 238
6. Von den Herrschaften und Dienstboten 240
XIII. Lieder und Gesänge . . . 241

I. Kurze

I.

Kurze Sätze zur Erweckung der Aufmerksamkeit und des Nachdenkens.

Ich gehöre zu den Kindern. Kinder wissen noch nicht viel, und darum müssen sie unterrichtet werden und lernen. Dadurch werden sie verständig.

Ich werde in der Schule unterrichtet, und derjenige, welcher mir Unterricht giebt, heißt der Lehrer. Ich bin meinem Lehrer Dankbarkeit und Gehorsam schuldig. So lange ich unterrichtet werde, bin ich ein Schüler. Ein guter Schüler ist aufmerksam; er hört nur auf das, was der Lehrer sagt, und denkt nur an das, was er thun, oder begreifen und behalten soll.

Ein guter Schüler kommt gern in die Schule, ist fleißig, ordentlich, reinlich, sittsam und friedfertig. Er kommt nie zu spät in die Schule, ist nicht wild bey dem Herausgehen aus der Schule, und treibt sich nicht auf der Straße herum, sondern geht auf dem geraden Wege nach Hause. Ich will ein guter Schüler seyn.

Das Buch, worin ich lese, ist zu meiner Belehrung geschrieben. Es ist mir sehr nützlich, wenn ich mit Aufmerksamkeit uud Nachdenken darin lese. Ich will daher nur an das denken, was ich lese, und mich bemühen, das Gelesene zu verstehen. Wenn ich etwas nicht verstehe, so will ich meinen Lehrer bitten, daß er es mir erkläre.

Wenn ich aufmerksam und mit Nachdenken in diesem Buche lese, und das, was ich gelesen habe, nicht vergesse, so erlange ich allerlei nützliche Kenntnisse, und werde verständiger. Nicht alle Kinder erlangen durch den Unterricht nützliche Kenntnisse. Manche bleiben unwissend und unverständig. Welche?

Jetzt wird es mir noch schwer, lange und anhaltend achtsam zu seyn: aber es wird mir künftig leichter werden, wenn ich im Anfange die Mühe nicht scheue. Aller Anfang ist schwer. Jetzt kann ich auch noch nicht ohne Anstoß lesen: aber wenn ich mir Mühe gebe, so werde ich es bald können, und mich dann freuen, daß ich eine Fertigkeit im Lesen erlangt habe.

Ich kenne mein Lesebuch, denn ich weiß, wie der Titel desselben heißt. Er steht auf der ersten Seite des Buches. Auf eben dieser Seite steht auch der Name der Stadt, in welcher das Buch gedruckt ist; der Name der Buchhandlung, in welcher es verkauft wird; und das Jahr, in welchem es gedruckt ist (die Jahreszahl). — Ich kenne mein Lesebuch nicht bloß an dem Titel, sondern auch an dem Einbande oder Deckel.

Eine Anstalt, in welcher Bücher gedruckt werden, heißt eine Buchdruckerei. Ich kenne noch einige andere gedruckte Bücher. Das erste gedruckte Buch, worin ich gelesen habe, weiß ich zu nennen. Es heißt —

Der, welcher ein Buch verfertigt oder verfaßt, heißt der Verfasser des Buches. Gewöhnlich steht der Name des Verfassers auf dem Titel des Buches. Erst wird das Buch geschrieben, dann wird es gedruckt; und durch das Drucken kann man ein Buch in kurzer Zeit mehrere tausendmal vervielfältigen. Diese Kunst wird die Buchdruckerkunst genannt.

Ein jedes Buch besteht aus mehreren Bogen. Diese Bogen werden von dem Buchbinder zusammengeheftet, damit sie nicht verlohren gehen, oder in Unordnung gerathen können.

Wenn ich einige Jahre älter bin, und nicht mehr wachse, so gehöre ich zu den Erwachsenen. Dann bin ich größer, als jetzt, und dann werde ich auch verständiger seyn, wenn ich jetzt nicht träge bin, und nicht müßig gehe, anstatt zu lernen und zu arbeiten. Der Müßiggänger lernt nichts, und niemand hat ihn lieb.

In der Schule muß ich nicht bloß fertig lesen, sondern auch deutlich schreiben, und mit Fertigkeit rechnen lernen. Wer nicht Geschriebenes lesen, und nicht selbst schreiben kann, kommt in der Welt nicht fort; und wer das Rechnen nicht versteht, wird oft betrogen, und weiß sich in vielen Fällen nicht zu helfen. Ich will mir recht viel Mühe geben, fertig lesen, schreiben und rechnen zu lernen.

Manche Kindern lassen sich gern belehren; es macht ihnen Freude, wenn sie etwas Neues lernen können. Solche Kinder nennt man gelehrige Kinder.

Als ich ein Jahr alt war, konnte ich noch nicht — noch nicht — und noch nichts. — Im zweiten Jahre meines Lebens lernte ich — und —; aber ich verstand noch nicht alles, was Andere zu mir sagten. Damals gab man mir noch kein Brod und kein Fleisch zu essen; denn ich hatte noch nicht alle Zähne, und konnte also keine feste Speise vertragen.

Ich heiße mit meinen Vornamen —; mit meinem Vaternamen heiße ich —. Ich bin jetzt — Jahre und — Monate alt.

Sieben Tage gehören zu einer Woche; vier Wochen, und zwei oder drei Tage, machen einen Monat aus. Zwölf Monat, oder 365 Tage gehören zu einem Jahre. Sechs Monate machen ein halbes Jahr, und drei Monate ein Vierteljahr aus. Die Namen der zwölf Monate heißen nach der Ordnung also: Januar, Februar, März, April, Mai, Junius, Julius, August, September, Oktober, November und December.

Wenn 52 Wochen, oder 12 Monate verflossen sind, so ist das Jahr zu Ende, und dann fängt sich ein neues an. Der erste Tag eines neuen Jahres heißt der Neujahrstag. An diesem Tage wünschen Anverwandte, Hausgenossen, Nachbaren und Freunde einander Glück und Freude.

Wenn hundert Jahre verflossen sind, so ist ein Jahrhundert zu Ende. Das Jahrhundert, welches sich unlängst angefangen hat, heißt das Neunzehnte Jahrhundert. Wir fangen nehmlich bei der Geburt eines sehr berühmten und vortrefflichen Mannes, der Jesus Christus hieß, und dem wir sehr viel Gutes verdanken, die Jahre an zu zählen; und nun sind schon 1800 Jahre verflossen, seitdem er geboren ward.

In den beiden ersten Monaten des Jahres, und in dem letzten Monate ist es bei uns sehr kalt; es fällt Schnee, und das Wasser wird zu Eis. Diese Zeit des Jahres wird der Winter genannt.

In den drei Monaten, welche auf den Februar folgen (wie heißen sie?) ist es nicht mehr so kalt; das Eis schmilzt; es schneiet nur noch sehr selten, und sehr wenig; die Bäume bekommen Knospen, Blüthen und Blätter; die Schwalben lassen sich wieder sehen; und einige Blumen blühen, besonders Schneeglöckchen, Veilchen und Maiblumen. Diese schöne Zeit des Jahres wird der Frühling genannt.

Im Junius, Julius und August brennt die Sonne, die Luft wird oft sehr heiß, man klagt über Hitze, und muß schwitzen. Aber die Hitze ist gut, denn davon werden viele schöne Früchte reif, z. B. Erdbeeren, Johannisbeeren, Stachelbeeren, Kirschen, Birnen, Aepfel, Pfirsichen, Aprikosen und Pflaumen. Diese Zeit des Jahres wird der Sommer genannt.

Im September, Oktober und November werden alle Früchte in den Gärten und auf den Feldern eingesammelt, und in die Vorrathskammern, auf den Boden und in den Keller gebracht. Der Bauer hat schon im Julius und August das Korn mit der Sense abgeschnitten, in große Bündel gebunden, und in die Scheune gebracht, wo es ausgedroschen wird. Nun gräbt er auch die Kartoffeln und Rüben aus; schneidet die dicken Kohlköpfe ab; und bringt das, was er selbst nicht braucht, zum Verkauf in die Stadt. Das ausgedroschene Korn schüttet er in große Säcke, und bringt es dem Müller, damit es in der Mühle zu Mehl gemahlen werde. Diese Zeit des Jahres wird der Herbst genannt.

Es giebt also vier Jahreszeiten, und wie heißen sie? In welcher Zeit des Jahres befinden wir uns jetzt? Wann ist diese Jahreszeit zu Ende? Und welche folgt darauf? Welches ist die angenehmste Jahreszeit?

Wer hungrig ist, will essen; wer durstig ist, will trinken; wer müde ist, will ausruhen; wer neugierig ist, will alles wissen und alles sehen; wer mitleidig ist, will gern dem Unglücklichen helfen; wer eigensinnig ist, will immer seinen Willen haben; wer zänkisch ist, will nicht in Frieden leben; wer friedfertig ist, will nicht zanken; wer krank ist, will gesund werden; wer gefallen ist, will wieder aufstehen; wer undienstfertig ist, will andern keinen Dienst erzeigen.

Wer nichts weiß, soll etwas lernen; wer krank ist, soll sich des Essens enthalten; wer nicht arbeiten mag, soll auch nicht essen; wer seinen Eltern und Lehrern nicht gehorcht, soll Strafe leiden; wer nicht hören will, wenn man ihn ermahnt, soll fühlen.

Wer sich beschmutzt hat, muß sich waschen; wer gesund bleiben will, muß mäßig essen und trinken; wer etwas lernen will, muß fleißig und aufmerksam seyn; wer gut schlafen will, muß am Tage fleißig arbeiten, und weder zu viel essen, noch zu viel trinken; wer bei seinen Hausgenossen beliebt seyn will, muß dienstfertig, aufrichtig und freundlich seyn; wer etwas begreifen will, muß nachdenken; wer sich nicht verirren will, muß nach dem rechten Wege fragen; wer satt werden will, muß essen; wer gelobt seyn will, muß sich anständig und vernünftig betragen; wer seinen Eltern Freude machen will, muß in der Schule fleißig, zu Hause sittsam und gehorsam, und bey fremden Leuten artig seyn; wer seine Kleider lange haben will, muß sie schonen, und reinlich halten; wer schnell nach einem Orte hinkommen will, muß eilen, und nicht säumen.

Wer viel Geld einnimmt, kann auch viel Geld ausgeben, oder er kann auch etwas aufsparen. Wer ein Handwerk gelernt hat, kann sich selbst ernähren. Wer krank und schwach ist, kann sich nicht selbst er=

nähren. Wer in der Schule nicht fleißig und aufmerksam ist, kann in der Schule nichts lernen.

Ich wohne in einem Hause, welches — Stockwerke, mehrere Stuben und Kammern, einige Küchen und Keller, und einen Boden hat. In diesem Hause haben — Personen ihre Wohnungen. Einige unter diesen Personen nenne ich meine — andere nenne ich meine —; die übrigen sind meine Hausgenossen, weil sie mit mir in Einem Hause wohnen. Ich gehöre zu einer Familie, und diese Familie besteht aus meinen Eltern, meinen Geschwistern und —

Das Haus, in welchem meine Eltern wohnen, gehört —. Der, welchem ein Haus gehört, heißt der Wirth, oder der Eigenthümer, oder auch der Besizzer des Hauses. Wer kein eigenes Haus besitzt, muß sich in dem Hause eines Andern eine Wohnung miethen. Er bezahlt nehmlich dafür, daß er in einem fremden Hause wohnen darf, jährlich ein gewisses Geld an den Eigenthümer des Hauses. Dieses Geld wird das Miethsgeld oder der Zins genannt. Eine Wohnung wird auch ein Quartier oder ein Logie genannt.

Zu einer guten Wohnung gehören helle, geräumige und trockene Stuben, luftige und geräumige Kammern, bequeme und helle Treppen. Die Küche, der Keller und der Boden müssen ebenfalls geräumig und luftig seyn. Solche Häuser, deren Mauern und Wände bloß von Steinen aufgeführt sind, werden massive Häuser genannt, und sind die dauerhaftesten. Ein massives Haus kann einige hundert Jahre stehen, wenn es von Zeit zu Zeit gehörig ausgebessert (reparirt) wird.

In manchen Häusern giebt es auch Wohnungen für Thiere, oder Ställe. Die Ställe haben keine Fenster und keine Oefen. Warum nicht? In den Ställen findet man auch nicht Stühle, Tische, Spiegel, Spinden oder Schränke. Aber in manchen Ställen steht ein Bett. Für wen?

Ich bin ein Mensch; denn ich kann mich bewegen, wie ich will (willkührlich), ich kann empfinden, begehren und denken. Ich habe schon Schmerz,

Freude, Mitleiden, Angst und Furcht empfunden. Auch die Thiere können Vergnügen und Scherz empfinden. Der Hund freut sich, wenn er seinen Herrn sieht; er wimmert und heult vor Schmerzen, wenn er von einem andern Hunde gebissen worden ist. Ich kann meine Freude und meinen Schmerz durch Worte zu erkennen geben, ich kann sprechen; das Thier kann nicht sprechen.

Ich gehe aufrecht, kann meinen Kopf in die Höhe richten, und ihn nach allen Seiten herumdrehen. Die Thiere gehen zur Erde gebückt, und können den Himmel nicht ansehen. Ich kann sehen, hören, fühlen, schmecken und riechen. Dieß können die Thiere auch; sie haben, gleich den Menschen, fünf Sinnen. Manche Thiere können sogar schärfer sehen und schärfer riechen, als die Menschen.

Ich weiß, daß ich meine Füße zum Gehen, meine Augen zum Sehen, meine Ohren zum Hören, meine Zunge zum Schmecken, meine Nase zum Riechen gebrauchen, und daß ich an allen Theilen meines Körpers fühlen kann; aber ein Thier weiß dieß nicht.

Ich kann darüber nachdenken, wozu man Eisen, Steine, Kalk, Holz und andere Dinge gebraucht: aber die Thiere können nicht nachdenken. Ich kann begreifen, warum ein Ding so seyn muß, wie es ist; z. B. warum ein Haus Fenster, Thüren und Schornsteine haben; warum der Ofen von Thonerde, und nicht von Holz gemacht werden; warum man die Pflanzen begießen, und die Erde umgraben muß. Ich kann begreifen, warum jeder Topf einen Henkel haben, und warum ein Messer vorne scharf, am Rücken aber glatt und stumpf seyn muß. Ich weiß, warum meine Schuhe von Leder, und nicht von Holz oder Blech, oder von Tuch gemacht sind, und warum ein Wagen nicht mehr als vier Räder haben darf.

Ich kann einsehen, warum ich nicht immer thun darf, was ich will; warum ich thun soll, was meine Eltern und Lehrer wollen; warum ich folgsam, fleißig und aufmerksam seyn soll. — Ich weiß, warum die Thüren hoch, die Dächer schräge, die Keller gewölbt sind; warum die Küchen einen Heerd von Steinen und

nicht von Holz haben, und die Straßen gepflastert seyn müssen.

Ich begreife, daß der Tisch und die Bank einander ähnlich sind, und weiß auch, worin diese Aehnlichkeit besteht. Ich bemerke, daß beide aus Holz gemacht sind, beide sich durch den Gebrauch abnützen, beide im Feuer verbrennen (brennbar sind), und beide vier Füße haben. Aber ich sehe auch ein, daß beide einander unähnlich oder von einander verschieden sind; denn ich bemerke an dem einen manches, was an dem andern nicht ist, z. B. —

Die Rose ist der Nelke ähnlich; denn beide sind Blumen; beide haben einen schönen Geruch und schöne Farben; beide haben eine Wurzel, Blätter und Stengel; beide entstehen aus einer Knospe; beide blühen eine kurze Zeit, und verwelken dann. Aber die Rose ist auch von der Nelke verschieden: denn sie hat einen andern Geruch, sie hat nur Eine Farbe, die Nelke aber ist gewöhnlich bunt. An der Rose sind Stacheln, aber an der Nelke nicht. Die Rose hat breite und runde Blätter, die Nelke hat schmahle und länglichte. Ich habe jetzt die Rose mit der Nelke verglichen, ich habe aber auch beide von einander unterschieden. Dieß können die Thiere nicht, denn sie haben keinen Verstand.

Ich kenne allerlei Dinge, welche ich mit Aufmerksamkeit angesehen oder betrachtet habe. Ich kenne z. B. eine Menge Pflanzen, welche in dem Garten wachsen, z. B. Mohrrüben (Möhren), Bohnen, Erbsen, Gurken, Weinstöcke, Rettige, Salatkräuter, allerlei Arten von Kohl oder Kraut, Petersilie, Schnittlauch, Salbei, Spargel, Pfefferkraut. Ich kenne das Unkraut und weiß es von den nützlichen Pflanzen zu unterscheiden.

Auf dem Felde wächst Roggen, Weizen, Gerste, Hafer, Flachs, Hanf und Kohl. Auch Linsen, Bohnen, Erbsen und Kartoffeln wachsen auf dem Felde, und werden daher Feldfrüchte genannt.

In den Baumgärten wachsen Birnen, Aepfel, Pflaumen (Zwetschen) Kirschen, Aprikosen, Pfirsichen und Nüssen. Zwischen den Bäumen stehen allerlei Stauden und Sträucher. Daran wachsen Johannisbeeren, Stachelbeeren, Brombeeren, Himbeeren u. a. m.

Alle diese Früchte kann man essen (sie sind eßbar und gesund), wenn sie reif sind. Unreife Früchte sind schädlich.

Die Bäume versorgen uns nicht nur mit ihren saftigen Früchten, sondern sie erfreuen uns auch im Frühling durch ihre schneeweißen und rosenrothen Blüthen, erquicken uns an heißen Sommertagen durch ihren Schatten, und wärmen uns im Winter durch ihr Holz.

Der Baum steht fest, weil er eine starke Wurzel hat, welche tief in die Erde hineingeht. Auf der Wurzel steht der Stamm, welcher mit einer festen Rinde wie mit einem Kleide umgeben ist. Um die Spitze des Stammes herum sitzen die Aeste, und an den Aesten sitzen die Zweige, an den Zweigen die Blätter und die Früchte. Am Anfange des Frühlings sind noch keine Blätter und keine Früchte an den Zweigen zu sehen, sondern nur Knospen. Diese brechen endlich auf, und daraus entstehen dann Blüthen und Blätter. Aus den Blüthen enstehen die Früchte. Die Blätter zieren den Baum, und schützen die Früchte vor der brennenden Sonne. Wenn ein Baum seine Blätter verliert, ehe die Früchte reif sind, so verdorren oder vertrocknen die Früchte.

Wenn die Rinde eines Baumes beschädiget ist, so wird der Baum krank, und stirbt endlich ab, oder geht aus. Darum ist es sehr unrecht, und verdient harte Strafe, wenn Kinder aus Muthwillen in der Rinde der Bäume schneiden, oder die Rinde abreissen. Ich will nie einen Baum beschädigen: aber ich will mich über einen gesunden und blühenden Baum freuen.

Die Thiere haben nicht einerley Gestalt; es ist ein großer Unterschied zwischen einem Hunde, einem Sperling, einem Hecht, einem Frosch, einer Spinne und einer Schnecke. Der Hund hat vier Füße, und gehört daher zu den vierfüßigen Thieren; der Sperling hat nur zwei Füße und zwei Flügel, er gehört deswegen zu den Vögeln. Der Hecht hat keine Füße und keine Flügel; er hat auch keine Haare,

wie der Hund, und keine Federn, wie der Sperling, sondern Schuppen. Er kann nicht gehen, wie der Hund, und nicht fliegen, wie der Sperling, aber er kann schwimmen, d. h. sich im Wasser schnell von einem Orte zum andern bewegen. Dazu gebraucht er die Floßfedern und den Schwanz. Er gehört zu den Fischen, und lebt nur im Wasser.

Der Frosch hat zwar vier Füße, aber seine Hinterfüße sind lang, und er gebraucht sie weniger zum Gehen, als zum Schwimmen. Er kann auch nicht gehen, sondern nur hüpfen oder springen. Er lebt im Wasser und auf dem Lande, und gehört zu den Amphibien.

Die Spinne (Kanker) hat 8 Füße, und kein rothes und warmes, sondern kaltes weißlichtes Blut. Ihr Leib hat mehrere Einschnitte oder Kerben. Sie gehört zu den Insekten. Die Schnecke hat keine Füße, und kann nur kriechen. Sie hat auch kaltes weißliches Blut, und gehört zu den Würmern.

Fast jedes Thier hat eine besondere Stimme. Die Fische, die Würmer und die Insekten scheinen keine Stimme zu haben. Die angenehmste Stimme hat der Mensch. Ich habe gehört, wie die Nachtigall und die Lerche singt, der Storch klappert, der Hund bellt und knurrt, die Ziege meckert, das Schaaf blökt, der Pfau schreit, das Ferkel quikt, die Maus pfeift, das Pferd wiehert, der Schwan zischt, der Frosch quackt und die Grille zirpt.

Die Thiere haben von Natur eine warme Kleidung. Einige sind mit starken Haaren oder mit Wolle, andere mit Federn, noch andere mit Schuppen, einige mit Borsten oder Stacheln bedeckt.

Die wilden Thiere, welche in den Wäldern leben, und sich vor dem Menschen fürchten, suchen sich selbst ihre Nahrung. Die zahmen Thiere werden von den Menschen gefüttert. Ihre Nahrungsmittel sind sehr verschieden. Einige bringen andere Thiere um (würgen sie), und fressen sie dann auf. Diese heißen Raubthiere; andere fressen todte Thiere, welche schon in Fäulniß gerathen sind (Aas); noch andere leben von Gras, Kräutern, Wurzeln, Knospen, Blättern, Holz, Blumensäften, Körnern, Spreu, und sogar von giftigen Pflanzen.

Ochsen, Kühe, Schaafe, Pferde und Ziegen fressen Gras und Kräuter. Hunde und Katzen fressen Fleisch: Hühner und Gänse Korn, besonders Gerste. Die Bienen nähren sich von Blumensäften, die meisten Würmer von Wurzeln, die Raupen von Blättern.

Die äußeren Glieder der Thiere sind sehr verschieden. Einige haben Arme und Beine, nehmlich die Affen; andere haben weder Arme, noch Beine, noch irgend ein anderes Bewegungswerkzeug, sondern bloß einen Schwanz, wie die Schlangen. Einige haben zwei, andere vier, noch andere sechs oder acht, ja einige sogar mehr als hundert Füße. Der Kellerwurm, ein Insekt, hat 14 Füße. Einige haben Flügel, andere Flossen, noch andere Fühlhörner und Fühlfäden. Ich weiß einige Thiere zu nennen, welche Fühlhörner, und einige, welche Fühlfäden haben.

Einige Thiere haben außerordentlich scharfe Sinnen. Die Raben und die Hunde haben einen überaus scharfen Geruch, und der Adler hat ein bewundernswürdig scharfes Gesicht. An einigen Thieren, z. B. an dem Regenwurm, bemerkt man gar keine Sinnenwerkzeuge, keine Ohren, keine Augen und keine Nase.

Die Thiere schlafen, wenn sie ermüdet sind, und einige schlafen mit offenen Augen, z. B. die Hasen; andere im Stehen, z. B. die Pferde; manche nur am Tage, weil sie des Nachts auf Raub ausgehen, z. B. die Eulen und verschiedene wilde Thiere. Einige Thiere schlafen den ganzen Winter hindurch, und wachen nicht eher auf, als bis die Luft warm wird.

Jedes Thier hat Feinde, gegen die es sich wehren oder in Sicherheit setzen muß: aber jedes Thier weiß sich auch gegen seinen Feind zu schützen, wenn es angegriffen wird. Durch Beißen, Ausschlagen mit den Hinterfüßen, Stoßen, Stechen, Laufen oder Verkriechen wissen sie ihre Feinde abzuwehren, oder sich vor ihnen in Sicherheit zu setzen. Einige die im Wasser leben, wissen das Wasser trübe zu machen, wenn sie verfolgt werden, andere vertreiben durch einen Gestank, den sie von sich geben, ihre Feinde, noch andere stellen sich todt, oder rufen durch ängstliche Töne andere zur Hülfe herbei.

Mit großer Sorgfalt pflegen und nähren die Thiere ihre Jungen. Ehe sie noch geboren sind, haben sie schön ein weiches warmes und sicheres Lager für die Jungen bereitet. Einige Thiere, wie z. B. die Hunde, Katzen, Pferde, Kühe und Ziegen bringen lebendige Junge zur Welt, und säugen sie an ihren Brüsten, daher sie Säugethiere genannt werden. Die Vögel und die Fische legen Eier, aus welchen nach einiger Zeit vermittelst der Wärme die Jungen entstehen.

Die Vögel leben in der Luft, und haben eine sehr leichte Bekleidung von Federn; andere Thiere leben im Wasser, und diese sind meistentheils mit schleimigten Schuppen bekleidet, wie die mehresten Fische; noch andere leben unter der Erde, wie die Hamster, Maulwürfe, Ratten, Mäuse und Würmer, und diese haben entweder eine Bedeckung von Haaren, oder eine glatte dehnbare Haut. In sehr kalten Ländern haben die Thiere eine vorzüglich warme Bekleidung.

Die Säugethiere haben eine sehr verschiedene Bekleidung. Ihre Haut ist entweder mit Haaren, oder mit Wolle, oder mit Borsten, bei einigen auch mit Stacheln, Schuppen oder Schilden bewachsen.

Der Nuzzen, welchen die Säugthiere den Menschen gewähren, ist unbeschreiblich groß. Ohne Schaafe, Ochsen und Kühe würden wir nicht leben können: denn das Schaaf muß seine Wolle hergeben, damit wir uns Kleider machen können; das Fleisch des Ochsen (Rindfleisch) ist unser kräftigstes Nahrungsmittel, und seine Haut ist uns unentbehrlich, weil daraus das Leder gemacht wird, wovon der Schuhmacher die Schuhe und Stiefel verfertigt. Der Ochse ist in vielen Ländern bei der Bebauung des Ackers unentbehrlich, denn er zieht den Pflug. Die Kuh giebt uns Milch, woraus wir Butter und Käse, zwei vorzügliche Nahrungsmittel, machen. — Auch die Pferde sind überaus nützlich zum Reiten, Fahren und Pflügen, und die Esel sind in bergigten Ländern unentbehrlich, weil sie so starke und unermüdete Lastträger sind.

Eben die Dienste, welche uns Pferde und Ochsen leisten, leistet in kalten Ländern das Rennthier, und in heißen Ländern das Kameel.

Die Vögel erfreuen uns durch ihren Gesang, dienen uns zur Speise und sind uns noch auf mancherlei Weise nützlich: theils durch ihre Federn und Eier, theils dadurch, daß sie das Aas oder die todten Thiere verzehren, viele schädliche Thiere vertilgen, und besonders die Frösche, Schlangen und Eidechsen, welche sich so sehr vermehren, wegfangen und vermindern. Es giebt Hausvögel oder hühnerartige Vögel, Wasservögel, oder Schwimmvögel, Sumpfvögel, Singvögel, Waldvögel und Raubvögel. Ich weiß einen Hausvogel, einen Wasservogel, vier Singvögel, einen Sumpfvogel und einen Raubvogel zu nennen.

Die Fische sind dem Menschen als Nahrungsmittel sehr nützlich. Es giebt Länder, deren Einwohner das ganze Jahr hindurch fast einzig und allein von Fischen leben. Auch der Thran der Häringe und die Haut mancher Fische ist sehr brauchbar.

Auch unter den Amphibien giebt es verschiedene, welche dem Menschen zur Nahrung dienen, besonders die Schildkröten und die Frösche.

Die Insekten werden uns vorzüglich dadurch sehr nützlich, daß sie eine große Menge Unkraut theils im Keim ersticken, theils vertilgen, wenn es aufgewachsen ist. Auch verzehren sie das Aas, oder die todten Thiere, welche sonst die Luft verderben würden. Verschiedene Insekten sind eßbar, z. B. die Krebse und die großen Heuschrecken. Von den Bienen erhalten wir den süßen Honig und das nützliche Wachs. Manche Insekten geben schöne Farben. Die Spanischen Fliegen sind ein vortreffliches Heilmittel.

Unter den Würmern sind auch verschiedene eßbar, z. B. die Austern. Die Muschelschalen werden von den Künstlern auf mancherlei Weise verarbeitet, besonders die Perlenmutter. Der so nützliche Badeschwamm ist das Gehäuse eines Wurmes. Die Blutigel sind ein sehr wirksames Heilmittel.

Die Thiere, deren Häute sehr brauchbar sind, weil Leder daraus gemacht wird, sind folgende: Ochsen, Kälber, Schaafe, Pferde, Schweine, Ziegen, Hirsche, Rehe und Esel. Auch aus der Haut eines Fisches, welcher der Sägefisch heißt, wird Sohlenleder gemacht. Das Leder, welches aus Ochsenhäuten ge-

macht wird, heißt Rindsleder, und das, welches aus Pferdehäuten gemacht wird, heißt Roßleder, weil man die Pferde auch Rosse nennt. Den zahmen Schweinen wird die Haut nicht abgezogen, sondern nur den wilden. Ich habe schon Bücher gesehen, welche in Schweinsleder eingebunden waren.

Aus der Eselshaut macht der Pergamentmacher schönes Pergament, worauf man mit Bleistift schreiben, und das Geschriebene wieder auslöschen kann.

Wenn die Felle oder Häute der Thiere dicht mit weichen wolligten Haaren bewachsen sind, so werden Pelze daraus gemacht. Wie heißt der Mann, welcher die Pelze macht? Sind die Haare zu kurz, so krätzt man sie ab, und gebraucht sie zur Verfertigung der Hüte.

Die Thiere, deren Fleisch gegessen wird, sind folgende: Ochsen, Kälber, Hammel, Lämmer, Schweine, Ziegen, Hirsche, Rehen, Haasen, Hühner, Gänse, Enten, Puten, Tauben, Krammetsvögel, Lerchen, Fasanen, Rebhühner u. m. a. Auch das Blut und die Milch einiger Thiere gehört zu den Nahrungsmitteln der Menschen, besonders die Milch der Kühe, Schaafe und Ziegen. In manchen Ländern wird auch Pferdemilch getrunken. Die Eselsmilch ist sehr gesund, und wird sogar als ein Heilmittel bei manchen Krankheiten gebraucht.

Zur Speise dienen dem Mensche die Frücht der Bäume und Stauden, und die Wurzeln und Blätter vieler Pflanzen und Kräuter, z. B. die Wurzeln der Petersilie und des Sellerie, die Zuckerwurzeln, die Blätter der Kohlpflanzen, des Sauerampfers, des Spinats und der Salatpflanzen.

Der Mensch soll mit den Speisen nicht bloß seinen Hunger stillen, sich sättigen, sondern sie sollen ihm auch gut schmecken, er soll sich mit Vergnügen sättigen. Darum hat Gott so gütig dafür gesorgt, daß es Dinge giebt, womit man die Speisen würzen, das heißt: ihnen einen Wohlgeschmack geben kann, und einige dieser Gewürze sind fast überall im Ueberfluß vorhanden.

Die Gewürze, welche bey uns häufig wachsen oder gefunden werden, sind: Salz, Salbei, Majoran, Thymian, Dill, Petersilie, Zwibeln, Kümmel und Kürbel. Die ausländischen Gewürze sind: Baumöhl, Zucker,

Pfeffer, Zimt, Muscaten-Nüsse und Muscaten-Blüthe, Nägelein, Ingwer und Kardamom. Auch der Essig gehört zu den Gewürzen. Man hat Bieressig und Weinessig.

Nächst dem Brode sind die Kartoffeln das allgemeinste und wohlfeilste Nahrungsmittel. Man kann sie auf mancherlei Art, auch als Mehl und Stärke benutzen, und sie lassen sich den ganzen Winter hindurch in Kellern und Gruben aufbewahren. Auch als Viehfutter sind sie sehr brauchbar.

Es giebt mancherlei Arten von Erde, z. B. Sand, Lehm, Thon, Kreide, Kalk. Den Sand gebraucht der Maurer, um ihn mit Kalk zu vermischen. Den feinen Sand streut man auf die nasse Schrift, damit sie nicht verlösche, auch bestreut man die Stuben damit. — Den Lehm gebraucht der Töpfer, wenn er einen Ofen setzen will; auch zum Bauen wird er gebraucht. Die Bauerhäuser haben gewöhnlich Lehmwände. Die Scheunen und Ställe haben einen Fußboden von festgestampftem Lehm. — Der Thon wird von dem Töpfer zu Töpfen, Schüsseln, Näpfen und Krügen verarbeitet. Die Kreide wird zum Schreiben und Malen, der Kalk zum Bauen gebraucht.

Die Steine werden auf mancherlei Weise benutzt. Einige, welche Sandsteine heißen, werden zum Mahlen oder Zermalmen des Korns in der Mühle gebraucht, und werden Mühlsteine genannt, wenn sie behauen und abgerundet sind. Andere gebraucht man zum Schleifen der Messer, Scheeren, Beile und Degen; noch andere zum Bauen und Pflastern der Straßen, besonders die Kalksteine, Sandsteine und Kieselsteine; auch den Marmor, welcher sehr schön aussieht, wenn er geschliffen und polirt ist. Einige kostbare und vorzüglich schöne Steine dienen den Menschen zum Schmuck, und diese heißen Edelsteine. Der Diamant ist ein Edelstein, und zwar ein sehr nützlicher Edelstein, denn man kann Glas damit zerschneiden, und er ist dem Glaser unentbehrlich.

Zu den nutzbarsten Steinen gehört der Feuerstein oder Kreide-Kiesel. Er wird besonders als Flin-

tenstein gebraucht, aber auch zur Verfertigung des Glases in den Glashütten. Auch der Schiefer gehört zu den brauchbarsten Steinen. Er wird zum Dachdecken, aber auch als Schreib-Material, und als Werkzeug zum Schreiben gebraucht.

Der Krystall hat den Glanz und die Farbe des schönsten weißen Glases. Die Namen der vorzüglichsten Edelsteine sind folgende: Chalcedon, Karneol, Achat, Jaspis, Chrysopras, Granat, Hiacinth, Rubin, Smaragd, Topas, Sapphir.

In der Erde findet man Gold, Silber, Kupfer, Eisen, Zinn, Blei, Steinkohlen, Torf, Steinsalz, Edelsteine, Schwefel. — Aus Gold, Silber und Kupfer macht man Münzen oder Geld. Dukaten, Louisdore und Karolinen sind Goldmünzen.

In einem Lande liegen Städte, Flecken und Dörfer. In den Dörfern wohnen die Landleute oder Bauern, welche sich mit dem Ackerbau und der Viehzucht beschäftigen. In den Wäldern wohnen die Jäger und die Kohlenbrenner. An den Flüssen und Seen wohnen die Fischer. Zwischen den Städten und Dörfern liegen Felder, Wiesen, Wälder, Gebüsche, Berge, Felsen, Hügel, Gebürge, Thäler, Ebenen, Moräste und Sümpfe, Seen, Teiche, Flüsse, Bäche und Quellen.

Alles, was außerhalb einer Stadt oder eines Dorfes liegt, wird Feld genannt, oder auch Acker, wenn es ein bebautes, d. h. gepflügtes und besäetes Feld ist. Ein Feld, welches einen sehr feuchten Grund oder Boden hat, und auf welchem von selbst Gras und Klee wächst, wird eine Wiese genannt. Ist es nur ein großer mit Gras bewachsener Platz, der in einem Dorfe oder in einer Stadt liegt, so wird er ein Anger genannt, oder auch eine Weide (Vieh-Weide). Aber wie nennt man ein solches Stück Land, welches mit einem Zaun oder einer Mauer, oder einer Hecke eingeschlossen, und mit Obstbäumen, Blumen- und Küchen-Gewächsen bepflanzt ist?

Ein großes Feld, auf welchem starke und hohe Bäume in großer Menge, aber nicht nach der Ordnung,

nünig, bei einander stehen, wird ein Wald genannt. Wie wird aber ein solches Feld genannt, auf welchem keine Bäume, sondern viele Sträucher bei einander stehen? Ich weiß, daß ein Baum nur Einen starken Stamm, ein Strauch aber mehrere kleine und schwache Stämme hat.

Auf vielen Feldern giebt es Hügel oder kleine Erhöhungen des Bodens. Sind diese Erhöhungen sehr groß, so daß man viel Zeit und Mühe gebraucht, um auf die Spitze zu kommen, so werden sie — genannt. Besteht der ganze Berg aus Stein, so wird er ein Felsen genannt. Zuweilen sieht man auf den Feldern ganz kleine Erhöhungen von frischer Erde; diese rühren von den Maulwürfen her, welche die Felder durchwühlen, und großen Schaden anrichten. Felder, welche gar keine Erhöhungen haben, werden Ebenen genannt.

Der ebene Raum, welcher von zwei oder mehreren Bergen eingeschlossen ist, wird ein Thal genannt. Ist dieser Raum so enge, daß man kaum mit einem Wagen hindurch fahren kann, so heißt er eine Schlucht oder ein Hohlweg. Zuweilen sind in den Bergen Vertiefungen oder Höhlen, in welchen mehrere Menschen oder Thiere Platz findeu können; diese werden Grotten oder auch Felsklüfte genannt. — Aber wie nennt man eine ganze Reihe von hohen Bergen, welche wie aufgethürmt neben einander und über einander liegen? Manche Berge sind so hoch und steil oder jähe, daß man sie nicht an allen Seiten ersteigen kann. Ein Weg, der über solche Berge geht, wird ein Paß genannt.

Auf den Feldern kommt man zuweilen an solche Stücke Land, welche voller Wasser, und daher so weich sind, daß man einsinkt, wenn man darauf gehen will; diese werden Moräste genannt. Wo der Boden ganz mit Wasser bedeckt ist, und zwar mit einem trüben übelriechenden Wasser, da ist ein Sumpf. Ein ganz kleiner Sumpf, der vom Regen entstanden ist, wird eine Pfütze, oder auch ein Pfuhl genannt. Da, wo Sümpfe sind, halten sich verschiedene Vögel auf, welche daher Sumpfvögel genannt werden, besonders Reiher, Störche, Kraniche, Rohr=

dommeln, Schnepfen, Kiebitze und Wasserhühner.

Auch Seen findet man sehr häufig, beinahe in jedem Lande. Ein See ist ein großes und tiefes Gewässer, welches von allen Seiten mit Land umgeben ist, und nicht fließt, wenigstens nur ganz unmerklich. Da, wo der Boden sumpfigt oder morastig ist, kann man auch einen See machen, indem man eine Vertiefung gräbt, in welcher sich das Wasser sammelt. Einen solchen künstlichen See nennt man einen Teich. Auf den Seen und Teichen halten sich die Wasservögel auf, besonders Schwäne, Gänse, Enten, Taucher und Möven; denn diese Vögel nähren sich theils von Fischen, nnd die Seen sind gemeiniglich sehr fischreich. In den Seen wächst das Schilf, welches von den Korbmachern gebraucht wird.

An manchen Orten sieht man das Wasser aus der Erde hervorsprudeln. Ein solches Wasser wird eine Quelle genannt. Wo mehrere Quellen zusammenkommen, entsteht ein Bach oder ein kleiner Fluß. Das Wasser der Quellen ist gewöhnlich kalt, aber manche Quellen haben ein so heißes Wasser, daß man sich daran verbrennen kann. Vielen Kranken ist es sehr zuträglich, wenn sie sich in solchem Quellwasser baden, nachdem es sich ein wenig abgekühlt hat. Manche Quellen fließen beständig, manche nur zu gewissen Zeiten. Wenn eine Quelle nicht mehr fließt, so sagt man von ihr: sie ist versiegt.

Wenn man zwei Stunden lang rasch hinter einander fort gehen muß, um von einem Orte zum andern zu kommen, so liegen diese beiden Oerter eine Meile von einander. — Ein breiter Fahrweg, der zwischen Feldern, Wiesen und Bergen, oder auch über Berge und Thäler hinweg von einer Stadt zur andern führt, und mehrere Meilen lang ist, wird eine Landstraße genannt. Ein Weg, der an beiden Seiten mit Bäumen besetzt ist, heißt eine Allee.

Man kann auf mancherlei Art von einem Orte zum andern kommen, oder reisen: zu Fuße, zu Pferde, zu Wagen, und zu Schiffe. Am wohlfeilsten und sichersten reist man mit der Post. So nennt

man einen Wagen, welcher in jeder Woche an einem bestimmten Tage und zu einer bestimmten Stunde von einem Orte zum andern fährt, und nicht nur allerlei Sachen, Briefe und Geld, sondern auch Reisende mitnimmt. Wer in einem solchen Wagen reist, wird ein Passagier genannt. Der Mann, welcher den Postwagen fährt, heißt der Postillion, und derjenige, welcher mitfährt, um auf die Sachen, welche auf dem Postwagen sind, Acht zu geben, damit nichts davon verlohren gehe, heißt der Schirrmeister oder Schaffner.

Wer einen Brief mit der Post wegschicken will, muß ihn versiegeln, und darauf den Namen und den Wohnort desjenigen, welcher den Brief erhalten soll, deutlich schreiben. Dieß nennt man die Adresse des Briefes. So wird er in dem Posthause abgegeben, und ein bestimmtes Geld dafür bezahlt, welches das Brief Porto genannt wird. Je nachdem der Brief leicht oder schwer ist, wird wenig oder viel dafür bezahlt.

Eine Reise, welche man in Einem Tage vollenden kann, wird eine Tagereise genannt. Die größte Reise, welche ein Mensch machen kann, ist die Reise um die Erde. Wer diese macht, hat einen Weg von 5400 Meilen zu fahren. Da die Erde von allen Seiten mit einem sehr großen und tiefen Wasser, welches das Meer genannt wird, umgeben ist, so kann man am besten zu Schiff um die Erde herum reisen. Dieß haben auch schon verschiedene Menschen versucht, und die meisten sind glücklich wieder zurück gekommen.

An den Landstraßen, in den Städten, Flecken und Dörfern findet man Häuser, in welchen jeder Reisende für Geld Wohnung, Nahrung (Zehrung), und allerlei Bequemlichkeiten haben kann. Diese Häuser heißen Wirthshäuser, oder Gasthöfe, oder Herbergen. Der, welchem ein solches Haus gehört, heißt ein Gastwirth.

Da, wo zwei Wege sich kreuzen oder zusammenkommen, ist ein Scheideweg. Man pflegt an den Scheidewegen einen hölzernen Wegweiser aufzustellen. Dieß ist ein Pfahl, an welchem zwei oder drei hölzerne Aerme befestigt sind. Auf jedem Arme steht der

Name und die Entfernung des Ortes, nach welchem der Weg führt, auf den der Arm hinweist. So bewahrt man die Reisenden vor dem Verirren; denn wer den rechten Weg verfehlt, verirrt sich.

Wer oft auf Reisen gewesen ist, hört und sieht sehr vieles, lernt allerlei Menschen, Thiere, Pflanzen, allerlei Städte und Länder kennen, bekommt viel Erfahrung. Wer noch nicht viel gesehen und gehört hat, ist unerfahren. Kinder haben noch wenig Erfahrung. Warum?

Die Stadt, in welcher ich wohne, heißt? — Diese Stadt liegt in einem Lande, welches — genannt wird. Dieß Land nenne ich mein Vaterland, weil — ? Mein Vaterland ist groß; es liegen viele Städte, Flecken und Dörfer darin, in welchen viele tausend Menschen wohnen. Alle die Menschen, welche in Einem Lande beisammen wohnen, und einerlei Sprache reden, machen zusammengenommen ein Volk aus. Ich weiß, daß mein Vaterland ein Theil eines sehr großen Landes ist, welches Deutschland heißt. Ich habe gehört, daß 2300 Städte in Deutschland liegen, und daß viele Millionen Menschen darin wohnen. Die größten unter den Deutschen Städten weiß ich zu nennen. Sie heißen: Wien, Berlin, Hamburg, Dresden, Frankfurt am Main, Bremen, München und Augsburg.

Das große Deutschland mit seinen vielen tausend Städten, Flecken und Dörfern macht doch nur einen sehr kleinen Theil von einem viel größeren Lande aus, welches Europa heißt, und auch das große Europa ist nur ein kleiner Theil der unermeßlich großen Erde; die Erde ist aber wiederum ein sehr kleiner Theil der Welt, d. h. alles dessen, was Gott geschaffen hat. Denn zu der Welt gehören alle die unzählbaren Gestirne, die wir in einer hellen Nacht am Himmel erblicken, und die Sonne allein ist viel tausendmal größer, als unsre Erde.

Wenn wir aus unserem Vaterlande wegreisten, und bis dahin kämen, wo es sich endigt, und ein anderes Land sich anfängt, so wären wir an die Gränze unseres Vaterlandes gekommen.

In großen Städten wohnen Soldaten mit ihren Officieren (diese machen zusammen genommen die

Garnison oder das Militär, die Besatzung der Stadt aus), Künstler, Kaufleute, Gelehrte, Handwerker, Tagelöhner und Bettler oder Arme, in schlechten, guten, schönen und prächtigen Häusern. Eine Stadt, in welcher ein König oder ein Fürst, oder ein anderer regierender Herr wohnt, wird eine Residenzstadt genannt. Wien ist die Residenzstadt des Oesterreichischen Kaisers. Berlin ist die Residenzstadt des Königs von Preußen. Dresden ist die Residenzstadt des Königs von Sachsen. Das Haus, in welchem ein König oder ein Fürst wohnt, wird ein Schloß oder auch ein Pallast genannt

Eine Stadt, in welcher sehr viele Kaufleute wohnen, und wo also Handel getrieben wird, nennt man eine Handelsstadt. Die Handelsstädte liegen gewöhnlich an großen Flüssen, weil man große Lasten am besten zu Schiffe von einem Orte zum andern bringen kann. Diejenigen Dinge, welche ein Kaufmann zum Verkauf ausbietet, werden Waaren genannt. Ein Haus oder ein großes Zimmer, worin die Waaren in großer Menge aufbewahrt werden, heißt ein Waarenlager.

Nicht alle Waaren werden auf einerlei Art verkauft. Manche werden gemessen, manche gewogen, manche gezählt. Einige werden stückweise, nach der Größe oder Schönheit verkauft. Das, womit man mißt, wird ein Maaßstab oder ein Maaß genannt. Das Holz wird mit einem hölzernen Maaßstabe gemessen, welcher ein Schuh oder ein Fuß heißt, weil er ungefähr so lang ist, wie der Fuß eines erwachsenen Menschen. Die Leinwand, das Tuch, und überhaupt alle baumwollene und seidene Zeuge werden gewöhnlich mit einer Elle gemessen. Die Elle ist noch einmal so lang, als der Fuß, und hat ungefähr die Länge eines Armes.

Die flüßigen Dinge z. B. Oehl, Wein, Bier, Essig, Syrup und Branntewein werden nach Kannen oder Quarten oder Maaßen gemessen. Man bedient sich dazu verschiedener Gefäße von einer genau bestimmten Größe. — Die Butter, der Zucker, das Brod und viel andere Waaren werden auf einer Waage gewogen. Man bedient sich dazu verschiedener Ge-

wichte, welche Quentchen, Lothe, Pfunde und Centner heißen.

Früchte werden entweder gezählt oder gemessen. Auch die Eier werden gezählt Fünfzehn Stück nennt man ein Mandel. Sechzig Stück machen ein Schock aus. Das Getreide wird nach Wispeln, Scheffeln, Vierten und Metzen gemessen.

Dasjenige, womit ein Mensch sich beschäftigt, und wodurch er sich nährt, nennt man sein Gewerbe. Ackerbau, Gartenbau, Viehzucht und Handel sind Gewerbe. Auch die verschiedenen Handwerke und Künste gehören zu den Gewerben. Wer sich mit dem Ackerbau beschäftigt, heißt ein Bauer, oder ein Landmann. Wer sich auf den Gartenbau versteht, heißt ein Gärtner. — Uhrmacher, Bildhauer, Mahler, Kupferstecher sind Künstler. Tischler, Drechsler, Schlosser, Maurer, Zimmerleute, Bäcker, Brauer sind Handwerker. Ich weiß die Handwerker zu nennen, welche sich mit der Verarbeitung des Eisens beschäftigen. Ich kenne auch diejenigen, welche für die Kleidung und Nahrung arbeiten.

Ueberall, wo Menschen wohnen, hat Gott dafür gesorgt, daß sie, bei Fleiß und Sorgfalt, alles haben, was sie zur Befriedigung ihre Bedürfnisse gebrauchen. Denn wenn gleich nicht jedes Land so viel hervorbringt, als seine Bewohner zu ihrer Erhaltung bedürfen, so können sie sich doch durch den Handel das Fehlende leicht verschaffen. Aber welches sind denn die Bedürfnisse der Menschen? Leset mit Aufmerksamkeit, was nun folgt, so werdet ihr sie kennen lernen.

Wenn ich mir den Mund und die Naselöcher zustopfte, so würde ich sterben, denn ich müßte ersticken. Unaufhörlich muß der Mensch durch den Mund und die Nase Luft einziehen oder einathmen, wenn er leben soll.

Wenn ein Mensch das Unglück hätte, auf eine wüste Insel zu gerathen, wo er weder Speise, noch Trank, also gar keine Nahrungsmittel fände, so müßte er vor Hunger und Durst sterben. — Wer im harten Winter weit über das Feld gehen muß, und zuletzt nicht mehr

fort kann, der erstarrt endlich vor Frost, und muß sterben; denn ohne Wärme kann kein Mensch leben.

Wenn man ein neugebornes Kind auf das freie Feld hinlegte, und weder für seine Ernährung, noch für seine Reinigung, Erwärmung und Bekleidung sorgte, so müßte es umkommen, oder es würde wenigstens nicht verständig werden, nicht sprechen und nicht aufrecht gehen lernen, denn die Kinder lernen vorzüglich dadurch gehen und sprechen, daß sie die Sprache und den Gang der Erwachsenen nachahmen, und werden besonders durch die Anweisungen und Belehrungen der Erwachsenen verständig. — Also Luft, Wärme, Nahrung, Kleidung, Wohnung und Beisammenseyn mit seines Gleichen ist dem Menschen zur Erhaltung seines Lebens nothwendig. Alles dieß bedarf jeder Mensch, um zu leben, es sind Bedürfnisse.

Aber wir alle könnten leben, wenn wir auch keinen Wein zu trinken, keinen Kuchen zu essen, und keine seidene Kleider anzuziehen hätten. Diese Dinge bedarf also der Mensch nicht; sie sind nicht nothwendig zu seiner Erhaltung, sie gehören nur zum Wohlseyn. Wer recht müde ist, der schläft auch auf der bloßen Erde sanft und ruhig, aber er schläft freilich lieber auf einem weichen Bette. Auf der harten Bank läßt sich's recht gut sitzen und ausruhen, aber freilich sitzt es sich auf dem weich gepolsterten Stuhle bequemer und angenehmer. Ein Rock von dem gröbsten Tuche thut recht gute Dienste; denn er schützt vor Kälte, Wind und Regen: aber es ist freilich angenehmer, einen Rock von feinem Tuche zu haben, der mit schönen Knöpfen besetzt ist. Also weiche Betten, gepolsterte Stühle, und Röcke von feinem Tuche gehören nicht zu den Bedürfnissen, sondern zu den Bequemlichkeiten und Annehmlichkeiten des Lebens, und zur Pracht, oder zum Putze. Aber wozu gehört der Spiegel, die Uhr und die Violine?

Wenn wir hinreichende und gesunde Nahrung, brauchbare Kleider und eine gute Wohnung haben, so wollen wir zufrieden seyn, wenn auch die Nahrung nicht ausgesucht und lecker, die Kleidung nicht kostbar

und glänzend, die Wohnung nicht prächtig, oder nicht ganz gemächlich ist.

Ich weiß, daß ich meinen Kleidern sehr viel Gutes zu danken habe. Sie schützen meinen Leib vor Kälte und Sonnenhitze, vor Wind, Regen und Staub, und bedecken zugleich diejenigen Theile meines Körpers, welche kein gesitteter und ehrbarer Mensch unbedeckt lassen darf.

Einige Kleidungsstücke sind auch manchen Handwerkern bei ihrer Arbeit nützlich und nothwendig, z. B. die Schürzen den Bäckern, Töpfern, Maurern und Zimmerleuten (Wozu?); das Schurzfell dem Bergmann; das blaue oder weiße Hemde, welches über den Rock gezogen wird, dem Fuhrmann u. a. m. Daher kann man auch schon oft an der Kleidung merken, was für ein Gewerbe einer treibt, oder zu welchem Stande er gehört. An seiner Kleidung kann ich den Soldaten von dem Handelsmanne, den Bedienten von seinem Herrn, den Bauern von dem Einwohner der Stadt, den Prediger von dem Kaufmann, den Bäcker von dem Schornsteinfeger unterscheiden.

Die Kleidung eines Soldaten, eines Unterofficiers und Postillions (Postknechts) wird die Mondur genannt. Die Kleidung eines Bedienten nennt man die Livree, und die Kleidung eines Officiers die Uniform.

An seiner Mondur (Kleidung) kann ich einen Cavalleristen (einen Soldaten, der zu Pferde dient,) von einem Infanteristen (einem Soldaten, der zu Fuße dient) unterscheiden.

Die Kleider dienen nicht bloß zur Beschützung und Erwärmung des Körpers, sondern auch zur Verschönerung desselben. Wenn sie besonders schön und kostbar sind, so werden sie Putz genannt. Der beste Putz ist eine reinliche Kleidung, welche nett und ordentlich sitzt, und ein gesundes, fröhliches Gesicht.

Ich weiß alle meine Kleidungsstücke zu nennen, und anzugeben, welche von Wolle, welche von Leder, welche von Baumwolle und welche von Flachs gemacht sind.

Meinen Hut hat der — von — gemacht. Das Tuch meines Rockes hat der — von — verfertigt. die Leinwand, wovon mein — gemacht ist, hat der — auf seinem Weberstuhle gemacht. Er gebraucht dazu —. Ich weiß auch, wovon die graue Leinwand weiß geworden ist. Sie hat auf der — gelegen. Meine Strümpfe sind —. Die Strickerin brauchte dazu — Garn. Meine Stiefeln hat der — von Leder gemacht. Das Leder ist — von dem — verfertigt worden.

Ich kann mit meinem Körper verschiedene Bewegungen machen, welche die Thiere nicht machen können. Ich kann nicht nur gehen, laufen, liegen, springen, sondern auch schnell aufspringen, mich bücken, meinen Körper nach allen Seiten wenden, tanzen, rutschen, knieen, sitzen. Ich kann andern meine Gedanken und meine Empfindungen durch Worte zu verstehen geben, oder sprechen; die Thiere können nicht sprechen. Um zu sprechen, gebrauche ich folgende Werkzeuge: die Lunge die Luftröhre, den Zapfen, die Zunge, die Zähne, die Lippen und die Nasellöcher.

Ich kann sehen, denn ich habe zwei gesunde Augen. Ich kann hören, denn ich habe zwei — —. Ich kann schmecken, denn ich habe eine Zunge und einen Gaumen. Ich kann riechen, denn ich habe eine Nase. An meinem ganzen Körper kann ich fühlen; ein besonders zartes Gefühl habe ich in den Fingern.

Ich sehe den Mond, die Sonne und die Sterne am Himmel; und auf der Erde sehe ich Menschen, Thiere, Bäume, Pflanzen, Kräuter, Steine, Berge, Hügel, Felder, Flüsse, Seen, Teiche, Bäche, Quellen, Städte und Dörfer. In der Luft sehe ich Vögel, Fliegen, Mücken, Schmetterlinge; in der Erde erblicke ich Würmer; im Wasser sehe ich Fische, Frösche, Schnecken und Würmer.

Ich höre den Gesang der Vögel, das Rollen des Donners, den Schall der Glocken, das Knallen einer Peitsche, das Wiehern eines Pferdes, das Rieseln eines Baches, die Töne der Musik, und den leisen Schlag einer Taschenuhr. Ich kann in weiter Ferne das Bellen eines Hundes, das Krähen eines Hah=

nes, den Schall einer Glocke und den Knall einer Flinte oder Kanone hören.

Ich fühle, daß das Feuer brennt, und das frische Quellwasser kühlt, daß die Sonnenstrahlen mich erwärmen, daß der Stein hart, die Wolle weich, das Eis kalt, der Spiegel glatt und der Hut rauh ist. — Ich schmecke die Süßigkeit des Zuckers, die Säure des Essigs, und die Bitterkeit der Mandel.

Ich rieche mit Wohlgefallen den Duft der Rose, des Veilchens, der Hyacinthe und der Aurikel. Ich rieche mit Mißfallen den Duft einiger Blumen, und empfinde den üblen Geruch des frischen Mistes.

Ich erinnere mich einer Geschichte, die ich vor einiger Zeit gehört; eines Fremden, den ich einmal gesehen; eines Schmerzes, den ich ehemals empfunden; eines Vergnügens, daß ich vor langer Zeit genossen; und dessen, was ich gestern in der Schule gelerht habe. Ich kann mir vorstellen, wie ein Schiff aussieht, denn ich habe schon oft Schiffe gesehen. Ich kann mir vorstellen, wie mein Vater, meine Mutter und mein Bruder aussehen, ob ich sie gleich jetzt nicht vor mir sehe.

Ich kann mich an alles, was ich gesehen, gehört, empfunden und gefühlt habe, deutlich erinnern, oder ich kann mir dieß alles vorstellen, ohne dazu meinen Kopf, meine Hand, meinen Fuß, meine Augen, Ohren und Nase zu gebrauchen. Die Kräfte, mit welchen ich mir etwas vorstelle, mich an etwas erinnere, über etwas nachsinne, etwas empfinde und etwas will, oder etwas verlange, sind keine Kräfte meines Leibes, sondern Kräfte meiner Seele oder Seelen-Kräfte. Meine Seele ist in mir, aber ich kann sie nicht sehen, sondern ich kann nur an meinen Vorstellungen, Gedanken und Empfindungen merken, daß ich eine Seele habe.

Hätte ich keine Seele, so könnte ich nichts begreifen, nichts lernen, nichts verstehen; ich könnte weder rechnen, noch schreiben, noch lesen; denn indem ich lese, oder rechne, muß ich zugleich denken, und denken kann ich nur mit meiner Seele.

Mit meiner Seele denke ich, indem ich rechne, an die Zahlen, welche ich zusammenzählen oder abzählen, theilen oder vervielfältigen soll. Mit mei-

ner Seele denke ich an den Menschen, von welchem der Lehrer etwas erzählt, oder von dem ich im Lesebuche etwas lese. Mit meiner Seele denke ich an das Spiel, welches ich spielen will, wenn die Schulzeit zu Ende ist. Mit meiner Seele denke ich, indem ich plaudern will, an die Strafe, welche der Lehrer auf das Plaudern gesetzt hat.

Ich könnte nichts Verständiges sagen, wenn ich keine Seele hätte, und nicht mit meiner Seele denken könnte. Ich spreche mit meinem Lehrer, ich antworte auf seine Fragen. Diese Antworten habe ich nicht erst auswendig gelernt, um sie dann herzusagen; ich habe über die Fragen meines Lehrers nachgedacht, und dann habe ich geantwortet.

Ich möchte meinen Rock nicht mit dem zerlumpten Rocke eines Bettlers vertauschen; denn ich habe beide mit einander verglichen, und bemerkt, daß mein Rock nicht zerrissen und nicht abgetragen, also besser, als der Rock des Bettlers ist. Indem ich beide Röcke mit einander vergleiche, und dann urtheile, daß der meinige besser ist, gebrauche ich meine Seele oder meinen Verstand. Ich entschließe mich, meinen Rock gegen keinen zerrissenen zu vertauschen, und gebrauche dabei meinen Willen oder meine Willenskraft.

Ich habe gesehen, wie es der Bauer macht, wenn er das Feld bauen, seinen Acker bestellen, oder ihn zur Saat zubereiten will. Er spannt Ochsen oder Pferde vor ein kleines Fahrzeug, welches der Pflug heißt, und vorne zwei Räder, hinten aber ein Gestelle hat, an welchem ein breites und scharfes Eisen befestiget ist, welches der Pflugschaar genannt wird. Mit diesem Pfluge fährt der Bauer über den Acker. Das scharfe Eisen schneidet tief in die Erde ein; ein zweites breiteres Eisen reißt sie auf, und macht, daß das unterste oben kommt, indem das aufgerissene Stück Erde sich umwendet. Dann wird der umgepflügte Acker mit Saamen von Roggen oder Gerste, oder Hafer oder Weizen bestreut; und dieser Saame wird vermittelst eines hölzernen Werkzeugs, das die Egge heißt, und aus mehreren zusammengefügten Haken besteht, unter

die Erde gebracht. Indem ich dieß alles sahe, erhielt ich einen Begriff vom Ackerbau.

Wer bis hieher mit Aufmerksamkeit und Nachdenken gelesen hat, wird folgende Fragen richtig beantworten können.

Was will der Hungrige? Was will der Durstige? Was will der Fleißige? Was will der Faule? Was will der Müde? Was will der Kranke? Was will der Eigensinnige? Was will der Dieb?

Alles, was man essen kann, heißt? Alles, was man sehen kann, heißt? Alles, was nicht viel kostet, heißt? Alles, was man nicht gebrauchen kann, heißt? Alle Thiere, welche ihre Jungen säugen, heißen? Alle Thiere, welche fliegen können, nennt man? An jeder Hand habe ich — An jedem Fuße habe ich — Mit meinen Händen kann ich — Mit meinen Füßen kann ich — Mit meiner Zunge kann ich —

Die Kinder, welche ihren Eltern nicht gehorchen, heißen? Die Kinder, welche ihren Eltern Freude machen, heißen?

Was soll der Unwissende? Was soll der Kranke? Was soll der Unartige? Was kann der Reiche? Was kann der Geschickte? Was kann der Starke? Was kann der Gesunde?

Welche Thiere kann der Mensch bei dem Ackerbau nicht entbehren? Welches Thier macht, daß er ruhig schlafen kann? Welchem Thiere verdanken wir es, daß wir sanft schlafen, und ein weiches Lager haben? Welche Thiere singen uns bei der Arbeit etwas vor? Welche ahmen die Sprache der Menschen nach? Welche Thiere sind uns unentbehrlich? Welche verwüsten unsere Gärten? Welche Thiere verwüsten die Felder?

Weißt du alles zu nennen, was in diesem Zimmer vom Schlosser verfertigt worden ist? Aber auch alles, was der Tischler verfertigt hat? Bemerkst du in diesem Zimmer auch Dinge, welche der Drechsler gemacht hat? Weißt du mir auch ein Ding zu nennen, welches von einem Künstler verfertigt, und zwar in dieser Stube befindlich, aber nicht sicht=

bar ist? Aber wie heißt das Ding, welches in keiner Stube fehlen darf, ob es gleich den größten Theil des Jahres ganz unbrauchbar ist? Was bemerkst du in dieser Stube, und besonders an deinen Kleidungsstücken, das sonst an einem Thiere gesessen hat? Nenne mir die hölzernen, die eisernen und die kupfernen Geräthschaften, welche in keiner Küche fehlen dürfen?

Nenne mir alle Theile deines Kopfes — alle deine Bedürfnisse — alles, was du in der Schule gebrauchst — alle die Thiere, deren Fleisch du gegessen hast? — Jetzt nenne mir einige vierfüßige Thiere, deren Name sich mit einem K. anfängt — und nun einige Vögel, deren Name sich mit eben diesem Buchstaben anfängt? Ich weiß einige Fische zu nennen, deren Name sich mit einem K. anfängt. — Nenne mir ein Gewürz, dessen Name sich mit einem P. anfängt. — Weißt du auch einige Erdarten zu nennen? Und einige Edelsteine? Jetzt nenne mir die wilden Thiere, deren Fleisch gegessen wird? Und nun diejenigen, deren Pelz kostbar ist? — Weißt du auch einige Thiere zu nennen, welche unter der Erde wohnen?

Nenne mir einige Dinge, welche von Natur eine grüne Farbe haben — und einige, welche von Natur schwarz sind? Jetzt einige, welche sehr leicht sind — aber einige, welche sehr schwer sind? Nenne mir den zehnten Buchstaben des Alphabets, den sechsten Monat im Jahre, die Winter-Monate, einen Frühlings-Monat und einen Herbst-Monat? Nun auch den Monat, in welchem du geboren bist? Nenne mir einige Dinge, welche im Wasser größer und weicher werden — einige, welche im Wasser schmelzen, und einige, welche auf dem Wasser schwimmen? — Nenne mir etwas sehr süßes, etwas sehr saures und etwas bitteres?

Wie heißen die Theile eines Holzwagens, eines Spinnrades, eines Messers, einer Feder, eines Fensters und einer Thür? Nenne mir einige Fehler, welche Kindern eigen sind — und die Tugenden eines guten Schülers.

Im Herbste ist die Luft — im Sommer ist sie — Im Herbste werden die Früchte — Im Frühlinge

bekommen die Bäume — Im Winter wird das Wasser zu — Wer im Winter nicht frieren will, muß —

Wer nicht arbeiten mag, sondern lieber müßig geht, heißt ein — Mensch. Wer in der Schule nicht fleißig und aufmerksam ist, kann nichts — und bleibt —?

Wenn im Winter viel Schnee gefallen ist, so fährt man in —. Auf dem Wasser fährt man in — oder —

Im Wasser leben die — In der Luft leben die — In der Erde wohnen die — Im Sumpfe leben die —

Alle Bäume, welche eßbare Früchte tragen, heißen — Ein Garten, in welchem solche Bäume in Menge wachsen, heißt — Die Birke trägt keine —; aber ihr Holz ist sehr — Die Eichen und die Roß-Kastanien tragen zwar Früchte, aber sie sind nicht — Die Bäume, welche uns Brennholz und Bauholz geben, sind folgende: — Große abgehauene Bäume sägt man voneinander, um — daraus zu machen. Die Bretter gebraucht der —

Die Federn gebraucht man zum — die Pinsel zum — die Schiefertafeln zum — die Nadeln zum — die Messer zum — die Augen zum — die Ohren zum — die Nase zum — die Zunge zum — und zum — die Füße zum — und — die Hände zum — die Zähne zum — das Wasser zum — und — das Netz braucht der — zum — die Flinte braucht der — bei der —

Wer nicht hören kann, den nennt man? Wer nicht sehen kann, den nennt man? Wer nicht reden kann, ist — Wer nicht gut gehen kann, heißt — Wer über solche unglückliche Menschen spotten und lachen kann, der verdient?

Sehr gern höre ich den schönen Gesang einer — und einer — Aber das häßliche Geschrei des — mag ich nicht gern hören. Der Sperling kann nicht — Der Hahn kann nur — Die meisten Thiere geben irgend einen Laut von sich, wenn sie böse, oder hungrig, oder fröhlich sind. Das Schwein — der Hund — das Schaaf — das Pferd — der Ochse — die Maus — das Huhn —

Meinen Rock hat der — gemacht. Das Brod backt der — Den Kohl pflanzt der — Die Schuhe hat der — verfertigt. Das Leder zu den Schuhen

macht der — Er nimmt dazu die Felle der — und die Häute der — Hüte macht der — Die Pferde beschlägt der — den Wagen macht der — Pelze verfertigt der —

Welche Handwerker beschäftigen sich mit der Verarbeitung des Eisens? Welche mit der Verarbeitung des Holzes? Welche verarbeiten die Wolle und welche den Flachs? — Wessen Beruf ist es, in der Nacht zu wachen, damit die übrigen Menschen sicher und ruhig schlafen können? Welche Menschen müssen mitten in der Nacht arbeiten, damit ihre Mitbürger am Morgen essen können? Welche Menschen können sich bei ihren Berufsgeschäften nicht rein halten? Und welche müssen bei ihrem Gewerbe viel Gestank ausstehen?

Sage mir einige Handwerker, welche nur solche Dinge verfertigen, die entweder zur Bequemlichkeit, oder zum Vergnügen, oder zur Pracht dienen? Nenne mir die Künstler, welche durch ihre Kunstwerke unser Auge ergötzen? Nenne mir die Kunst, welche uns bequeme und schöne Wohnungen verschafft?

Welche Menschen müssen knieend arbeiten? Welche müssen bei ihrer Arbeit klettern? Welche müssen kriechen und rutschen? Welche müssen unter der Erde arbeiten? Welche im Wasser und auf dem Wasser? Welche in den Wäldern? Welche müssen beständig gehen, um ihr Brod zu verdienen? Welche müssen mit den Händen und Füssen zugleich arbeiten? Welche müssen viel Hitze bei ihrer Arbeit ausstehen? Welche viel Kälte? Welcher Menschen Beruf erfordert es, fast immer auf Reisen zu seyn? Welche müssen beständig Blut vergießen? Von welchen Handwerkern könnte man sagen: sie leben vom Winde?

Was nicht geschehen kann, ist unmöglich. Es ist unmöglich, daß ein Schüler etwas lerne, wenn er nicht aufmerksam und fleißig ist. Es ist unmöglich, daß derjenige gesund bleibt, welcher unmäßig ißt und trinkt. Es ist unmöglich, daß ein todter Mensch lebendig wieder erscheine, und daß ein tauber Mensch sich an schöner Musik ergötze. Was ist einem Blinden unmöglich?

Was ist einem Kinde von sechs Monaten unmöglich? Was einem Kranken?

Was seyn und geschehen soll oder muß, ist nothwendig. Es ist also nothwendig, daß der Mensch gesunde Nahrungsmittel genieße (warum?). Es ist nothwendig, daß der müde Arbeiter sich ausruhe und schlafe (warum?). Es ist nothwendig, daß der Kranke Arznei nehme, und sich ruhig verhalte (warum?). Ist es nothwendig, daß ein jedes Haus eine Thür und ein Dach habe? Warum? Alle Menschen müssen sterben; warum? Alle Blumen müssen vergehen; warum? Alle Kinder müssen lernen; warum? Muß man alles nachahmen, was Andere thun? Warum nicht? — Ist es nothwendig, daß alle Tische roth angestrichen sind, und daß alle Wagen vier Räder haben? Würde der Tisch kein Tisch, und der Wagen kein Wagen seyn, wenn der Tisch weiß angestrichen wäre, und der Wagen zwei Räder hätte? Wie aber, wenn der Tisch keine Füße, und der Wagen keine Räder hätte? Müssen die Pferde vor den Wagen gespannt werden, um den Wagen fortzuziehen, oder könnten sie eben so gut auch hinter den Wagen gespannt werden? Muß der Hund mit Fleisch, und das Pferd mit Gras und Hafer gefüttert werden, oder könnte es umgekehrt seyn?

Alles, was an einem Dinge seyn, und auch nicht seyn kann, ohne daß das Ding aufhörte, dieses Ding zu seyn, nennt man zufällig. Würde der Tisch kein Tisch mehr seyn, wenn er, anstatt viereckig zu seyn, rund wäre, oder wenn er, statt eines Kastens, zwei Kasten hätte, oder wenn er nicht blau, sondern roth angestrichen, oder wenn er gar nicht angestrichen wäre? Daß also ein Tisch viereckig ist, einen Kasten hat, und blau angestrichen ist, dieß sind lauter zufällige Eigenschaften des Tisches. Daß er Füße und eine Platte habe, sind nothwendige Eigenschaften. Warum?

Daß vor einem Hause des Abends ein Hund heult, und daß in diesem Hause bald nachher ein Mensch stirbt, ist etwas zufälliges, denn der Hund hätte auch heulen, und es hätte kein Mensch sterben können. Daß einer, der in die Lotterie gesetzt hat,

etwas

etwas gewinnt, ist zufällig; er hätte auch einsetzen, und nichts gewinnen können.

Es geht ein Mann mit einer Angel an das Ufer eines Flusses. Er hält die Angel ins Wasser, und wendet kein Auge davon. Thut er das alles ohne Ursache? Nein, sondern er will dadurch etwas erlangen, er will einen Fisch fangen, dieß ist die Absicht seiner Handlung. Es geht ein anderer an den Fluß, zieht alle seine Kleidungsstücke aus, und geht nackend in das Wasser hinein. Hat dieser auch eine Absicht? Und welche?

Meine Eltern schicken mich in die Schule. Sie haben dabei die Absicht, daß ich — Christian gieng aufs Eis, fiel, und zerbrach sich den Arm. War Christian auf das Eis gegangen, um seinen Arm zu zerbrechen? Dieß war also nicht seine Absicht. Hatte er gar keine Absicht? Welche? Ein Mann gräbt ein tiefes Loch, setzt einen hohen und starken Pfahl hinein, schüttet das Loch wieder zu, und stampfte die Erde mit den Füßen fest. Dann nimmt er noch einen eben so großen Pfahl, und gräbt ihn nicht weit von dem ersten ein. An diesen beiden Pfählen nagelt er starke Bretter fest. Was will er durch dieß alles zu Stande bringen? Es ist also seine Absicht, einen — zu machen. Aber warum will er ihn machen? Hat er dabei auch eine Absicht? Welche?

Karl wollte gern eine reife Birne von einem hohen Baume herunter haben. Er schüttelte den Baum, aber die Birne fiel nicht herunter. Jetzt versuchte er es, den Baum zu erklettern, aber auch dieß gelang ihm nicht. Nun holte er eine lange Stange herbei, und schlug damit so lange an den Zweig, woran die Birne saß, bis sie herunter fiel. Karl suchte also auf dreierlei Art seine Absicht zu erreichen. Dasjenige, wodurch man seine Absicht zu erreichen sucht, nennt man ein Mittel. Wie vielerlei Mittel hatte Karl angewandt, um seine Absicht zu erreichen? Wie waren die beiden ersten Mittel? Wie war das dritte?

Welche Absicht hat der Kranke, welcher Arznei einnimmt? Wofür hält er also die Arznei? Welche Absicht hat der Lehrer, wenn er den nachlässigen

Schüler bestraft? Was soll also die Strafe seyn? Welche Absicht hat der, welcher sich im Schreiben übt? Wofür hält er also die Uebung?

Welches ist das beste Mittel, um satt, um fröhlich, um verständig zu werden? Welches ist das beste Mittel, um sich vor Krankheit, vor langer Weile, vor Strafe und Verdruß zu schützen? Welches ist das Mittel, um etwas zu finden, um von Andern etwas zu erlangen, um sich vor Unglücksfällen zu bewahren, um sich zu erwärmen, um seine Kleider lange zu erhalten, um sich Eßlust zu verschaffen, um nach einem entfernten Orte zu kommen, um die länge eines Tisches zu erfahren, um sich bei andern beliebt zu machen, um ein Schiff in Bewegung zu setzen? — Welche Mittel wendet der Bauer an, um seinen Acker zur Saat zuzubereiten? Welches Mittels bedient man sich, um ein Pferd zu regieren? Um eine große Last in die Höhe zu heben? Um die schwere einer Sache zu erfahren? Um einem Entfernten eine Nachricht zu geben?

Fritz sollte seinem Vater ein Messer aus der Küche holen, als es schon finster war. Nimm ein Licht mit, sagte der Vater. Aber Fritz meynte, er könne das Messer auch im Finstern finden, und lief ohne Licht fort. Es dauerte keinen Augenblick, so hörte ihn der Vater fallen. Schnell kam er mit dem Lichte herbeigelaufen. Fritz war im Finstern über ein Stück Holz gefallen, das im Wege lag, und hatte sich das Gesicht am Heerdte zerschlagen. Er mußte den ganzen Abend viele Schmerzen leiden. Woher kam es, daß Fritz einen so schlimmen Fall that? Nicht wahr, daher, weil er dem Rathe seines Vaters nicht folgen wollte, oder weil er eigensinnig war? Dasjenige, woraus etwas entsteht, nennen wir die Ursache, und dasjenige, was aus der Ursache entsteht, nennen wir die Wirkung. Welches war nun hier die Ursache? Und welches war die Wirkung?

Karl wurde von seinen Eltern zu einer Tante geschickt, um etwas zu bestellen. Die Tante gab ihm

ein großes Stück Kuchen, und einige Aepfel, und Karl aß auf dem kurzen Wege nach Hause das ganze Stück Kuchen nebst den Aepfeln auf. Am folgenden Tage hatte er heftige Leibschmerzen. Was war die Ursache seiner Krankheit, oder wovon war die Krankheit eine Wirkung?

Gottlieb hatte schöne Blumen, aber an einem heißen Tage hatte er vergessen, sie zu begießen. Da wurden die Blumen welk, und neigten sich zur Erde. Was war die Ursache, daß die Blumen welk wurden? Gottlieb nahm nun frisches Wasser, und begoß die welken Blumen. Sehr bald zeigten sich die guten Wirkungen des Begießens: die Blumen richteten sich wieder auf, und waren nach einigen Stunden so frisch, wie zuvor.

Der Arbeiter ist müde und hungrig. Was ist die Ursache hiervon? Die Müdigkeit und der Hunger sind also Wirkungen; wovon? Des Morgens vergeht die Dunkelheit, und es wird hell. Welches ist die Ursache hiervon? Sage mir die Wirkungen des Schlafes und des Essens, die Wirkungen des Fleißes, der Faulheit, der Kälte, der Hitze, des Müssiggangs, des Branntweins, des kalten Wassers und des Feuers? Gieb mir die Ursachen an von einem Schalle, einem Schusse und einem Getöse?

Eine Wirkung kann auch zu einer Ursache werden. Du gehst durch einen Wald. Auf einmal geschieht in deiner Nähe ein Schuß. Der heftige Knall ist die Wirkung des Schusses, aber er wird auch zugleich die Ursache, daß du dich erschrickst, und daß ein Haase todt niederfällt. Ist die Ursache eher da, als die Wirkung?

Das Wort Ursache bedeutet aber nicht immer dasjenige, woraus etwas entsteht; oder woher etwas kommt, sondern oft auch: warum etwas so ist, wie es ist, oder warum etwas geschieht.

Karl gieng mit seinem Vater über ein Feld, und sahe, daß eine Menge Krähen einem Bauer, welcher pflügte, auf dem Fuße nachfolgten. Warum mögen die Thiere das thun? fragte Karl. Der Vater sagte ihm, daß die Krähen sich von den Würmern nähren, welche in der Erde liegen, und besonders von den Engerlingen, woraus die Maikäfer entstehen.

Indem der Pflug die Erde aufreißt, kommen die Würmer hervor, und darum gehen die Krähen beständig hinter dem Pfluge her. Nun wunderte sich Karl nicht mehr über das, was er sahe, denn er wußte nun die Ursache davon, oder den Grund. Ich weiß die Ursache, weswegen die Schwalbe ihr Nest unter dem Dache baut; warum der Reiher in der Nähe eines Teiches oder Sees nistet; warum man die Hühner auf dem Hofe und nicht im Garten hat; warum jede Schreibfeder eine Spalte und jedes Wohnhaus einen Schornstein haben muß, und warum ich jetzt nicht schlafen möchte.

II.

Erzählungen zur Beförderung guter Gesinnungen und zur Schärfung des Verstandes.

---

1. Die ungezogenen Kinder.

Wenn Franz und Christian aus der Schule kamen, so sah man sie nie still und ordentlich nach Hause gehen, sondern immer stürzten sie mit lautem Geschrei aus dem Schulhause heraus, wenn sie merkten, daß der Lehrer ihnen nicht nachsähe. Kaum waren sie auf die Strasse gekommen, so jagten sie sich wild herum, und warfen einander mit Erdklößen, oder wohl gar mit Steinen. Hatte es geregnet, so giengen sie nicht, wo es trocken war; sondern sie wateten mitten durch die Pfützen hindurch, und besprützten einander mit dem schmutzigem Wasser. Wenn sie ein Huhn oder eine Ente, oder ein anderes Thier auf ihrem Wege antrafen, so jagten sie es vor sich her, warfen es mit Steinen, und hatten eine boshafte Freude daran, das arme Thier, so viel sie konnten, zu ängstigen. Als sie sich eines Tages auch so

ungezogen auf der Straße betrugen, kam ein alter Mann gegangen; und verwies ihnen ihre Ungezogenheit. Ihr solltet euch schämen, sagte er, den es schickt sich nicht für Kinder, welche aus der Schule kommen, wo sie so viel Gutes gehört haben, wild und ungezogen zu seyn. Aber die bösen Knaben hörten kaum, was der alte Mann sagte, und liefen lachend und tobend fort. Die Aufführung dieser Knaben mißfiel also dem alten Manne sehr. Konnte sie wohl irgend einem verständigen Menschen gefallen? Was verständigen Menschen mißfällt, das ist unanständig.

Ich will mich immer so betragen, daß verständige Menschen mein Betragen mit Wohlgefallen bemerken können.

Franz kam immer mit dem Hute auf dem Kopfe in die Schulstube, obgleich der Lehrer ihm dieß schon oft verwiesen hatte. Aber der wohlgezogene Siegmund nahm beständig seinen Hut schon vor der Thür ab, machte die Schuhe rein, und trat dann mit einer freundlichen Begrüßung seines Lehrers in die Schulstube. Franz hatte sehr oft seine Haare nicht ausgekämmt, wenn er des Morgens in die Schule kam, sie hiengen ihm gewöhnlich in's Gesicht, und waren voll Federn. Ist es anständig, so in die Schule zu kommen? Wenn Christian etwas geschenkt bekam, so bedankte er sich nie dafür, sondern drehte sich um, und gieng fort. Ist dieß anständig?

2. Die Versuchung.

Ernst und August giengen eines Tages vor das Thor, und kamen vor einem Garten vorbei, welcher offen stand. Sie giengen aus Neugierde hinein, und fanden einige Pflaumenbäume, welche so voll von reifen Früchten hiengen, daß man sie hatte stützen müssen. Sieh August, sagte Ernst, hier können wir uns recht satt essen; es ist kein Mensch in dem Garten zu sehen, laß uns geschwind einen Zweig abbrechen, und damit fortlaufen. Nein, antwortete August, das dürfen wir nicht thun, denn die Pflaumen gehören uns ja nicht. Ei, was schadet das, rief Ernst, der Mann, dem sie gehören, kann es doch unmöglich merken, daß wir

ein paar genommen haben, er hat ja so viele, daß man sie nicht zählen kann. Aber es ist doch unrecht, wenn wir es thun, erwiederte August, denn man soll nichts heimlich wegnehmen, was andern gehört, wenn es gleich nur eine Kleinigkeit ist. Weißt du nicht mehr, was der Vater neulich sagte, als er uns die Geschichte von dem Diebe erzählte, welcher in Ketten vor unserm Hause vorbeigeführt wurde? Nun, was sagte denn der Vater? fragte Ernst. Er sagte: bei dem Kleinen fängt man an, und bei dem Großen hört man auf. Ernst wurde nachdenkend, und sagte endlich: du hast Recht, lieber August; wir wollen weiter gehen.

Ernst war in großer Versuchung gewesen, etwas Unrechtes zu thun, indem er die Begierde fühlte, Pflaumen zu essen, welche ihm nicht angehörten. Wie gut war es, daß ihn August warnte!

3. Die üble Gewohnheit.

So lange Franz in dem Hause seiner Eltern war, gieng er alle Tage, sobald es dunkel wurde, zu Bette, oder er schlief sitzend ein, und mit großer Mühe mußte man ihn dann ermuntern, oft mußte ihn die Mutter sogar wie ein kleines Kind ausziehen und zu Bette bringen, weil er sich gar nicht ermuntern konnte. Dennoch schlief er so lange, bis es Tag wurde, und im Sommer sahe man ihn oft bei hellem Sonnenschein noch im Bette liegen. Die Mutter ermahnte ihn oft, sich diese Trägheit abzugewöhnen, weil er es künftig nicht immer würde so treiben können; sie gab ihm den Rath, des Abends in der Stube umher zu gehen, sobald er merkte, daß ihm der Schlaf ankäme, und des Morgens rasch aufzustehen, sobald er geweckt würde, oder von selbst erwachte. Aber Franz befolgte diese Ermahnungen nur sehr wenig, und blieb bei seiner üblen Gewohnheit. In seinem vierzehnten Jahre kam er zu einem Bäcker in die Lehre. Dieser verlangte von ihm, daß er des Abends bis gegen 10 Uhr wachen, und allerlei Geschäfte besorgen, auch im Sommer und Winter früh um 5 Uhr wieder aufstehen sollte. Aber dieß war dem verwöhnten Franz unmöglich. Da er nun

nicht mehr früh zu Bette gehen durfte, so schlief er beständig bei der Arbeit, ja zuweilen sogar stehend ein. Einigemal fiel er um, und zerschlug sich den Kopf. Sein Lehrherr strafte ihn oft wegen seiner Trägheit, aber es half nichts, Franz konnte sich das viele Schlafen nicht abgewöhnen. Nach Verlauf eines Monats schickte ihn sein Lehrherr wieder nach Hause, mit der Versicherung, daß er ihn unmöglich behalten könnte, weil er gänzlich unbrauchbar sey. Franz wurde auch niemals ein thätiger und ganz brauchbarer Arbeiter. So schwer ist es, eine üble Gewohnheit abzulegen!

4. Die kleinen Diebe.

Klausens Kinder hatten bemerkt, daß in dem Garten des Nachbars Ehrmann zwei Birnbäume standen, welche herrliche Früchte trugen. Sie kamen auf den Gedanken, über den Zaun zu steigen, und sich einige Birnen zu holen. Was war das für ein Gedanke? Der Nachbar merkte endlich, daß er bestohlen wurde, und versteckte sich eines Tages, als es dunkel wurde, im Garten, um den Dieb zu ertappen. Es dauerte auch nicht lange, so sahe er Klausens Kinder über den Zaun steigen. Scheu und ängstlich sahen sie sich um, und als sie keinen Menschen im Garten erblickten, liesen sie eilig nach den Birnbäumen hin. Eben wollten sie mit ihrer Beute davon gehen, als der Herr des Gartens hervorkam, und ihnen in den Weg trat. Wie beschämt und erschrocken standen nun die kleinen Diebe da, wie flehend baten sie Ehrmannen, daß er ihnen doch diese schlechte Handlung vergeben, und sie nicht bei ihrem Vater verklagen möchte. Ehrmann ließ sich erbitten, weil sie ihm versprachen, daß sie nimmermehr wieder etwas wegnehmen wollten. Aber die bösen Kinder hielten nicht Wort, denn nach einigen Wochen fand Ehrmann eines Morgens alle seine reifen Weintrauben abgerissen. Nun gieng er zu seinem Nachbar, und bat ihn, seine Kinder wegen ihrer wiederholten Diebereien zu strafen. Aber diese leugneten hartnäckig, daß sie Obst gestohlen hätten, und der Vater glaubte ihnen. Ehrmann gieng seufzend fort,

und sagte beim Weggehen: Kinder, Euch wird es einmal in der Welt nicht wohl gehen, denkt an mich! Diese Vorhersagung gieng auch wirklich in Erfüllung. Die kleinen Diebe blieben bei ihren schändlichen Gesinnungen, wurden Betrüger, und nahmen ein trauriges Ende.

5. Der Tagdieb.

Siegmund war der Sohn wohlhabender Eltern, und daher konnte er manches Vergnügen haben, welches andere Kinder entbehren müssen. Seine Eltern giengen oft mit ihm spazieren, und kehrten dann immer irgendwo ein, um allerlei Erfrischungen zu genießen. Gab es in der Stadt etwas Neues zu sehen, z. B. fremde Thiere, oder eine Komödie, oder waren Musikanten im Gasthofe angekommen, so giengen sie gewöhnlich mit Siegmund hin, um ihm ein Vergnügen zu machen; sie hofften, er würde dann auch desto mehr darauf bedacht seyn, durch Fleiß und Aufmerksamkeit in der Schule diese ihre Güte zu verdienen. Aber diese Hoffnung erfüllte der leichtsinnige Siegmund nicht. Er bekam einen übermäßigen Hang zum Vergnügen, und suchte sich beständig von der Arbeit wegzuschleichen. Mit Widerwillen gieng er in die Schule, und machte daher gewöhnlich große Umwege, wenn er dahin gehen mußte, ja er kam sogar zuweilen gar nicht in die Schule, sondern spielte während der Schulzeit vor dem Thore mit anderen Knaben, welche ihm ähnlich waren. Seine Eltern erfuhren dieß zwar, aber Siegmund wußte dann immer allerlei Entschuldigungen vorzubringen, versprach auch beständig, sich zu bessern. Die Arbeiten, welche er zu Hause machen sollte, machte er entweder gar nicht, oder so flüchtig, daß der Lehrer unmöglich damit zufrieden seyn konnte. Nichts war ihm angenehmer, als Spielen und Spazierengehen, und man sahe ihn halbe Tage auf dem Felde umherlaufen, stundenlang zusehen, wenn die Soldaten exercierten, und wenn es in der Stadt etwas zu sehen gab, so fehlte Siegmund nie. Sein Lehrer nannte ihn oft einen Tagdieb, weil er die Zeit leichtsinnig verschleuderte, und so oft die Stun-

den, welche der Arbeit und dem Lernen bestimmt waren, zu seinem Vergnügen mißbrauchte, denn dadurch raubte er sich ja selbst die kostbare Zeit zum Lernen, welche nie wieder kommt. Siegmund nahm nur an Alter und an körperlicher Stärke, aber nicht an Kenntnissen und Geschicklichkeiten zu, und die Vorhersagung seines redlichen Lehrers, daß er nie ein brauchbarer Mensch werden würde, gieng genau in Erfüllung.

6. Der kleine Verschwender.

Vater Erich hielt seine Kinder früh dazu an, daß sie durch Arbeit etwas erwerben mußten. Seine Töchter näheten und strickten, auch außer den Schulstunden, und er kaufte ihnen dann zuweilen ihre kleinen Arbeiten ab. Seine Söhne drechselten, oder machten allerlei Papp-Arbeiten. Auch diese kaufte ihnen Erich ab, wenn sie sauber und nett gemacht waren. Diese Kinder hatten also immer Geld in Händen, welches sie nach ihrem Willen verwenden konnten; aber der Vater ermahnte sie immer, es nützlich anzuwenden, und damit sparsam umzugehen. Maria und Karl, die beiden jüngeren Kinder Erichs, befolgten auch diese Ermahnungen, und kauften sich für ihr gesammeltes Geld allerlei Dinge, welche sie nöthig hatten, z. B. Papier, Federn, Bleistifte, Messer und Scheeren. Wie groß war immer ihre Freude, wenn sie einige Groschen durch ihre Arbeit erworben hatten, und wie lieb war ihnen alles, was sie für ihr eigenes Geld gekauft hatten! Aber Gustav, Erichs ältester Sohn, gieng nicht so haushälterisch mit seinem Gelde um. Alles, was er sahe, und was ihm auf den ersten Anblick gefiel, wollte er haben, und daher kaufte er oft ganz unnütze Dinge, oder auch solche, die er jetzt gerade nicht nöthig hatte. Er hatte z. B. ein recht gutes Messer, aber nun sahe er eins, welches eine schönere Schaale hatte, oder ein wenig größer war, gleich kaufte er es, und gab dann, was die Leute forderten, daher er immer viel zu theuer einkaufte. Wenn er hinterher etwas Nothwendiges zu kaufen hatte, so fehlte es ihm an Geld, und er wollte dann von seinen Geschwistern etwas borgen, aber das

hatte der Vater strenge verboten. Nun bat er den Vater oder die Mutter, daß sie ihm doch etwas schenken möchten, aber er bekam dann immer zur Antwort: lerne mit deinem Gelde s p a r s a m umgehen, kaufe nichts Unnützes und nichts Unnöthiges, so wird es dir nie an dem Nöthigen fehlen.

7. Das wohlthätige Kind.

Vor einigen Jahren brannte nahe bei der Stadt B. ein ganzes Dorf ab, indem bei einem heftigen Sturme das Feuer mit unbeschreiblicher Schnelligkeit ein Haus nach dem andern ergriff, ehe die Nachbaren zur Rettung herbei eilen konnten. Einige achtzig Menschen, und darunter schwache, gebrechliche Greise und Matronen, unmündige Kinder und arme Tagelöhner, verloren in einer einzigen Stunde ihre Wohnungen, ihre Kleidung, und alle ihre Habseligkeiten. Gott, was war es für ein Jammer, diese Unglücklichen mit ihren armen, zum Theil kranken Kindern, von Kälte erstarrt (denn es war spät im Herbst), seufzend und weinend in der Irre herumlaufen, und ängstlich ein Obdach suchen zu sehen! Der rechtschaffene Prediger dieses unglücklichen Dorfes, der selbst alles verloren hatte, war nicht so sehr auf seine eigene Rettung bedacht, als vielmehr darauf, wie er den Unglücklichen, die um ihn her jammerten, schnelle Hülfe verschaffen könnte. Er gieng daher auf den benachbarten Dörfern umher, und suchte die Abgebrannten bei mitleidigen Leuten unterzubringen; er sammlete in der Nähe und in der Ferne Geld, Nahrungsmittel und Kleidungsstücke ein, und ließ eine rührende Erzählung von dem schrecklichen Brande in den Zeitungen abdrucken. Seine Bemühungen waren auch nicht vergebens. Von allen Seiten kamen ihm ansehnliche Beiträge an Geld und Lebensmitteln zu, und der redliche Mann theilte alles mit eben so großer Freude, als Gewissenhaftigkeit und Vorsicht unter die Abgebrannten aus. Unter andern kam auch ein Knabe aus einem benachbarten Dorfe zu ihm. Schüchtern trat er in die Stube, und sagte: ich hätte wohl eine große Bitte an Sie, lieber

Herr Prediger, wenn Sie es nicht übel nehmen wollten. Sage mir nur, antwortete dieser freundlich, womit ich dir helfen kann, ich will es recht gern thun. Ach nein, helfen sollen Sie mir nicht, erwiederte der Knabe; ich bitte nur, daß Sie dieß Geld und diesen alten Rock für die armen Abgebrannten annehmen wollen; es ist freilich nur sehr wenig, aber ich habe nicht mehr, und ich möchte doch so gern für unsere verunglückten Nachbarn etwas thun, denn sie jammern mich sehr. Meine Schwester meinte zwar, mit einer solchen Kleinigkeit dürfte ich nicht kommen, die könnte ja doch nur wenig oder gar nichts helfen; aber ich konnte es doch nicht lassen, hieher zu gehen, und es ihnen anzubiethen. — Du hast ganz Recht gethan, liebes Kind, sagte der Prediger, und Thränen der Rührung standen ihm dabei in den Augen. Eine jede Gabe, die aus gutem Herzen gegeben wird, hat ihren Werth, und also auch die deinige. Bleibe immer bei dieser guten Gesinnung, und sey redlich bemüht, das Gute nach deinen Kräften zu befördern, so wirst du stets ein fröhliches Herz haben, und Gott wird es dir wohl gehen lassen. Luk. 21, V. 1—4.

8. Das ordentliche und reinliche Kind.

Albert hatte arme, aber sehr rechtschaffene und verständige Eltern. Sie wohnten in einem engen Stübchen, aber dennoch sahe es immer ordentlich und reinlich in ihrer Wohnung aus, denn Alberts Mutter konnte es nicht leiden, daß die Sachen herum lagen, oder daß der Fußboden voll Staub und Schmutz war. De Morgens war es ihr erstes Geschäft, die ganze kleine Wohnung zu reinigen, die Betten zu machen, und frische Luft in die Stube zu bringen. Wie hätte wohl Albert ein unordentlicher Mensch werden können, da seine Mutter ihm ein so gutes Beyspiel gab! Man sahe auch an ihm recht deutlich, wie gut es ist, wenn Kinder sich früh an Ordnung und Reinlichkeit gewöhnen. Albert hätte sich z. B. nimmermehr entschlossen, mit herumhängenden Haaren oder schmutzigen Händen, wie manche unordentliche Kinder, in die Schule zu

gehen; es wäre ihm nicht möglich gewesen, Tage lang den Schmutz an seinen Stiefeln sitzen zu lassen, oder die mit Tinte befleckten Hände an seinen Kleidungsstücken abzuwischen, wie es so viele unreinliche Kinder thun. Nie sahe man ihn anders, als mit ausgekämmten Haaren und gewaschenen Händen in die Schule gehen, sein Rock war immer sorgfältig ausgebürstet, seine Stiefeln waren gesäubert, und in seinen Schulbüchern war kein Fleck und kein Ohr zu finden. Seinen Hut warf er nie unter den Tisch, und mit der Tinte gieng er immer sehr behutsam um; auch fehlte es ihm nie an einem Taschentuche. Albert war die Freude seiner Eltern und seiner Lehrer.

9. Der Lügner.

Heinrich wurde von seinen Eltern nach dem Posthause geschickt, um einen Brief abzugeben, an welchem sehr viel gelegen war. Auf dem Wege begegneten ihm Franz mit einigen andern Knaben. Franz war ein zänkischer Knabe, und besonders war er mit Heinrich beständig im Streit, weil dieser eine heftige Gemüthsart hatte, und also leicht gereizt war. Auch dießmal geriethen sie mit einander in Streit, weil keiner dem andern aus dem Wege gehen wollte. In der Hitze des Streits ließ Heinrich den Brief fallen, trat darauf und beschmutzte ihn dabei so sehr, daß die Aufschrift nicht mehr zu lesen, und das Papier durchlöchert war. Was sollte er nun anfangen? Wenn er zu Hause kam, und alles gestand, was vorgefallen war, so hatte er die härteste Strafe zu erwarten, denn sein Vater war sehr strenge, und hatte ihm dießmal ausdrücklich gesagt: bestelle ja den Brief recht ordentlich, denn es ist mir sehr viel daran gelegen. Heinrich kam endlich auf den schlimmen Gedanken, er wollte sich durch eine Lüge aus der Noth helfen. Er versicherte also dem Vater, auf seine Frage, mit großer Dreistigkeit, daß er den Brief richtig bestellt habe; doch schlug ihm das Herz bei dieser Lüge. Als nach zehn Tagen keine Antwort auf den Brief kam, gieng Heinrichs Vater selbst nach dem Posthause, um sich zu erkundigen, ob auch der

Brief wirklich abgegangen wäre. Wie erstaunte und erschrack er, als man ihm aus den Büchern zeigte, daß sein Brief gar nicht abgegeben worden sey. Heinrich sollte nun gestehen, was er mit dem Briefe angefangen habe. Lange läugnete er hartnäckig, daß er ihn nicht abgegeben habe; aber als ihm sein Vater versprach, daß er ihm alles vergeben wolle, wenn er gestände, was aus dem Briefe geworden sey, so gestand er endlich alles. Aber wie sehr mußte Heinrich seine Lüge bereuen, als er hörte, daß er seinem Vater durch ein früheres aufrichtiges Geständniß einen großen Verlust, sich selbst große Angst und Beschämung erspart hätte, und daß sich dann noch alles hätte wieder gut machen lassen. Er nahm sich fest vor, nie wieder zu lügen, und lieber eine verdiente Strafe zu leiden, als die Unwahrheit zu sagen. Aber es dauerte lange, ehe er seines Vaters Zutrauen wieder gewinnen konnte, und dieß that ihm sehr wehe.

10. Wer sich muthwillig in Gefahr begiebt, kommt darinn um.

Christian Kaßmann war der Sohn armer Eltern. Seine Mutter starb, als er erst drei Jahre alt war. Sein Vater war den ganzen Tag außer dem Hause auf Arbeit, und konnte sich daher wenig um den Knaben bekümmern. Er würde also ganz ohne Aufsicht geblieben, und gänzlich verwildert seyn, wenn nicht ein gutgesinnter Nachbar, der sich im Wohlstande befand, den muntern und wohlgebildeten Knaben an Kindes Statt angenommen und erzogen hätte. Aber Christian machte seinen Pflege-Eltern wenig Freude, denn er war wild, ungehorsam und faul. Oft warnten und straften sie ihn, aber er besserte sich immer nur auf kurze Zeit. Besonders machte ihnen seine Verwegenheit oft Besorgniß und Schreck. Kein Baum war ihm zu hoch, er kletterte hinauf; kein Sprung war so gefährlich, den Christian nicht gewagt hätte, um sich vor andern Knaben etwas sehen zu lassen. Diese Verwegenheit brachte ihm endlich den Tod. Höret die

schreckliche Begebenheit, und nehmet euch vor, daß sie euch zur Warnung dienen soll. Eines Tages spielte Christian mit einigen andern Knaben. Mit der größten Wildheit liefen sie die hohe und steile Treppe des Hauses hinauf und hinunter. Endlich kam Christian auf den unglücklichen Einfall, heute wieder etwas zu versuchen, was er schon einigemal versucht hatte, nehmlich sich mit dem halben Leibe über das Geländer der Treppe zu hängen, und so von oben hinab zu rutschen. O hätte er doch in diesem Augenblicke an die Warnungen seiner Pflege=Eltern gedacht, welche ihm dieß Wagestück so oft untersagt hatten! Aber in seiner Wildheit dachte er nicht daran, hängte sich über das Geländer, bekam das Uebergewicht, stürzte hinab, und war auf der Stelle todt.

11. Der ehrliche Knabe.

Klaus spielte vor der Thür, als ein Nachbar ihn herbei rief, und ihn freundlich bat, daß er ihm den Gefallen thun, und vor dem Thor die Post erwarten möchte, um ihm sogleich Nachricht geben zu können, wenn er sie in der Ferne kommen sähe. Klaus war sehr bereitwillig, diesen Auftrag zu vollführen, denn er war ein dienstfertiger Knabe. Eilig lief er vor das Thor, und stellte sich auf eine Anhöhe, wo er die Landstraße auf eine weite Strecke übersehen konnte. Er hatte nun schon eine gute halbe Stunde gewartet, als Heinrich da vorbei kam, und als er Klausen ansichtig wurde, rief er ihm zu: kommt mit mir, drüben auf der Wiese sind alle unsere Schulkameraden, wir wollen zusammen Ball spielen. Klaus versicherte ihn, daß er jetzt nicht mitkommen könnte, so gern er auch mitspielen möchte, denn er habe seinem Nachbar versprochen, hier auf die Post zu warten, und es ihm zu sagen, so bald er sie kommen sähe. Aber wie lange willst du denn hier in der Sonne stehen? erwiederte Heinrich, das hast du ja gar nicht nöthig, und du hast nun schon lange genug gewartet; ich dächte, du kämest immer mit. Doch Klaus war nicht zum Weggehen zu bewegen, so sehr auch der leichtsinnige Heinrich über seine Einfalt spottete, denn

er hatte oft von seinem Vater gehört: ein ehrlicher Mann hält sein Wort. Zwar mußte er noch eine volle halbe Stunde warten, ehe die Post kam, und hatte dabei viel Sonnenhitze auszustehen, aber wie groß war nun auch seine Freude, als er endlich den Postwagen in der Ferne erblickte, und nun seinem Nachbar die erwünschte Nachricht bringen konnte. Was würdet ihr gethan haben, wenn ihr in demselben Falle gewesen wäret?

12. Wer nicht hören will, muß fühlen.

Karl kam an einem sehr kalten Wintertage aus der Schule. Es hatte seit zwei Tagen stark gefroren, und indem er mit einigen andern Knaben über eine Brücke gieng, sahe er, daß der Fluß mit Eis belegt war. Kommt, sagte er zu ihnen, wir wollen aufs Eis gehen! Alle waren sogleich dazu bereit, und nun liefen sie eine Treppe hinunter, die nach dem Flusse führte. Da kam ein alter Mann gegangen. Kinder! rief er, wo wollt ihr hin? Traut dem Eise nicht, es ist noch lange nicht stark genug, um euch zu tragen, ihr werdet einbrechen. Da stutzten alle, und scheuten sich, auf das Eis zu gehen? nur der leichtsinnige Karl kehrte sich an die wohlgemeinte Warnung nicht, sondern gieng doch auf das Eis, er spottete sogar über die Anderen, und rief ihnen zu: schämt euch, ihr habt kein Herz; wer wird sich fürchten! Aber er war kaum einige Schritte gegangen, da brach er schon ein, und lag bis an den Hals im Wasser. Alle liefen schreiend davon, und Karl wäre verlohren gewesen, wenn nicht der alte Mann, welcher aus gutherziger Besorgniß in der Nähe geblieben war, hinzugelaufen wäre, und ihn gerettet hätte. Karl zitterte wie ein Espenlaub, war todtenblaß, und konnte anfangs kein Wort hervorbringen. Ob man sich gleich Mühe gab, ihn bald wieder zu erwärmen, so wurde er doch recht krank, und mußte einige Tage im Bette liegen. Merke dir, sagte der Vater, als er wieder gesund geworden war, die Warnung: wer nicht hören will, muß fühlen.

Aber wenn nun alles gut abgelaufen, und Karl nicht eingebrochen wäre, hätten die anderen Knaben

wohl Ursache gehabt, es zu bereuen, daß sie der Ermahnung des alten Mannes gefolgt waren?

13. Der Freund in der Noth.

Höre, liebe Mutter, sagte der kleine Hartmann, als er eines Tages aus der Schule zu Hause kam: dem armen Niklas, der keinen Vater und keine Mutter mehr hat, geht es recht traurig; er ist sehr krank geworden, und die bösen Leute, welche ihn zu sich genommen haben, lassen ihn in einer abgelegenen Kammer ganz allein liegen, ohne ihn zu warten und zu pflegen; das jammert mich sehr, und ich möchte wohl den armen kranken Niklas recht oft besuchen, wenn du es erlauben wolltest. Sehr gern, mein Sohn, antwortete die Mutter, denn es ist recht und gut, daß Freunde sich einander in der Noth beistehen, aber sey auch dabei vorsichtig, und erkundige dich zuvor, ob die Krankheit deines Freundes nicht ansteckend, und für dich also keine Gefahr dabei zu besorgen ist. Sogleich lief Hartmann hin, um sich zu erkundigen, und brachte die Nachricht, daß die Krankheit nicht ansteckend sey. Nun gieng er alle Tage zu seinem kranken Freunde, saß stundenlang bei seinem Bette, holte alles herbei, was er bedurfte, und brachte sogar einige Stunden des Nachts bei ihm zu. Als Niklas sich wieder erholte, las ihm Hartmann aus guten Büchern etwas vor, und brachte ihm stärkende Speisen, welche er sich von seiner guten Mutter erbeten hatte. Einer seiner Mitschüler sagte einst zu ihm: du bist doch ein rechter Thor, daß du stundenlang bei dem kranken Niklas sitzest, ich würde mich dafür bedanken. Würde es dir nicht sehr wohlgefallen, antwortete Hartmann, wenn du krank, und von allen Menschen verlassen wärest, und ein Freund nähme sich deiner an, spräche dir Trost zu, und pflegte dich?

Niklas wurde bald wieder gesund, nnd dankte seinem Freunde Hartmann mit inniger Rührung für seinen liebreichen Beistand. Wie wollte ich mich freuen, sagte er, wenn ich dir auch wieder etwas zu Liebe thun könnte, guter Hartmann, aber ich bin arm, und weiß auch nicht, womit ich dir eine

Freude machen kann. Nach einiger Zeit kam Hartmann eines Tages in sein kleines Gärtchen, welches er sich auf dem Hofe selbst angelegt und eingerichtet hatte. Wie erstaunte er, als er alles Unkraut ausgerauft, die kleinen Beete sorgfältig umgegraben, geharkt und mit schönen Blumen besetzt fand. Er konnte gar nicht begreifen, wie das zugegangen war, denn noch den Abend zuvor war er in seinem Gärtchen gewesen. Anfangs dachte er seine Eltern hätten ihm dieses Vergnügen gemacht, aber weder sie, noch die Leute im Hause wußten etwas davon. Endlich erfuhr Hartmann von einem Nachbar, daß der dankbare Niklas die Blumen früh am Morgen gebracht, und eingesetzt habe. Seit dieser Zeit lebten Beide in der herzlichsten Freundschaft, und hätten wohl ihr Leben für ein ander gelassen, wenn sie jemals in diesen Fall gekommen wären.

14. Der Zanksüchtige.

Gottlieb lebte mit seinen Geschwistern und Mitschülern beständig im Streit. Wenn seine kleine Schwester nur etwas anrührte, was ihm gehörte, so schimpfte er gleich, und schlug auch wohl nach ihr. Wenn er sie nach der Schule brachte, oder aus der Schule abholte, so hatte er beständig mit ihr zu zanken, denn bald gieng sie ihm zu schnell, bald zu langsam, und öfter schleppte er das arme Mädchen unbarmherzig neben sich her, wenn sie nicht mitkommen konnte. Saß sie vor der Thür, so sagte er: geh weg, ich will da sitzen, und wenn sie nicht freiwillig weggieng, so stieß er sie mit Gewalt fort. Eben so machte er es in der Schule, und daher wollte endlich niemand mehr neben dem zänkischen Gottlieb sitzen. Er setzte sogar eine Ehre darein, jedem Trotz zu bieten, und verließ sich dabei auf seine Leibesstärke. Besonders hatten die armen Kleinen und die Schwachen, welche sich nicht wehren konnten, vor ihm keine Ruhe. Beständig spottete er über sie, und seine Neckereien hatten kein Ende. Auch auf der Straße fieng er Händel an, oder da er hier oft einen Gegner fand, der ihm an Stärke oder Gewandtheit überlegen war, so hatte er beständig ein zerschlage-

nes Gesicht, und einst bekam er bei einer Schlägerei eine so gefährliche Beule am Kopfe, daß er einige Wochen heftige Schmerzen ausstehen mußte, und lebenslang eine Narbe davon behielt. Aber auch dieß Unglück besserte den verwilderten und zornigen Gottlieb nicht, denn als er erwachsen war, brachte er einst bei einer Schlägerei in der Wuth seinem Gegner eine tödtliche Wunde bei, und da dieser auch wirklich an der Wunde starb, so mußte der unglückliche Gottlieb als ein Mörder seine ganze übrige Lebenszeit im Zuchthause zubringen. So schrecklich sind die Folgen der Zanksucht und des Jähzorns!

15. Die muthwilligen Kinder.

In einer Schule waren zwei Knaben, welche von ihren Eltern sehr schlecht erzogen wurden, und daher eine Freude darin fanden, überall Schaden anzurichten, und nützliche Dinge zu verderben. In der Schule schnitten sie heimlich allerlei Figuren und Namen in die Tische und Bänke, suchten ihren Nachbarn die Schreibebücher mit Tinte zu beschmutzen, ihnen die Federn aufzuspalten, und ihre Sachen zu verstecken. Auf der Straße machten sie es nicht besser. Den Fruchthändlerinnen, welche auf dem Markte saßen, warfen sie auf eine listige Weise ihre Körbe um, oder bewarfen sie aus irgend einem Schlupfwinkel mit Koth und Steinen. Giengen sie des Abends auf der Straße, so schlugen sie mit großen Stecken an die Fensterladen, um die Leute zu erschrecken, oder zogen an den Klingeln der Häuser, und liefen dann schnell fort, oder versteckten sich. Aber eben bei diesem schändlichen Muthwillen wurden sie einst ertappt, und erhielten nun die Strafe, welche sie schon längst verdient hatten. Ein Mann, den sie schon sehr oft durch Anschlagen an die Fensterladen erschreckt hatten, ließ ihnen mehrere Abende nach einander aufpassen, und endlich gelang es ihm auch wirklich, sie auf der That zu ergreifen. Er überlieferte sie der Obrigkeit, und sie wurden, zur Warnung für Andere, öffentlich sehr hart gezüchtigt. Verdienten sie wohl Mitleiden? Wer war aber hiebei sehr zu bedauern?

16. Der Unzufriedene.

Adolph hatte wohlhabende und sehr gütige Eltern. Da sie nur den einzigen Sohn hatten, so wandten sie sehr viel an ihn, und Adolph hatte daher alles, was er sich nur wünschen möchte: gute Kleider, alle Tage gut zu essen, und manches Vergnügen. Aber eben darum, weil es ihm zu wohl gieng, wurde er ungenügsam und unzufrieden, das heißt: er freute sich niemals über das, was er hätte, und fand immer etwas daran zu tadeln, daher er beständig etwas anderes und besseres verlangte. Wenn er z. B. einen neuen Rock bekam, so hatte er bald an den Knöpfen etwas auszusetzen, oder er war ihm zu weit, zu lang, zu eng u. s. w. Giengen seine Eltern mit ihm spazieren, so klagte er bald über die Hitze, bald über den weiten Weg, seufzte beständig, und sagte fast alle Augenblicke: wenn wir doch nur erst da wären! War man endlich angekommen, so gefiel es ihm wieder an diesem Orte nicht, und er wünschte, daß seine Eltern mit ihm nach einem andern Orte gegangen wären. Auf diese Art verbitterte sich der unzufriedene Adolph fast jedes Vergnügen, und wurde seines Lebens nicht froh. Er hatte keine Freunde, denn wer möchte wohl gern mit einem solchen Unzufriedenen umgehen? Er hatte aber auch fast niemals ein fröhliches Herz, und genoß das Gute, welches er hätte, wenig oder gar nicht. Möchtet ihr ihm wohl ähnlich werden?

17. Der Barmherzige.

Kunz und Klaus giengen an einem sehr kalten Wintertage mit einander über Feld. An der Straße fanden sie einen unbekannten Menschen im Schnee liegen, welcher fest zu schlafen schien. Kunz hatte Mitleiden mit ihm, und aus Besorgniß, daß er erfrieren möchte, näherte er sich ihm, um ihn aus dem Schlafe zu wecken. Aber so viel er ihn auch rüttelte, so erwachte er doch nicht. Den kannst du lange rütteln, rief Klaus lachend, er wird nicht aufwachen, er ist betrunken; laß den Kerl liegen, und komm, es ist kalt. Nein, antwortete Kunz, so unbarmherzig

kann ich nicht seyn, wie leicht könnte der arme Mensch erfrieren, und mag er immerhin betrunken seyn, er ist ein Mensch, und zwar ein hülfsbedürftiger Mensch; ich will thun, was ich kann, um ihm das Leben zu retten. Nun, so mache, was du willst, rief Klaus unwillig, ich mag nicht länger hier stehen und frieren, und damit gieng er weiter. Kunz bedeckte nun eiligst den Schlafenden mit Schnee, weil er gehört hatte, daß der Schnee wärme, und lief dann so schnell als möglich nach dem nächsten Dorfe, um einen Wagen zu holen. Glücklicher Weise fand er auch gleich einen menschenfreundlichen Bauer, der eben aus der Stadt gefahren kam, und mit dessen Hülfe er den halbtodten Fremden sehr bald ins Leben brachte. Fröhlich wanderte er nun nach Hause. Was urtheilet ihr vom Kunz? Und was urtheilet ihr vom Klaus? Wessen Betragen wollet ihr zum Muster nehmen?

18. Die Furchtsame.

Wilhelmine hatte eine abergläubische Wärterinn, welche ihr oft Gespenstergeschichten erzählte: dabei hatte man es ihr angewöhnt, immer bei einer Lampe, und nie allein zu schlafen. Dadurch wurde sie furchtsam. Sie war schon zehn Jahre alt, als es sich traf, daß alle ihre Geschwister krank wurden, und da ihr Vater gerade verreist war, so mußte es sich Wilhelmine zum erstenmal gefallen lassen, allein zu schlafen. Darüber gerieth sie nun in große Angst, besonders da die Mutter keine Lampe in ihrer Kammer wollte brennen lassen, sondern meinte: das große Mädchen könnte auch wohl einmal im Finstern zu Bette gehen. Gar zu gern hätte sie in der Krankenstube geschlafen, aber dieß wollte die Mutter nicht zugeben, weil sie dadurch leicht hätte angesteckt werden können. Weinend gieng Wilhelmine in ihre Kammer, zog sich hastig aus, und steckte aus Furcht den Kopf unter das Deckbette. Von Zeit zu Zeit zog sie ihn scheu hervor, um Luft zu schöpfen, und sich ängstlich in der Kammer umzusehen. Auf einmal glaubte sie an der Kammerthür eine lange weiße Gestalt zu erblicken. Voller Schrecken zog sie sich das Deckbette über den

Kopf, und der Angstschweiß lief ihr von der Stirn. Lange konnte sie es in dieser Lage nicht aushalten; sie wagte es endlich, auf einen Augenblick den Kopf hervorzuziehen, und siehe da, die schreckliche weiße Gestalt stand nicht nur immer noch an der Kammerthür, sondern bewegte sich auch. Jetzt fieng Wilhelmine laut an zu schreien, und in dem Augenblicke trat ihre Mutter in die Kammer. Aber Kind, was ist dir denn? rief sie ihr zu; träumst du, oder wachst du? Ach Mutter! Mutter! die weiße Gestalt! Ich glaube gar, du siehst Gespenster, erwiederte die Mutter; ermuntere dich, und fasse Muth. Was ängstigt dich denn? Es kam nun heraus, daß Wilhelmine ein weißes Handtuch, das an der Kammerthür hieng, und worauf der Mond schien, für eine weiße Gestalt gehalten hatte. Die Mutter hatte an der Kammerthüre gehorcht, ob Wilhelmine schlief, und indem sie die Thür öffnete, hatte sich das Handtuch bewegt. Wilhelmine schämte sich ihrer kindischen Furchtsamkeit, und sahe seit dieser Zeit nicht wieder Gespenster.

19. Die gute Tochter.

Wilhelm war sehr krank, und seine gute Mutter hatte, aus zärtlicher Besorgniß, schon drei Nächte hinter einander bei ihm gewacht. Marie, seine zwölfjährige Schwester, fürchtete, daß ihre Mutter von den vielen Nachtwachen endlich auch krank werden möchte. Daher bat sie ihre Mutter herzlich, sie möchte ihr doch erlauben, die vierte Nacht bei dem kranken Bruder zu wachen. Aber die zärtliche Mutter wollte dieß nicht zugeben, theils weil Marie sehr schwächlich war, theils weil sie fürchtete, sie möchte einschlafen, und Wilhelm dann ganz ohne Hülfe seyn. Nun wurde es Abend, und die abgemattete Mutter mußte sich doch endlich aufs Bette legen, weil ihr die Augen zufielen. Maria hatte sich zwar auch, auf Befehl ihrer Mutter, zu Bette gelegt, aber aus Liebe und Besorgniß konnte sie nicht einschlafen. Als sie hörte, daß die Mutter fest schlief, stand sie sachte auf, nahm ihr Strickzeug, und setzte sich neben dem Bette ihres kranken Bruders auf die Erde. Hier gab sie genau auf ihn Acht, und so bald er sich be-

bewegte, war sie sogleich bei der Hand, um sich zu erkundigen, was er verlange. So trieb sie es bis an den Morgen, und wie groß war nun ihre Freude, daß sie der guten Mutter eine ruhige Nacht hatte verschaffen können!

Bald nachher wurde die Mutter auch krank, erholte sich aber bald wieder; nur fehlte es ihr an Kräften. Der Arzt hatte in Marien's Gegenwart gesagt: wenn die Kranke nur täglich ein wenig Wein trinken könnte, so würde sie bald wieder zu Kräften kommen. Aber wo sollte die arme Frau das Geld zum Wein hernehmen? Wilhelms Krankheit hatte gar zu viel gekostet. Marie hörte, daß in dem Hause, wo sie wohnte, jemand gesucht wurde, der das klein gehauene Holz im Keller aufschichten könnte. Sie bat, daß man ihr diese Arbeit übertragen möchte, und versprach, recht emsig dabei zu seyn. Nach vier sauern Stunden hatte sie wirklich so viel verdient, daß sie für ihre Mutter ein wenig Wein kaufen konnte. Obgleich sie von der ungewohnten Arbeit sehr ermüdet war, so lief sie doch so schnell, als ob sie heute noch gar nicht gearbeitet hätte. Unbeschreiblich groß war ihre Freude darüber, daß sie durch ihre Hände Arbeit der guten Mutter diese Erquickung hatte verschaffen können. Die Mutter war so gerührt über Marien's kindliche Liebe, daß sie Freudenthränen vergoß. Wenn doch alle Kinder so gesinnet wären, wie die gute Marie!

20. Der ungegründete Verdacht.

Dem Kaufmann Müller waren seit einiger Zeit verschiedene Flaschen mit Wein aus dem Keller gestohlen worden, und er konnte nicht herausbringen, wer wohl der Dieb seyn möchte. Eines Tages kam sein Sohn Ferdinand ganz außer Athem zu Hause, und erzählte, nun wisse er ganz gewiß, wer die Flaschen aus dem Keller geholt hätte. Nun, wer denn? fragte der Vater begierig. Kein anderer, sagte Ferdinand, als der kleine Ewald, denn ich habe ihn eben mit zwei Flaschen sehr ängstlich aus dem Keller schleichen sehen. Der kleine Ewald war in dem Hause des Herrn Müller bisher viel aus- und eingegangen, und hatte, als ein

armes Kind, manche Wohlthaten in diesem Hause genossen. Man hielt viel auf den kleinen muntern Knaben, und hatte ihn bisher immer den ehrlichen Ewald genannt. Daher war Herr Müller nicht wenig erstaunt, als er hörte, daß Ewald ihn bestehle, und wollte es durchaus nicht glauben; aber Ferdinand wußte es so wahrscheinlich zu machen, daß ihm am Ende doch das Betragen Ewalds verdächtig vorkommen mußte. Er ließ also den Knaben rufen, und als er erschien, sahe er ihn eine Weile sehr ernsthaft an. Hast du ein gutes Gewissen? fragte er ihn dann. Bei dieser Frage schien Ewald verlegen zu werden, und erröthete. Antworte ehrlich auf diese Frage, fuhr Herr Müller fort. Ich weiß nicht, sagte der Kleine stammelnd, was ich Böses gethan habe. Dein Erröthen verräth dich, erwiederte Herr Müller mit Unwillen, und sah ihn dabei finster und drohend an. Bist du heute in meinem Keller gewesen; Hast du zwei Flaschen aus dem Keller weggetragen? Das alles konnte Ewald nicht leugnen, aber als ihm nun gerade schuld gegeben ward, daß er die gestohlenen Flaschen Wein weggenommen habe, versicherte er ohne Furcht, daß er unschuldig sey, und rechtfertigte sich auch wirklich. Er erzählte nehmlich, daß er heute für seine Mutter zwei Flaschen Bier geholt, und diese in dem Keller bei Seite gesetzt habe, um einem Schulkameraden, der einen schweren Korb zu tragen hatte, und ihn nicht mehr allein fort bringen konnte, zu Hülfe zu kommen; als er wieder zurückgekommen sey, habe ihn ein großer Junge geneckt und verfolgt, bis er den Keller erreicht habe. Als er nun wieder heraus gekommen wäre, hätte er sich schüchtern umgesehen, ob sich der böse Junge nicht etwa wo versteckt habe. Herr Müller erkundigte sich bei Ewalds Mutter, und fand diese Umstände alle vollkommen richtig. Nun that es ihm sehr leid, daß er den ehrlichen und dienstfertigen Ewald in einem so bösen Verdacht gehabt hatte. Um ihn für dieses erlittene Unrecht zu entschädigen, schenkte er ihm einige ganz neue Kleidungsstücke; seinem Sohne aber gab er die Lehre: sey künftig behutsamer, und hüte dich sorgfältig, irgend einem Menschen ohne hinrei-

chende Gründe etwas so böses, wie Diebstahl ist, zuzutrauen, denn du hast jetzt die Erfahrung gemacht, wie leicht der Schein trügt.

21. Das neugierige Mädchen.

Margarethe war als ein höchst neugieriges Mädchen bekannt, und schon oft hatten sie ihre Eltern wegen ihrer thörichten Neugierde gestraft. So bald sie nur das geringste Geräusch auf der Straße hörte, lief sie an das Fenster, um zu sehen, was es gäbe: und eines Tages machte die heftige Neugierde sie so blind, daß sie mit dem Kopfe durch die Fensterscheibe fuhr, und sich sehr beschädigte, indem sie nicht einmal bemerkt hatte, daß das Fenster zugemacht war. Nicht selten verlohr sie auf der Straße ihr Strickzeug, oder was sie eben in der Hand hielt, indem sie hastig lief, um zu sehen, weswegen sich die Leute versammelten. Beinahe wäre sie einst darüber um's Leben gekommen, denn indem sie in ihrer Unbesonnenheit zusahe, wie ein Ochse, der sich losgerissen hatte, und eben wieder gefangen worden war, mit Stricken gebunden wurde, riß sich das wüthende Thier los, und nur mit genauer Noth flüchtete sich Margarethe in ein Haus, büßte aber doch darüber ihre Schürze ein, welche der Ochse im Vorbeirennen mit den Hörnern faßte, und ihr vom Leibe riß. Ihre Neugierde verleitete sie auch, zu horchen, und man sahe sie oft des Abends unter den Fenstern stehen, um zu hören, was die Leute in der Stube sprachen. Aber bei diesem Horchen lief sie auch einst sehr übel an, denn ein Mann, der sie dabey ertappte, züchtigte sie ohne Umstände dafür recht derb, und ließ sie dann mit der Warnung gehen; künftig horche nicht wieder, sonst hast du noch etwas Schlimmers zu erwarten!

22. Das wißbegierige Mädchen.

Karoline zeigte schon in ihrer frühesten Kindheit eine große Begierde zu lernen, und sich nützliche Kenntnisse zu erwerben. Wenn sie etwas Neues sah, so ruhte sie nicht eher, bis sie es genauer kennen ge-

lernt hatte. Konnte sie nicht durch eigenes Nachdenken herausbringen, wozu eine Sache nützlich wäre, und warum sie so seyn müßte, wie sie war, so hörte sie nicht auf zu fragen, bis ihre Wißbegierde befriedigt war. Sehr gern gieng sie in die Schule, und wenn auch das Wetter noch so schlecht war, dennoch scheute sie nie den weiten Weg nach der Schule. Ausserordentlich groß war ihre Freude über ein neues lehrreiches Buch. Sie blätterte nicht etwa blos darinn, wie es viele Kinder machen, sondern sie las es langsam, und mit großer Aufmerksamkeit durch, und daher blieb sie auch nie die Antwort schuldig, wenn man sie fragte: was in dem Buche enthalten sey? Beinahe in allen weiblichen Arbeiten, und besonders im Nähen und Stricken war sie sehr geschickt, und um es noch mehr zu werden, wurde sie die Gehülfinn einer Frau, welche sie nur unter der harten Bedingung unterrichten wollte, daß sie ein ganzes Jahr hindurch, vom frühen Morgen bis zum späten Abend, für sie arbeitete, ohne Bezahlung dafür zu verlangen. Aber als dieß saure Jahr endlich überstanden war, hatte sie auch die Freude, nicht nur sich selbst durch ihrer Hände Arbeit reichlich ernähren zu können, sondern auch ihrer alten kränklichen Mutter eine Stütze im Alter zu seyn. Da ihre Wißbegierde sie antrieb, den Umgang verständiger Menschen zu suchen, von welchen sie lernen konnte, so blieb sie vor vielen Thorheiten und Versuchungen bewahrt, und erfreute sich der Achtung und Liebe aller guten Menschen.

23. Menschenfreundliche Gesinnungen.

Anton war ein überaus gutherziger Knabe. Seine größte Freude war die, Anderen eine Freude zu machen, und gern gab er etwas hin, was ihm selbst lieb und werth war, wenn er dadurch Andere, und besonders seine Geschwister, erfreuen konnte. Wenn er von unglücklichen Menschen hörte, so empfand er inniges Mitleiden, und oft standen ihm die Thränen in den Augen, wenn sein Vater über Tische von einem Unglücksfalle erzählte, welcher sich ereignet hatte. Einst erzählte der Vater von einem Schuhmacher, den

Anton sehr gut kannte, daß er sich jetzt mit seiner Frau und drey kleinen Kindern in einer recht traurigen Lage befände. Die armen Leute, sagte er, jammern mich sehr, denn sie sind, ganz ohne ihre Schuld, blos dadurch so herunter gekommen, daß sie von schlechten Menschen, denen sie Redlichkeit zutrauten, um beträchtliche Summen betrogen wurden. Jetzt bekommt der arme Mann gar keine Arbeit mehr, denn er hat nicht einmal so viel Geld, um sich Leder zu kaufen, und seine besten Sachen sind bereits verkauft. Wenn ich es nur einigermaßen übrig hätte, gern wollte ich ihm Geld borgen, damit er sich wieder helfen könnte. Anton hatte dieß alles sehr aufmerksam angehört. Nach Tische kam er zum Vater, und sagte: lieber Vater! wenn ich doch dem armen Martin (so hieß der Schuhmacher) das Goldstück, welches mir mein Pathe geschenkt hat, hintragen dürfte; erlaubst du es wohl? Der Vater hatte anfangs einiges Bedenken, denn es war vorauszusehen, daß Martin auch diese paar Thaler nie würde wieder bezahlen können. Doch Anton hörte nicht eher auf, zu bitten, bis der Vater seine Erlaubniß gab. Froher war der gute Anton noch nie gewesen, als in dem Augenblick, da er sein Goldstück dem armen Martin hintragen durfte. Martin konnte nun einen kleinen Vorrath von Leder einkaufen, Antons Vater verschaffte ihm durch Fürsprache Arbeit genug, und bald war dem armen Manne so weit geholfen, daß er seine Betten, welche er in der Noth hatte versetzen müssen, wieder einlösen konnte, und von Nahrungssorgen frey war. Freilich hat nicht jedes Kind ein Goldstück wegzuschenken, wie Anton; aber jedes Kind kann doch etwas thun, um Unglücklichen zu helfen, und sie zu erfreuen.

24. Was heißt schmollen.

August hatte eine große Untugend, das Schmollen oder Maulen an sich; denn wenn er von jemand beleidigt zu seyn glaubte, so war er viele Tage lang unfreundlich und mürrisch, sprach kein Wort mit ihm, antwortete auch nicht, wenn man ihn fragte, und sahe

so finster aus, als ob er alle Augenblicke um sich schlagen wollte. Nach langer Zeit war er erst wieder gesprächig und freundlich.

Er betrug sich aber nicht nur so unartig gegen seine Geschwister und Spielkameraden, sondern sogar auch gegen seine Eltern, wenn er von ihnen wegen eines Fehlers bestraft worden war.

Um ihm nun diese Unart abzugewöhnen, befahl der Vater Allen im Hause: wenn August mit irgend jemand auf diese Art schmollte oder maulte, so sollten alle eben so gegen ihn sich betragen; und wenn er alsdann aufhörte, so sollten sie gerade noch einmal so lange mit ihm schmollen, als seine Unfreundlichkeit gedauert hätte. Als dieß einigemal geschehen war, lernte er die Häßlichkeit seines Fehlers einsehen, und besserte sich.

25. Gefälligkeit.

Albert hatte in der Schule gelernt, daß man einem jeden die Achtung erweisen müsse, die ihm zukommt, und daß man sich durch ein höfliches und gefälliges Betragen die Zuneigung Anderer am leichtesten und sichersten erwerben könne. Er war also, um sich zu dieser Tugend zu gewöhnen, immer aufmerksam auf sich selbst, und erlaubte sich nie, auch wenn er allein war, irgend etwas Unanständiges.

In der Schule beobachtete er stets eine anständige Stellung des Leibes, aus Achtung gegen seinen Lehrer und seine Mitschüler. Er trat niemals mit dem Hute auf dem Kopfe in die Schulstube, und vergaß nie, seinem Lehrer freundlich einen guten Morgen zu wünschen. Nie sahe man ihn mit weit vorgestreckten Füßen und zurückgelehntem Leibe sitzen, oder mit den Armen über dem Tische liegen, oder mit den Händen in den Haaren kratzen, und dergleichen Unanständigkeiten mehr. Noch viel weniger erlaubte er es sich, gegen seine Mitschüler Schimpfwörter, oder unhöfliche Reden zu gebrauchen, wenn er auch bisweilen von ihnen dazu gereizt wurde.

Einst gieng er mit einigen seiner Bekannten vor dem Thore spazieren. Da begegnete ihnen ein fremder Herr

zu Pferde, der gerade auf sie zuritt, um sie zu fragen, in welcher Strasse ein gewisser Gasthof läge, wo er einkehren wollte.

Als der Fremde nahe kam, liefen die andern Knaben, aus einer unartigen Blödigkeit, davon; Albert aber blieb stehen, nahm seinen Hut ab, und antwortete auf die Fragen des Fremden höflich und bescheiden, bot sich auch freiwillig an, ihm den Weg nach dem Gasthofe zu zeigen.

Das gefiel dem Fremden sehr: er ließ sich unterwegs mit ihm in ein Gespräch ein, fragte nach seinen Eltern, wie sie hießen, wo sie wohnten, und nach andern Umständen. Vor dem Gasthofe stieg der Fremde ab, dankte Alberten freundlich für seine Gefälligkeit, und wollte ihm ein Geschenk an Gelde machen; allein Albert nahm es nicht an, denn sein dienstfertiger Vater hatte ihm oft gesagt: man muß sich nicht jeden kleinen Dienst, den man andern leistet, bezahlen lassen. Fröhlich gieng er nun zurück zu seinen Kameraden.

Der Fremde hatte sich in der Stille nach Albert erkundigt, und als er erfuhr, daß er nicht blos ein höflicher, sondern auch ein ehrlicher und verständiger Knabe sey, und sehr arme Eltern habe, so ließ er ihn auf seine Kosten neu kleiden, und nahm ihn nach einiger Zeit in seine Dienste, wo es ihm sehr wohl gieng.

26. Die Verläumderinn.

Henriette wollte sich gern bei ihren Eltern und Lehrern beliebt machen; und weil es ihr zu schwer dünkte, und zu lange dauerte, sich durch Fleiß, Sittsamkeit und Redlichkeit diese Liebe zu erwerben: so legte sie sich aufs Verleumden, denn sie hatte bemerkt, daß man sich bei Vielen dadurch auch in Gunst setzen könne, wenn man ihnen von Andern allerlei Nachrichten bringt.

Sie fieng also damit an, daß sie alle Kleinigkeiten, jeden unschuldigen Spaß, und jede Unvorsichtigkeit oder Uebereilung ihrer Geschwister bei den Eltern heimlich angab, und durch ihre Zusätze recht gehäßig vorstellte. Dabei bat sie immer, daß man sie nicht als An-

geberinn verrathen möchte, weil sie sonst ihrem Hasse ausgesetzt seyn würde. Die Eltern welche gegen ihre Kinder aus guten Absichten strenge waren, lobten Henrietten, daß sie an den Bosheiten ihrer Geschwister keinen Theil nehmen wollte, und schränkten die Verleumdeten in ihren unschuldigen Vergnügungen immer mehr ein; aber Henriette wurde überall vorgezogen, und zu allen Lustbarkeiten zugelassen.

Weil es ihr auf diese Weise bei ihren Eltern gelungen war, so versuchte sie es nun auch in der Schule. Hier gab sie genau Achtung, welche Schülerinnen von dem Lehrer nicht sehr geliebt wurden, und von diesen wußte sie, hinter ihren Rücken, so viel Böses zu erzählen, daß sie immer mehr von der Liebe ihres Lehrers verlohren. Dieser aber hielt Henriettens Aussage darum für wahr, weil er eben diese Schülerinnen schon von einer schlechten Seite kennen gelernt hatte.

Indessen kam ihre boshafte Verleumdung doch endlich an den Tag. Denn sie verleumdete einst eine sehr brave Mitschülerinn, weil sie ihr die Liebe ihres Lehrers mißgönnte, und da diese Anklage genauer untersucht wurde, entdeckte man die böse Verleumderinn, und bestrafte sie. Auch wollte niemand von der Zeit an mehr mit ihr umgehen, oder ihren Worten glauben.

27. Die Wahrsagerinn.

Eine Zigeunerinn kam in ein Dorf, und wollte den Leuten für Geld wahrsagen. Einige waren auch wirklich so einfältig und abergläubig, daß sie den Reden der listigen Frau zuhörten. Diese sagte nun einem jeden der Umstehenden etwas, das er gern hören möchte: dem einen weissagte sie eine reiche Erbschaft, dem andern eine glückliche Heirath, u. s. w. Dafür wurde sie dann auch reichlich beschenkt.

Unterdeß hatten die Gerichte von dieser Landstreicherinn gehört; und weil solche Betrügereien strenge verboten sind, so wurde sie unvermuthet aufgehoben, und nach der Stadt in Verwahrung gebracht. Hätte sie nun wirklich wahrsagen, das heißt: das Zukünftige vorher wissen können, so würde sie auch ihre ei=

gene Gefangennehmung gewußt haben, und derselben durch die Flucht entgangen seyn.

Dennoch aber glaubten die meisten das, was die Zigeunerinn ihnen gesagt hatte, darum, weil sie wünschten, daß es wahr seyn möchte; und so würden sie zum Theil dadurch unglücklich. Denn derjenige z. B., welchem eine reiche Erbschaft geweissagt war, vernachlässigte seine Wirthschaft, in der Hoffnung, bald ohne Mühe reich zu werden. Lange blieben die schädlichen Wirkungen dieses Betruges in dem Dorfe noch sichtbar.

28. Der Glücksspieler.

Stephan diente schon seit vielen Jahren als Gärtner bei einem vornehmen Herrn, und hatte das Lob eines fleißigen, geschickten und treuen Arbeiters. Er lebte dabei auch sehr zufrieden, und wünschte weiter nichts, als daß er es nur bis an sein End so gut haben möchte, denn sein Herr liebte und schätzte ihn.

Eines Tages kam sein Freund Anton mit schnellen Schritten zu ihm in den Garten, und meldete ihm voller Freude, daß er 500 Thaler in der Lotterie gewonnen habe. Nun bin ich auf einmal aus meiner Noth! rief er; so kümmerlich, wie bisher, darf ich nun mein bischen Brod nicht mehr verdienen. Ich gebe meinen Dienst bei der Herrschaft auf (er war Bedienter bei demselben Herrn), und lege mir einen kleinen Handel zu, da will ich mich schon gemächlicher nähren. Und wenn ich dir rathen sollte, lieber Stephan, fuhr er fort, so versuchtest du dein Glück auch in der Lotterie. Ist es nicht besser, daß wir unsere eigene Herren werden? Und was haben wir, wenn wir alt und schwach werden, für Pflege und Wartung zu hoffen, so lange wir in Diensten sind?

Stephan schüttelte den Kopf, wußte aber doch nicht viel dagegen zu sagen, und Anton machte ihm den Gewinn in der Lotterie so wahrscheinlich, stellte ihm auch den Zustand der Unabhängigkeit so angenehm vor, daß er sich endlich entschloß, eine Kleinigkeit daran zu wagen. Er setzte also einige Groschen in die Lotterie, und gewann bei der nächsten Ziehung nichts. Da er muthlos werden wollte, munterte ihn Anton auf, und

sagte: er sollte den Einsatz nur einmal verdoppeln, und fortfahren, am Ende müsse sein Loos herauskommen; so habe er seine 500 Thaler auch gewonnen.

Stephan wollte sein Geld nicht gern verloren haben, und setzte also von neuem ein. Das that er auch die folgende Zeit, aber statt der Treffer wurden immer Nieten für ihn gezogen. Zuletzt konnte er den Einsatz nicht mehr aus eigenen Mitteln bestreiten, und doch wollte er nicht aufhören, einzusetzen, weil er sich in den Kopf gesetzt hatte, er müsse einmal gewinnen. Und was that er, um das Geld zum Einsatz zusammen zu bringen? Er betrog seinen Herrn beim Verkauf der Gartenfrüchte. Vorher war er der ehrlichste und treueste Diener gewesen; so sehr hatte also die Gewinnsucht sein Gemüth geändert! Seine Untreue blieb nicht lange verborgen, daher jagte ihn sein Herr fort.

Nun wollte er seine Zuflucht zu seinem Freunde Anton nehmen; allein dieser hatte mit seinem Gelde übel gewirthschaftet, und auch wieder in die Lotterie gesetzt, ohne zu gewinnen. Dadurch war er in Schulden gerathen, und mußte landflüchtig werden.

Es blieb also dem unglücklichen Stephan nichts übrig, als gleichfalls aus dem Lande zu gehen, weil niemand ihn, als einen Betrüger oder Dieb, in seine Dienste nehmen wollte. Er starb in großer Dürftigkeit.

Wer auf andere Art, als durch Arbeit, Geld erwerben will, wird am Ende immer unglücklich.

29. Aberglaube.

Gustav war so leichtgläubig, daß er alles für wahr annahm, was er hörte, ohne zu untersuchen, ob es auch wahr seyn könne. Diese Leichtgläubigkeit hatte ihn auch zum Aberglauben gebracht; denn wenn ihm jemand sagte: in diesem oder jenem Hause spucke ein Gespenst, so glaubte er es, und erzählte es andern als zuverläßig gewiß; oder wenn man ihm weiß machte, es stürbe jemand in dem Hause, vor welchem eine Eule schrie, oder ein Hund heulte: so zweifelte er nicht im geringsten daran, und er glaubte also eine

Wirkung, die von der angegebenen Ursache nicht herkommen konnte, das heißt: er war abergläubig.

Einstmals bekam er einen Schaden aus heiler Haut, wie man zu sagen pflegt. Anstatt daß er nun einen ordentlichen Arzt hätte um Rath fragen sollen, ließ er sich vielmehr von einer alten Frau bereden, die Wunde mit einem sogenannten Johanneshölzchen (ein Holz, welches am Johannistage von einem Baume geschnitten worden ist) zu berühren, und glaubte, daß sie dadurch allein, ohne andere Mittel heilen sollte. Da die Frau ihn versicherte, daß dieses schon mehreren geholfen hätte, welche sie namentlich anführte: so verließ er sich so fest darauf, daß er an keine ordentliche Kur dachte.

Indessen ward die Wunde immer gefährlicher, und endlich schlug gar der kalte Brand dazu. Nun mußte er doch nach einem Arzte schicken, der ihm das Bein abnahm; und er mußte froh seyn, daß er nicht gar das Leben dabey einbüßte.

Aberglaube ist die Quelle manches Unglücks; und doch beherrscht er so viele Menschen!

30. Die Folgen des Fleißes und der Faulheit.

Moritz war der einzige Sohn eines reichen Gutsbesitzers. Mit ihm war Christoph, der Sohn eines Dreschers, auf dem Gute seines Vaters, in gleichen Alter. Diese beiden Kinder wuchsen also zusammen auf, und Christoph wurde von dem alten Moritz so herzlich geliebt, als ob er sein eigener Sohn wäre; er ließ ihn nicht nur oft an seinem Tische essen, und kleidete ihn, sondern schickte ihn auch frei in die Schule.

Christoph hatte zwar keine außerordentlichen Fähigkeiten, und es ward ihm daher alles sehr schwer, was er lernen sollte; aber er gab sich viel Mühe. Sorgfältig merkte er auf alles, was der Lehrer sagte, lernte zu Hause fleißig, was ihm in der Schule aufgegeben war, und übte sich in allem selbst, ohne daß ihn jemand antreiben durfte. Durch diesen unermüdeten Eifer brachte er es bald dahin, daß er seinen Mitschülern gleich kam,

und auch denen, welche bessere Geistesgaben von Gott empfangen hatten, als er. Jedermann liebte ihn, und wünschte dem Vater Glück zu einem solchen Sohne.

Moritz aber war leichtsinnig, und achtete nicht auf die guten Lehren, die er in der Schule hörte. Spielen, Reiten, Fischen, und dergleichen Vergnügungen, waren ihm lieber, als Lernen. Wenn er ermahnt wurde, fleißig zu seyn, so sagte er: ich werde ein Landwirth, und der braucht nicht viel zu wissen; wenn ich lesen, schreiben und rechnen kann, so bin ich geschickt genug, und dazu habe ich noch immer Zeit.

So gieng ein Jahr nach dem andern hin, und weil er glaubte, immer noch Zeit genug zu haben, so lernte er auch das Lesen, Schreiben und Rechnen nur sehr mittelmäßig. Der Vater hätte es freilich lieber gesehen, wenn sein Sohn fleißiger gewesen wäre; aber zwingen wollte er ihn eben auch nicht, und überdieß dachte er ebenfalls, daß sein Sohn in seinem künftigen Stande nicht viel zu wissen brauche, und daß es ihm nicht fehlen könne, wenn er ihm nur das Gut wohl eingerichtet hinterließe. Aber beide irrten sehr; denn sie dachten nicht daran, daß die Gewöhnung an unnütze Beschäftigungen noch weit schlimmere Folgen habe, als die bloße Versäumniß des Guten, welches man in der Jugend hätte lernen können.

Als Moritz in die Jahre trat, wo er die Schule verlassen mußte, wollte ihn der Vater zur Wirthschaft anführen, und trug ihm also bald diese, bald jene Geschäfte auf: aber Moritz gieng lieber seinen gewohnten Lustbarkeiten nach. Anstatt auf dem Felde zu seyn, und die Knechte zur Arbeit anzutreiben, ritt er in die Stadt zu seinen Bekannten, spielte, und ließ die Knechte arbeiten, so viel sie wollten.

Der Vater schalt ihn zwar deswegen hart, aber es half nichts, und er starb, wie man sagt, vor Verdruß über die Liederlichkeit seines Sohnes. Nun war Moritz Herr des Gutes, und konnte ganz nach seinem Willen handeln. Nach dem Sprüchwort: jung gewohnt, alt gethan, blieb er auch eben so leichtsinnig, wie er vorher war. Er lebte immer in den Tag hinein, ohne sich um die Wirthschaft zu bekümmern, und in ein paar

Jahren war das Gut so verschuldet, daß es öffentlich verkauft werden mußte.

Ein benachbarter Edelmann kaufte es, und Christoph, der bisher als Verwalter auf demselben gestanden, und durch Fleiß und Sparsamkeit sich etwas erworben hatte, nahm es in Pacht.

Das Geld von dem verkauften Gute reichte nicht einmal zu, Moritzens Schulden zu bezahlen, und also hätte er ein Landläufer werden müssen, wenn sich Christoph nicht, aus Dankbarkeit und Mitleiden, seiner angenommen, und ihm freie Wohnung und freien Tisch bei sich gegeben hätte.

Fleiß und Sparsamkeit bewahrt vor vielem Bösen, aber Müssiggang lehrt alle Laster.

31. Näscherei.

Friderike hatte die üble Gewohnheit, alles zu benaschen, was sie von Eßwaaren oder Getränken sah. Sie war deshalb oft von ihren Eltern bestraft worden, weil Näscherei nicht nur sehr unanständig ist, sondern weil sie auch Ursach wird, daß man überhaupt seine Begierden nicht mäßigen und unterdrücken lernt.

Friederike ließ sich durch keine Strafe abhalten, wenn ihr die Lust ankam, zu naschen. Die Gartenthür mußte um ihrentwillen beständig verschlossen seyn, so lange Obst im Garten war, denn sie pflückte alles, was sie erreichen konnte, sogar unreif ab, biß die Aepfel und Birnen an, und warf sie weg, wenn sie noch hart waren. So verdarb sie fast eben so viel Obst, wenn sie einmal in den Garten kam, wie das Ungeziefer.

Gar zu gern schlich sie sich in die Milchkammer, wo sie die Sahne mit den Fingern aus den Milchgefäßen nahm. Anfangs glaubte man, daß die Katze diese Näscherinn wäre, und schaffte sie ab; aber bald entdeckte sich's, daß Friederike den Schlüssel zur Milchkammer sehr gut zu finden wußte. Es war also nicht zu verwundern, daß die Eltern gar kein Zutrauen mehr zu ihr hatten, und alles vor ihr verschlossen, wie vor einem Diebe. Einigemal war sie sogar über den Wein gerathen, welchen der Vater für Freunde in einem Eß-

schranke stehen hatte, und war davon berauscht und tödtlich krank geworden.

Eines Tages war sie in der Stube allein, und solche Zeiten pflegte sie gern zu ihren Näschereien zu benutzen. Sie sahe sich um, ob irgend ein Schrank offen stünde, oder ob Schlüssel da wären; endlich bemerkte sie oben auf dem Schranke ein Näpschen.

Zugleich machte sie Anstalt, zu sehen, ob etwas für sie zu naschen darinn wäre. Sie setzte einen Stuhl an den Schrank, und da dieser noch nicht hoch genug war, rückte sie auch den Tisch hinan, stieg vom Stuhle auf den Tisch, und nahm das Näpschen herunter. Es war etwas Weißes darinn, wie gestoßner Zucker: sie tunkte die Fingerspitzen ein, und kostete; es schmeckte süß, und sie leckte also begieriger.

Plötzlich trat die Mutter zur Thür hinein. Friederike erschrack, daß sie fast vom Tische gefallen wäre; aber noch größer war der Schrecken ihrer Mutter, da sie sahe, daß Friederike Gift aß, welches für die Fliegen hingesetzt war. Unglückskind! rief sie, was machst du? — Sie hob sie gleich vom Tische, schickte zu dem Arzte, gab ihr Milch ein, daß sie sich brechen sollte, und wandte alle Mittel an, sie von einem schmählichen Tode zu retten. Bald aber fühlte sie die entsetzlichsten Schmerzen in den Eingeweiden, und schrie, daß man es einige Häuser weit hören konnte.

Der Arzt kam, und verordnete, daß sie immer noch mehr Milch trinken sollte, gab ihr auch noch andere Arzeneien; allein sie mußte doch schon zu viel genascht haben; zwar blieb sie am Leben, behielt aber doch einen sehr schwachen Verstand, und ein beständiges Zittern der Glieder.

Wer seinen Begierden unvernünftig folgt, den stürzen sie endlich ins Verderben.

32. Der Thierquäler.

Der kleine Hartmann fand ein Vergnügen daran, Thiere ohne Noth zu quälen. Er glaubte ein Recht zu haben, sich dieses Vergnügen zu machen, so oft er die Gelegenheit und Gewalt dazu hatte. Ohne zu beden-

ken, daß Thiere auch gegen Schmerz empfindlich sind, mißhandelte er sie oft so grausam, als ob sie seine ärgsten Feinde wären, da sie ihm doch nichts zu Leide gethan hatten.

Er fieng Maikäfer, band sie mit einem Faden an einen Stock, und ließ sie so um denselben herumfliegen, bis sie ganz abgemattet waren.

Die unschuldigen, und in mancher Absicht nützlichen Frösche durchstach er mit Nadeln, und ergötzte sich an ihren Zuckungen, bis sie eines langsamen Todes starben.

Besonders übte er seine Kunst zu quälen an einem kleinen Hunde aus, den ihm sein Vetter geschenkt hatte. Den ganzen Tag führte er ihn an einem Stricke mit sich herum; und um andern zu zeigen, daß er Herr über diesen Hund sey, schlug er ihn bei der geringsten Veranlassung, stieß ihn mit den Füßen, und zwackte ihn an den Ohren, so daß ihm oft fremde Leute darüber Vorwürfe machten.

Als er größer wurde, jagte er Pferde zu Tode, und fieng an, das Gesinde übel zu behandeln, daher viele, sonst brauchbare Personen, um seinetwillen aus dem Dienste giengen. Unglücklicherweise sahen die Eltern ihm nach, weil er das einzige Kind war.

Da er endlich seine eigene Wirthschaft erhielt, hätte man meynen sollen, er würde sich nun vernünftiger betragen; allein er setzte — nach dem Sprüchwort: jung gewohnt, alt gethan — seine vorige Aufführung fort, und lebte mit allen Menschen in beständigem Streit, so daß die Prozesse wegen Ersetzung des Schadens, den er Menschen und Vieh zufügte, gar nicht aufhörten, und er seines Lebens nicht froh ward.

Der Gerechte erbarmet sich seines Viehes, aber das Herz der Gottlosen ist unbarmherzig.

33. Zeitvertreib.

Heinrich klagte immer, daß ihm die Zeit so lang würde: denn er hatte keine Geschwister im Hause, mit welchen er spielen konnte, und seine Eltern erlaubten ihm nicht oft, aus dem Hause zu gehen. Sein Vater gab ihm aber den Rath, er sollte nur darauf sin-

nen, beständig etwas Nützliches zu thun, dann würde ihm die Zeit nicht mehr lang werden.

Was kann ich denn Nützliches thun? fragte Heinrich. Du kannst im Hause deinen Eltern zur Hand gehen, und ihnen durch deine Dienstfertigkeit manche Mühe ersparen; du kannst in der Stube aufräumen, manche Bestellung machen, deiner Mutter Holz, Wasser und andere Nothwendigkeiten herbeiholen, kannst leimen, was entzwei gegangen ist, und aus Holz allerlei Geräth schnitzen; du kannst spinnen und stricken, und im Garten giebt es fast das ganze Jahr hindurch für dich zu thun, z. B. Unkraut auszujäten, Ungeziefer zu vertilgen — das alles ist für dich keine zu schwere Arbeit, und ein viel besserer Zeitvertreib, als immer spielen, denn davon hat man keinen Nutzen.

Heinrich folgte diesem Rathe, und befand sich recht wohl dabei.

34. Unvorsichtigkeit.

Henriette wurde von allen, die sie kannten, die unvorsichtige Henriette genannt. Gereichte ihr dieser Name zur Ehre? Wenn ihr das Folgende gelesen habt, so möget ihr selbst beurtheilen, ob sie diesen Namen verdiente.

Einst saß sie am Tische, und schrieb nach einer Vorschrift, welche ihr der Lehrer mit nach Hause gegeben hatte. Auf einmal hörte sie eine Kutsche kommen, welche vor dem benachbarten Hause still hielt. Dabei konnte sie unmöglich ruhig bleiben, ihre Neugierde mußte erst befriedigt seyn. Schnell sprang sie auf, und in der Eil warf sie das Tintefaß und den Stuhl um. Die Tinte lief über den ganzen Tisch hinweg auf den Boden. Wie erschrack Henriette, als sie sahe, was sie mit ihrer Unvorsichtigkeit angerichtet hatte! Was sollte sie nun thun, damit ihre Eltern nichts hiervon merkten? In der Hast ergriff sie ein Tuch, um die Tinte wegzuwischen, aber es fiel ihr nicht ein, das Tuch zuvor zu besehen, und siehe da, es war ihres Vaters Halstuch, womit sie die Tinte weggewischt hatte. War sie vorher schon erschrocken, so erschrack sie nun noch weit mehr. Aber es war

nun einmal geschehen, und sie konnte nichts besseres thun, als sich selbst bei ihrer Mutter anklagen. Dießmal kam sie mit einem nachdrücklichen Verweise davon. Sie nahm sich vor, künftig behutsamer zu seyn; aber schon am folgenden Tage begieng sie eine ähnliche Unvorsichtigkeit. Als ihre Mutter das Mittagessen zubereitete, befahl sie ihr, einen Topf mit Wasser, der auf dem Ofen stand, auszuschütten, und ihr den Topf zu bringen. Henriette gieng, ergriff aber statt des Wassertopfes einen Topf mit Fleischbrühe, und schüttete die schöne Brühe zum Fenster hinaus. Eine wohlgekleidete Frau, die unter dem Fenster vorbei gieng, sahe sich auf einmal über und über mit Brühe begossen. Ihr ganzes Kleid war verdorben. Sie kam zu Henriettens Mutter, beschwerte sich sehr, und verlangte, daß sie ihr das Kleid bezahlen sollte. Diesmal blieb es nicht bei einem nachdrücklichen Verweise, sondern Henriette erhielt Strafe. Was konnte Henriette wohl nicht leugnen? Womit konnte sie sich entschuldigen? Ernstlicher, als jemals, nahm sie sich vor, vorsichtig und bedächtig zu werden. Aber wie wenig sie ihrem Vorsatze getreu blieb, wird die Folge zeigen. — Es war ungefähr acht Tage nachher, als sie allerlei häusliche Geschäfte zu verrichten hatte, wobei sie sich wenig Zeit nehmen durfte. Indem sie rasch aus der Küche in die Stube gehen will, bemerkt sie die Wanne nicht, welche sie eben erst selbst hingesetzt, und mit Wasser angefüllt hatte, stolpert darüber, stürzt hin, und schlägt sich an einer Tischecke zwei Zähne aus. Wem hatte sie dieß Unglück zuzuschreiben? Sie weinte bitterlich über ihre Unbedachtsamkeit, und konnte sich lange nicht zufrieden geben, denn sie war durch den Verlust der Zähne sehr entstellt. Nun hätte man denken sollen, daß ein so empfindliches Unglück sie bessern würde. Wirklich war sie auch in den nächsten Wochen behutsamer, als jemals: aber ganz gebessert war sie doch nicht, denn ihr Leichtsinn war zu groß. Dieß zeigte sich eines Tages, als sie ihrer Mutter beym Plätten der Wäsche half. Eben hatte sie ein glühendes Eisen in die Plätte gethan, und wollte sie nun auf eine umgekehrte Schüssel setzen. Ihre Mutter saß an demselben Tische, und hatte ihr kleinstes Kind auf dem

Schooße. Das Kind spielte am Tische, und hatte eben sein eines Händchen auf der Schüssel liegen, als die unvorsichtige Henriette, welche das nicht bemerkte, die heiße Plätte darauf setzte. Jämmerlich schrie das Kind auf, und Henriette verlohr vor Schrecken fast das Bewußtseyn. Die ganze Hand war verbrannt, und das arme Kind mußte die heftigsten Schmerzen ausstehen. Henriette weinte weniger über die Vorwürfe und die Strafe, welche sie erhielt, als über das Unglück, welches sie angerichtet hatte. Seit dieser Zeit wurde sie aufmerksamer auf sich selbst, und besonnener, und wenn sie sich gleich die Unvorsichtigkeit nicht auf einmal ganz abgewöhnen konnte, so legte sie diesen Fehler doch immer mehr ab, und ward endlich durch unablässige Anstrengung, ganz frei davon.

35. Die Klätscherinn.

Sophie wäre ein recht gutes Mädchen gewesen, wenn sie nur nicht einen großen Fehler an sich gehabt hätte, der ihr sehr viel Verdruß und Schande zuzog, den Fehler des Klatschens. Sie konnte nichts für sich behalten; alles, was sie von Andern sah und hörte oder erfuhr, mußte sie wieder erzählen; es war ihr nicht möglich, zu schweigen. Alles, was in der Nachbarschaft vorgieng, wußte sie, denn beständig saß sie am Fenster und vor der Thür, und wenn sie dann eine Bekannte ansichtig wurde, so hatte sie ihr allemal etwas von diesem oder jenem Nachbar, oder von ihren Eltern, Geschwistern und Hausgenossen zu erzählen. Alles, was in der Schule vorfiel, plauderte sie aus, und wenn ein Kind Strafe erhalten hatte, so brachte sie es bald in der halben Stadt herum, denn jedem, der ihr begegnete, erzählte sie es, und gewöhnlich setzte sie noch etwas hinzu, so daß in ihrem Munde alles größer und schlimmer wurde, als es wirklich war. Durch diese häßliche Neigung zum Klatschen zog sie sich bei ihren Mitschülerinnen fast allgemeinen Haß zu, denn nur diejenigen, welche ihr ähnlich waren, hielten es mit ihr, alle übrigen verachteten sie. Das that ihr freilich weh, aber sie war doch nicht darauf bedacht, sich die Plauderhaftigkeit abzugewöhnen.

Als sie erwachsen war, mußte sie bei fremden Leuten in Dienste gehen, denn ihre Eltern waren sehr arm. Anfangs war man immer sehr wohl mit ihr zufrieden, denn sie war reinlich, ordentlich und willig; aber bald machte sie sich durch ihre Klatschereien so verhaßt, daß man ihr den Dienst aufsagte. So gieng es bei jeder Herrschaft, und endlich war sie in so üblen Ruf gekommen, daß sie gar keine Herrschaft mehr finden konnte. Sie mußte also ihre Vaterstadt verlassen, und da sie es auch an fremden Orten nicht besser machte, so hatte sie überall dasselbe Schicksal, und kam zuletzt so herunter, daß sie nur sehr kümmerlich von Taglöhner-Arbeit sich nähren konnte.

36. Ein guter Denkspruch ist ein Freund in der Noth.

Eines Tages, da viele Kinder in der Schule zu Mildheim den aufgegebenen Denkspruch nicht ordentlich auswendig wußten, erzählte der Lehrer folgende lehrreiche Geschichte, welche sich zu Mildheim zugetragen hatte.

Valentin, ein junger Bauer, der gute Sohn eines bösen Vaters, hatte noch bei Lebzeiten desselben den äußerst verschuldeten und vernachläßigten Ackerhof übernommen, um seiner Mutter ein ruhiges Alter zu verschaffen. Der arme Valentin hatte aus kindlicher Liebe eine große Last auf sich geladen. Mit Kummer erwachte er am Morgen, mit Sorgen legte er sich Abends zur Ruhe. Er hatte auch nicht einmal so viel Geld, um Korn zur Aussaat zu kaufen, oder die Bestellung seines Ackers zu bezahlen. Zwar hatte ein Nachbar aus Mitleiden sich erboten, ihm einen Theil seines Ackers bis zur Besäung zu bestellen; aber wo sollte der arme Valentin das Geld hernehmen, um Saatkorn zu kaufen? Er sann hin und her. Zu borgen war ihm bedenklich, denn wovon sollte er wieder bezahlen, da die Schuldenlast schon so groß war? Vielleicht, dachte er endlich, findest du Vorrath bei einem Hamster. Er suchte, und fand glücklich die Vorrathskammer eines Hamsters, und in derselben so viel Weizen, wie er be-

durfte. Noch waren die Körner unversehrt, und zum Keimen geschickt. Von einer schweren Sorge war nun doch der arme bekümmerte Valentin frei. Freudig verkündigte er seinen Fund dem Nachbar, der sogleich bereit war, ihm die Saat unterzueggen. Jetzt begab er sich auf seinen Acker, um die Saat auszustreuen. Er that es unter Thränen, denn wie traurig war noch immer seine Lage! „Was wird aus dir, aus deiner alten Mutter, deinen Brüdern und Schwestern werden, dachte er bei sich selbst, wenn die Saat nicht gedeihen sollte! Vielleicht wäre es besser, du dientest bei guten Leuten, als daß du ein Ackergut besitzest, dessen Schuldenlast dich zu Boden drückt!“ Auf einmal wurde er heiter, und faßte Muth, denn ihm fiel ein tröstlicher Denkspruch ein, den er in seinen Knabenjahren gelernt hatte. Dieser Spruch hieß: „die mit Thränen säen, werden mit Freuden ernten,“ oder mit andern Worten: wer mit Sorge und Kummer eine Unternehmung anfängt, wird Freudenthränen weinen, wenn sie gelingt. Valentin fühlte sich getröstet und gestärkt, indem er dachte: auch meine Kummer-Thränen können ja durch Gottes Güte in Freudenthränen verwandelt werden, wenn die Ernte kommt; ich will das Beste hoffen, und redlich thun, was ich kann. Täglich dachte er an seinen Trostspruch, und nun wurde er nicht wieder muthlos. Er hatte wirklich das Glück, eine sehr reiche Ernte zu machen, und bald half er sich wieder so weit, daß er ein Pferd anschaffen konnte. Damit bearbeitete er den kleinen Acker, welcher noch unverschuldet war, und im Winter that er damit Fuhren für Lohn. Das eine Pferd brachte ihm so viel ein, daß er bald ein zweites, und endlich noch ein drittes anschaffen, eine Schuld nach der andern bezahlen, und sich nach Verlauf einiger Jahre ganz von Schulden frei machen konnte. Noch lebt der brave Valentin in einem hohen Alter, und im Wohlstande, und nie spricht er von seinen ehemaligen traurigen Schicksalen, ohne hinzu zu fügen: „die mit Thränen säen, werden mit Freuden ernten.“

37. Verführung.

Stephan, der Sohn eines Tagelöhners, war so gesund und stark, daß er schon in seinem vierzehnten Jahre völlig ausgewachsen war. Seine beiden Brüder waren Maurer, und Stephan wünschte auch, ein Maurer zu werden. Er wurde daher mit ihnen auf Arbeit geschickt. Hier war er nun fast unter lauter sittenlosen und verwilderten Menschen, welche beständig fluchten, sich zankten, und wenn sie einig waren, unzüchtige Lieder sangen. Dabei tranken sie beständig Branntewein. Sehr bald forderten sie den jungen Stephan auf, mit ihnen zu trinken. Dieser weigerte sich anfangs, weil er schon einmal einen Schluck Branntewein getrunken hatte, und davon ganz betäubt worden war. Aber nun spotteten die Gesellen seiner, und einer sagte zu ihm: Junge, wenn du ein tüchtiger Maurer werden willst, so mußt du Branntewein trinken lernen. (Was meynet ihr, hatten sie Recht?) Durch das viele Zureden wurde Stephan endlich dahin gebracht, daß er den Branntewein versuchte; er schmeckte ihm nicht übel, und es dauerte nicht lange, so trank er so gut seinen Schnaps, wie die Gesellen. (War das gut?) Da Stephan sahe, daß die Gesellen beständig die Tabackspfeife im Munde hatten, so glaubte er, das Tabackrauchen gehöre ebenfalls zu den Eigenschaften eines guten Maurers. Er schaffte sich also bald eine Pfeife an. Aber er mußte viel ausstehen, ehe er es dahin brachte, mit Fertigkeit zu rauchen. Oft wurde ihm so übel und weh, daß er den Taback gar nicht mehr anzurühren beschloß; allein die Neckereien seiner Kameraden brachten ihn immer wieder dahin, daß er es aufs neue versuchte, und endlich waren die Schwierigkeiten überwunden. (War er deswegen glücklich zu preisen?) Nun hielt sich Stephan im Ernste für einen ganzen Mann, weil er alles mitmachen konnte, was die Andern machten — Aber nach einiger Zeit schien er nicht mehr recht gesund zu seyn. — Die frische rothe Gesichtsfarbe, welche er sonst gehabt hatte, verlohr sich; er ward blaß und mager, war immer träge und verdrossen, und hatte keine Lust zum Essen, ja er konnte sogar manche Speisen nicht mehr verdauen, die

ihm sonst recht gut bekommen waren. Bald that ihm der Kopf weh, bald hatte er Leibschmerzen, und oft zitterten ihm Hände und Füße. (Was war wohl die Ursache, daß Stephan so sehr abnahm, und so schwach wurde?) Unverständige Leute riethen seinen Eltern, daß sie ihm doch zuweilen ein wenig Branntewein geben möchten. (Warum war dieß kein guter Rath?) Sie thaten es, weil sie hofften, ihn dadurch zu stärken; aber sie schwächten ihn nur noch mehr, und Stephan mochte nicht gestehen, was für eine unordentliche Lebensart er seit einiger Zeit geführt hatte. (War es ein Wunder, daß Stephan nie wieder recht gesund wurde?)

Das war noch nicht alles Böse, wozu sich der leichtsinnige Stephan verführen ließ. An einem Sonntage, als er nicht wußte, womit er sich die Zeit vertreiben sollte, sahe er einige Kameraden in ein Wirthshaus gehen, wo Musik gemacht wurde. Da geht es lustig zu, dachte Stephan, und gieng hinein. Einige seiner Kameraden saßen da in einer niedrigen Stube, deren Wände vom Tabacksdampf ganz schwarz aussahen, an einem langen Tische, und zechten tüchtig. Von den vielen brennenden Tabackspfeifen war die Stube so voll Dampf, daß man nicht auf einen Schritt weit um sich sehen konnte. Nachdem man eine Weile bei einander gesessen hatte, that einer den Vorschlag: ob man nicht Karten spielen wollte. Alle waren es zufrieden, und Stephan wurde auch dazu eingeladen; aber er verstand das Spiel nicht. Doch bald fand sich einer, der sich erbot, es ihn zu lehren, und ehe der Abend zu Ende gieng, hatte es Stephan schon gelernt. Am nächsten Sonntage fand er sich wieder ein, und nun sollte er schon um Geld spielen. Er hielt es für schimpflich, dieß auszuschlagen, und siehe da, er hatte das Glück, zu gewinnen. Wir wollen hören, ob das ein so großes Glück war. Stephan bekam nun sehr viel Lust zum Spielen, aber er war nicht immer so glücklich, wie im Anfange; oft verlohr er die paar Groschen, welche er sehr nöthig gebrauchte, um sich Frühstück und Abendbrod zu kaufen, und dann mußte er hungern. Das gefiel ihm freilich nicht; aber dennoch konnte er von dem Spielen nicht loskommen,

denn wenn er auch manchmal sich vornahm: heute will ich gewiß nicht wieder ins Wirthshaus gehen und spielen! so ließ er sich doch immer wieder verführen, wenn einer seiner Kameraden kam, und ihm zuredete. Die Hoffnung, das Verlohrene wieder zu gewinnen, trieb ihn immer wieder in das Wirthshaus, und an den Spieltisch; aber wie traurig schlich er dann des Abends nach Hause, wenn er nun abermals verlohren, oder doch nichts gewonnen hatte! Einst war er dadurch in so große Geldnoth gerathen, daß er sich gar nicht mehr zu helfen wußte, und da kam er auf den schrecklichen Gedanken, in einem Hause, wo er arbeitete, zu stehlen. Er nahm einen Rock und einen silbernen Löffel weg, nicht ohne große Angst und Beklemmung. O hätte er doch lieber gehungert, oder Andere um eine Gabe angesprochen! Als er den Löffel verkaufen wollte, ward er als verdächtig angehalten, sein Diebstahl kam heraus, und er mußte lange im Gefängnisse sitzen. Dadurch kam er vollends herunter, und von dieser Zeit an wurde er nie wieder recht fröhlich, und gelangte auch niemals zu einigem Wohlstand. Wie traurig sind die Folgen der Spielsucht!

38. Der undankbare Schüler.

Anton wurde von seinen Eltern zwar in eine Schule gebracht, aber nicht dazu angehalten, die Schule ordentlich zu besuchen; daher kam er oft zu spät, und manche Tage gar nicht in die Schule. Wenn der Lehrer dann nach ihm fragte, so hieß es immer: Anton habe für seine Eltern weggehen müssen, oder er sey krank, oder auch: er könne heute nicht kommen, weil er zu Hause nothwendig zu thun habe. Damit war der Lehrer freilich nicht zufrieden, denn wie war es wohl möglich, daß Anton in Kenntnissen weiter kam, wenn er die Schule so oft versäumte? Aber was den Lehrer vorzüglich verdroß, war dieß, daß Anton sich gar nichts aus dem Unterrichte machte, sich immer treiben ließ, und keinen Lerneifer zeigte, besonders nachdem er endlich so weit gekommen war, daß er ein wenig lesen und schreiben konnte; denn dieser Knabe war thöricht ge-

nug, zu meynen, er thue nur dem Lehrer damit einen Gefallen, wenn er in der Schule fleißig und aufmerksam sey. Es fiel ihm gar nicht ein, dieß für seine Schuldigkeit zu halten. Er hatte daher die vier Jahre, in welchen er die Schule besuchte, schlecht genug angewandt, und wenig gelernt. Desto mehr erstaunte der Lehrer, als Anton eines Tages in die Stube trat, und ihm anzeigte, daß er nun nicht mehr in die Schule kommen würde. Will dich dein Vater in eine andere Schule bringen? fragte der Lehrer. Nein, antwortete Anton, ich soll nun gar nicht mehr in die Schule gehen, mein Vater braucht mich zu Hause. Darüber muß ich mich wundern, erwiederte der Lehrer, denn du gehst ja erst seit vier Jahren in die Schule, und hast in dieser Zeit wenigstens dreimal in jeder Woche gefehlt, bist auch nie recht fleißig gewesen. — Mein Vater sagt, ich wüßte nun genug, und er wäre auch nur bis zum vierzehnten Jahre in die Schule gegangen, nun müßte er mich aufs Handwerk thun, damit ich mir bald selbst mein Brod erwerben könnte. — Aber meinest du denn, sagte der Lehrer, daß der Meister einen Lehrling annehmen wird, der weder fertig lesen, noch fertig schreiben und rechnen kann? Und wie willst du künftig fertig werden, wenn du nun selbst Meister geworden bist, und eine Rechnung schreiben, oder etwas ausrechnen sollst? — Anton wußte hierauf weiter nichts zu antworten, als daß sein Vater gesagt habe, er hätte auch nicht mehr gekonnt, als er aus der Schule gekommen wäre. Das war nun freilich wahr, aber Antons Vater hatte es auch dafür nie weit gebracht; er lebte von seinem Handwerke sehr kümmerlich, und doch würde es ihn reichlich ernährt haben, wenn er in der Jugend mehr gelernt hätte. Anton nahm also Abschied von der Schule, das heißt: er kam nicht wieder, dankte auch seinem Lehrer nicht für den Unterricht, und die Mühe, welche er sich mit ihm gegeben hatte. Gefällt euch dieses Betragen? Wollet ihr auch einmal so von der Schule Abschied nehmen, wie dieser Knabe?

39. Falsche Schaam.

Es giebt Menschen, welche sich schämen, wenn sie etwas Anständiges und Gutes thun sollen, aber sich nicht schämen, etwas Unanständiges oder Unrechtes zu thun, ja wohl gar sich rühmen, etwas gethan zu haben, was unerlaubt, und schändlich ist. Solch ein Mensch war Philipp, der Sohn eines Kaufmannes. Er schämte sich nicht, auf der Straße ungezogen und wild zu seyn, zu toben und zu lärmen, und sich mit seinen Gespielen herum zu balgen; er schämte sich nicht, diejenigen auf eine höchst gemeine Art zu schimpfen, welche ihm auf irgend eine Weise zu nahe kamen; ja er rühmte sich sogar einmal, daß er einen seiner Mitschüler, der ihm nicht aus dem Wege gegangen sey, tüchtig geprügelt, und auf die Erde geworfen habe. Waren denn dieß wirklich rühmliche Handlungen? Einst war Philipp gegen seinen Lehrer trotzig und widerspänstig gewesen. Sein Vater erfuhr es, denn er hatte sich seines Trotzes so laut gerühmt, als ob er ganz recht daran gethan hätte, sich seinem Lehrer zu widersetzen. Philipp sollte nun, auf Befehl seines Vaters, dem Lehrer Abbitte thun, und Besserung versprechen: aber dazu war er nicht zu bewegen; er schämte sich, sein Unrecht wieder gut zu machen, und meynte, daß es doch eine gar zu große Schande sey, wenn er abbitten sollte; er wollte sich lieber jeder anderen Strafe unterwerfen, wenn sie auch noch so hart sey. Wie gefällt euch dieses Betragen Philipps? Glaubet ihr wohl, daß es nachahmungswürdig sey? Philipp mußte sich freilich zuletzt zur Abbitte entschließen, aber er that es mit einem solchen Widerwillen, als ob es eine schändliche Handlung wäre, das Böse, was man gethan hat, wieder gut zu machen. Was würdet ihr gethan haben, wenn ihr an seiner Stelle gewesen wäret?

Anton, der Bruder dieses Philipps, hatte zwar eine bessere Gesinnung, aber er schämte sich auch zuweilen, wo er sich nicht zu schämen brauchte. Er hatte z. B. einmal in der Schule eine sehr schöne Erzählung auswendig lernen müssen; nun sollte er vortreten, und sie vor seinen Mitschülern hersagen, weil er die

Geschicklichkeit hatte, nicht nur sehr deutlich, sondern auch in dem rechten Tone zu lesen. Aber er schämte sich, und wollte anfangs durchaus nicht vortreten, ob er gleich sonst seinem Lehrer sehr gehorsam war. Erst nach vielem Zureden, und als der Lehrer ihm ernstlich drohete, sagte er seine Erzählung her, aber er that es mit niedergesenktem Kopfe, und sprach dabei so leise und undeutlich, daß der Lehrer unmöglich mit ihm zufrieden seyn konnte. Jetzt, da er seine Sache so schlecht gemacht hatte, durfte er sich wohl schämen, aber zuvor auch?

40. Der unbesonnene Spaß.

Wenn Ferdinand Gespenster Geschichten hatte erzählen hören, so konnte er oft die ganze Nacht nicht einschlafen, denn er war unglaublich furchtsam, und ob ihm gleich seine Eltern und Lehrer oft genug gesagt hatten, daß es thöricht sey, sich vor Gespenstern zu fürchten, so konnte er doch die Furcht davor nicht unterdrücken. Als er zu einem Schlösser-Meister in die Lehre gekommen war, mußte er mit den beiden Söhnen seines Meisters auf einer Boden-Kammer schlafen. Diese Knaben hatten es dem treuherzigen Ferdinand bald angemerkt, daß er sich vor Gespenstern fürchte, und beschlossen, sich einmal mit ihm einen Spaß zu machen. Der eine gab daher eines Abends vor, daß er sehr müde wäre, und früh zu Bette gehen wollte. Er hatte aber mit seinem Bruder verabredet, daß er sich unter Ferdinands Bette legen, und wenn dieser im Bette wäre, erst mit Ketten rasseln, dann plötzlich hervorkommen, und in ein weißes Bett-Tuch gehüllt an sein Bette treten wolle; der Bruder sollte die Thür der Schlafkammer verschließen, damit Ferdinand nicht entwischen könne. Was meynt ihr zu dieser Verabredung? — Alles geschahe, wie es verabredet war, und der furchtsame Ferdinand wurde auch wirklich durch das Rasseln der Ketten unter seinem Bette so getäuscht, daß er in das größte Schrecken gerieth, und in seinem Bette Angstschweiß schwitzte. Er rief endlich um Hülfe, bekam aber keine Antwort. Nun stieg seine Angst aufs höchste; er sprang aus dem

Bette, und wollte zur Thür hinaus, als die weiße Gestalt vor ihn trat, und ihn packte. Ohnmächtig stürzte Ferdinand auf die Erde, und gab keinen Laut von sich. Endlich merkten die bösen Buben, was sie mit ihrem unbesonnenen Spaße angerichtet hatten, und wollten nun den armen Ferdinand aus seinem Irrthum reißen; aber jetzt war es zu spät, Ferdinand lag leblos da. Angstvoll riefen sie ihre Eltern herbei, und mit großer Mühe ward der ohnmächtige Ferdinand wieder ins Leben gebracht; aber er erholte sich so bald nicht wieder, denn ein hitziges Fieber war die Folge der Angst, welche er ausgestanden hatte. Nun bereueten die beiden Knaben ihren Spaß, denn sie hatten sich nicht vorgestellt, daß er so übel ablaufen könnte. Der Vater strafte sie sehr hart dafür, und bemühte sich, Ferdinanden von seiner thörichten Furchtsamkeit nach und nach zu befreien.

41. Ehrlich währt am längsten.

Leonhard war zwölf Jahr alt, als er das Unglück hatte, daß ihm sein Vater starb. Nun hatte er keinen Versorger mehr, denn seine Mutter war so kränklich, daß sie ihn unmöglich mit ihrer Hände Arbeit ernähren konnte. Leonhard faßte daher den Entschluß, selbst sein Unterkommen zu suchen, um seiner Mutter nicht zur Last zu fallen. Kann ich doch fertig lesen, schreiben und rechnen, dachte er bei sich selbst; wie sollte ich nicht durch die Welt kommen, wenn ich fleißig und ehrlich bin. Er nahm von seiner Mutter Abschied, und wanderte nach einer nahe gelegenen Stadt, wo ein Freund seines Vaters wohnte, der ein wohlhabender Kaufmann war. Bei diesem meldete sich Leonhard, erzählte ihm sein trauriges Schicksal, und bat ihn um Unterstützung. Gern will ich vom Morgen bis zum Abend arbeiten, sagte er, wenn Sie sich nur meiner annehmen wollen. Herr Schulz (so hieß der Kaufmann) war bereit, den vaterlosen Knaben in sein Haus und in seine Dienste zu nehmen, wenn er verspräche, ihm treu und ehrlich zu dienen. Das versprach Leonhard mit so vieler Treuherzigkeit, daß Herr Schulz

Zutrauen zu ihm faßte. Er übertrug ihm nun allerlei kleine Geschäfte, wobei er Gelegenheit hatte, seine Geduld und Sorgfalt kennen zu lernen, und fand Ursache, mit ihm zufrieden zu seyn. Besonders gefiel ihm die Aufrichtigkeit, mit welcher Leonhard oft sich selbst anklagte, wenn er etwas nicht recht gemacht, oder vergessen hatte, und die Lernbegierde, welche er bei jeder Gelegenheit zeigte. Bald hatte der gute Knabe so sehr das Zutrauen seines Wohlthäters gewonnen, daß dieser ihm sogar die Schlüssel zu seiner Stube anvertraute, wenn er des Abends ausgieng, und es hätte seinem Glücke nichts gefehlt, wenn nicht die alte bösartige Haushälterinn des Herrn Schulz seine Feindinn geworden wäre; denn diese gab sich alle ersinnliche Mühe, ihn anzuschwärzen, und aus dem Hause zu bringen, weil sie an ihm einen lästigen Aufseher hatte, und nun nicht mehr, wie zuvor, auf Unkosten ihres Herrn, ihre Klatsch = Schwestern traktiren konnte. Glücklicher Weise gehörte Herr Schulz nicht zu den argwöhnischen Menschen, und war also sehr geneigt, den Leonhard so lange für einen guten Knaben zu halten, bis er G r ü n d e hatte, das Gegentheil zu glauben. (Welches ist das Gegentheil?) Er hielt die Beschuldigungen der alten Haushälterinn daher für falsch, beobachtete aber aus Vorsicht Leonharden desto sorgfältiger, und setzte seine Ehrlichkeit zuweilen auf eine schwere Probe. Da er ihn aber nie auf einer Lüge betraf, so traut er ihm auch keine Betrügerei zu. Oft schickte er ihn aus, um etwas einzukaufen, und gab ihm dann mehr Geld mit, als er brauchte, aber immer brachte Leonhard das Uebrige treulich wieder, und nicht selten hatte er wohlfeiler eingekauft, als Herr Schulz gedacht hatte. — Einst ließ dieser mit Vorsatz ein Goldstück in einer leeren Geld = Tute, um zu sehen, ob Leonhard wohl ehrlich genug seyn würde, es nicht zu behalten. Leonhard fand das Goldstück, als gerade ein Diener des Herrn Schulz gegenwärtig war. Das ist ein guter Fund! rief dieser freudig aus, dafür wollen wir uns einen guten Tag machen, lieber Leonhard, denn so einfältig wirst du doch wohl nicht seyn, das Goldstück dem Herrn wieder zu geben? Allerdings werde

ich es unserem Herrn wieder bringen, antwortete Leonhard, denn ihm gehört es, und nicht uns. Mit gutem Gewissen können wir es nicht behalten, und ich mag mein gutes Gewissen nicht verlieren. Er lieferte es auf der Stelle seinem Herrn ab, und dieser war darüber so erfreut, daß er es ihm zum Geschenk machte. Seit dieser Zeit verlor er niemals das Zutrauen seines Wohlthäters, und da dieser keine Kinder hatte, so setzte er den ehrlichen und treuen Leonhard zum Erben seines ganzen Vermögens ein.

42. Jugendliche Unbesonnenheit.

Herrmann hatte einen redlichen, aber sehr strengen Vater, der ihn beständig zur Arbeit anhielt, und ihm nur selten ein Vergnügen erlaubte, weil er der Meinung war, daß es jungen Leuten sehr heilsam sey, wenn sie frühzeitig dazu gewöhnt werden, anhaltend zu arbeiten, und es sich sauer werden zu lassen, damit sie nicht hernach den Muth verlieren, wenn sie die Mühseligkeiten ihres Berufs ertragen sollen. Herrmann hatte einige Schulfreunde, welche nicht so strenge erzogen wurden, und diese setzten ihm in den Kopf, sein Vater gienge zu hart mit ihm um, und er habe nicht nöthig, sich das gefallen zu lassen. Wie kannst du, sagten sie, bei dieser Lebensart deines Lebens froh werden, du darfst ja nicht einmal des Sonntags ausgehen, wohin du willst. Wenn ich wie du wäre, sagte einer unter ihnen, ich machte es, wie es schon viele gemacht haben, und gienge in die weite Welt. So hat mancher sein Glück gemacht, und ich habe noch kürzlich von einem Manne gelesen, der auf diese Art in Amerika zu großem Reichthum gelangt ist. Du wärest ja ein Narr, wenn du dich länger quältest! Diese thörichten Zuredungen fanden endlich bei Herrmann Eingang, und er gieng nun wirklich damit um, seinen guten Eltern zu entlaufen. Da er eine ziemlich volle Sparbüchse hatte, so meinte er, es sey nicht möglich, daß er in Noth gerathen könnte.

Eines Tages machte er sich in aller Frühe mit seinem kleinen Schatze auf den Weg, nicht ohne Herzklopfen; denn er fühlte es doch, daß er sich an seinen

Eltern sehr versündigte. Indeß beruhigte er sich bald durch die eitle Hoffnung, daß er sein Glück machen, und dann sehr leicht Vergebung erhalten würde. Er wanderte einige Tage nach einander fort, und erschrack nicht wenig, als er bemerkte, daß seine Baarschaft zu Ende gieng. Nun machte er einige Versuche bei guten Leuten unterzukommen, allein überall wies man ihn ab, theils weil er nicht sehr ordentlich aussahe, theils weil er noch sehr jung und schwächlich war. Dennoch setzte Herrmann seine Wanderschaft fort, denn er schämt und fürchtete sich nun, zu seinen Eltern zurück zu kehren. Der Hunger zwang ihn endlich, einen Bauern zu bitten, daß er ihn in seine Dienste nehmen möchte, und der Bauer war auch bereit dazu; allein Herrmann sollte nun allerlei schwere Arbeiten thun, und bekam dabei so schlechtes Essen, daß er bald nicht mehr aushalten konnte. Nun kam er zur Besinnung, bereuete schmerzlich, was er gethan hatte, und beschloß, zu seinen Eltern zurück zu kehren. In einem höchst traurigen Zustande, bleich, abgezehrt und zerlumpt kam er in seiner Vaterstadt wieder an, und wartete den Abend ab, um sich dann im Dunkeln nach dem Hause seiner Eltern hinzuschleichen. Sein Vater erkannte ihn anfangs nicht, und erschrack über den kläglichen Zustand, in welchem er ihn vor sich sahe. Sehr ernsthaft, aber doch gütig empfieng er ihn; seine Mutter weinte Freudenthränen über ihren verlohrnen und nun wieder gefundenen Sohn. Reuevoll gestand er, daß er nicht mehr werth sey, ihr Sohn zu heißen, und demüthig unterwarf er sich der verdienten Strafe. Sie bestand darin, daß er eine Zeit lang nicht an dem Tische seiner Eltern essen, und in ihrer Gesellschaft seyn durfte, sondern in einem entfernten Zimmer des Hauses einsam seine Zeit zubringen mußte. Herrmann wurde von dieser Zeit an ein guter Sohn.

43. Unterschied zwischen Sparsamkeit und Geiz.

In einer kleinen Stadt wurden von der Obrigkeit einige gutdenkende Bürger von Haus zu Haus um-

her geschickt, um eine Beisteuer für die verarmten Einwohner der Stadt einzusammeln. Sie kamen unter andern frühmorgens auf den Hof eines wohlhabenden Bauers. Sie fanden ihn vor dem Stalle, und hörten, als sie sich ihm näherten, wie er es dem Knechte eifrig verwies, daß er die Stricke, woran die Pferde gespannt gewesen waren, über Nacht im Regen am Wagen gelassen, und nicht in's Trockne gebracht hatte. „O weh! der Mann ist genau!" sprach einer zum andern „hier wird es nicht viel geben!" Wir wollen wenigstens versuchen, sagte einer, und sie giengen näher. Der Herr empfieng die Fremden sehr freundlich, und indeß er mit ihnen in sein Haus gieng, brachten sie ihr Begehren an. Wie groß war ihre Verwunderung, als er ihnen sehr bereitwillig ein ansehnliches Geschenk an Gelde gab, und noch versprach: er wolle alle Jahre um die Zeit eben so viel geben. Die Bürger konnten in ihrer dankbaren Rührung sich nicht enthalten, dem wohlthätigen Manne zu gestehen, daß seine Mildthätigkeit ihnen ganz unerwartet sey, indem der Verweis, den er vorhin dem Knechte wegen einer so unbedeutenden Kleinigkeit gegeben hätte, sie auf den Argwohn gebracht habe, daß er wohl sehr genau seyn müsse.

„Lieben Freunde," war seine Antwort, „eben dadurch, daß ich das Meinige jederzeit zu Rathe hielt, „kam ich in den glücklichen Zustand, wohlthätig seyn zu „können."

Schäme dich nicht der Sparsamkeit, und halte sie nicht für Geitz, nur des Geitzes mußt du dich schämen! Weigere dich nicht, wohlthätig zu seyn, indem du die Wohlthätigkeit fälschlich für Verschwendung hältst. Aber sey auch am rechten Orte wohlthätig, und gehe darum bei deinem Wohlthun mit Vorsicht zu Werke.

44. Der Bienenstock.

Vater Biedermann hatte vier Kinder; sie hießen: Karl, Bernhard, Lotte und Hannchen. Eines Tages sagte er zu ihnen: hört, Kinder, wer von euch morgen früh um sechs Uhr aufsteht, ohne daß ich ihn

wecke, dem will ich ein rechtes Fest machen. Die Kinder horchten hoch auf. Was denn für ein Fest? lieber Vater, fragte Lotte. — Steh du nur zu rechter Zeit auf, ohne daß ich dich wecke, so wirst du erfahren, was es für ein Fest ist, sagte der Vater. — O, ich will gewiß noch vor sechs Uhr aufstehen, ohne daß du mich weckst, rief Lotte. — Ich auch! ich auch! riefen alle.

Jetzt schlug die Glocke zehn. Nun war es Zeit, zu Bette zu gehen. Sie sagten alle dem Vater gute Nacht, und jedes Kind sprach dabei: du sollst sehen, Vater, daß ich morgen früh um sechs Uhr aus dem Bette seyn will. Nun legten sie sich zu Bette, und jedes sagte für sich, ehe es einschlief: halb sechs Uhr! halb sechs Uhr! Bernhard schrieb sogar mit Kreide über sein Bette: morgen um halb sechs Uhr steht Bernhard auf! — Da sah man recht, daß der Mensch alles kann, was er recht ernstlich will. Kaum hatte es am andern Morgen ein Viertel auf Sechs geschlagen, so waren schon alle Kinder munter. Jedes stand auf, zog sich an, und schlich sich zur Kammer hinaus, denn jedes glaubte das erste zu seyn. Aber fast zu gleicher Zeit kamen sie alle in der Wohnstube an. Guten Morgen! riefen sie freudig eines dem andern zu. Nun, sagten sie, wollen wir doch sehen, was für ein Fest uns der Vater machen wird.

Sie giengen zum Vater. Ei! sprach dieser, wenn der Vater verspricht, den Kindern ein Fest zu machen, dann können sie alle früh aufstehen. Nun, ich halte Wort. Aber erst thut, Kinder, was alle gute Kinder thun, sobald sie aus dem Bette kommen. — Da kämmten sie sich, wuschen sich die Hände und das Gesicht, und spülten den Mund mit frischem Wasser aus. Nun kamen sie wieder zum Vater, und Hannchen fragte ungeduldig: machst du uns nun ein Fest? — Da ist's! rief der Vater, und warf jedem Kinde eine Kappe über den Kopf. Vor den Augen, der Nase und dem Munde war ein Gitter von Drath, und der ganze übrige Kopf war mit einem Tuche bedeckt.

Merkt ihr was? sprach Bernhard zu den andern Kindern, der Vater schneidet gewiß Honig.

Richtig! sagte der Vater, gefällt euch dieser Spaß?

O ja! o ja! riefen alle, und folgten dem Vater, der nun auch eine Kappe über den Kopf nahm, und jedem Kinde etwas zu tragen gab. Bernhard trug eine Pfanne voll Kohlen, die glühend waren; Karl ein Büschel Wermuth; von den Mädchen jedes ein langes Messer; der Vater selbst trug eine Gölte, und die Mutter folgte mit einem Siebe und einem Paar Schüsseln nach.

Jetzt kam der ganze Zug im Garten an, und nun gieng das Fest recht an. Der Vater machte das Haus auf, in dem die Bienen waren, und trug jeden Stock von seinem Platze weg; dann nahm er ein Büschel Wermuth, das er auf die Kohlen gelegt hatte, und ließ den Rauch davon in den Stock ziehen. Da zogen sich die Bienen zurück, und der Vater schnitt nun erst Wachs heraus, welches er in das Sieb legte dann auch große Stücke Honig. Das war eine Freude! Nun trug man den Honig in die Stube, die Kinder folgten, und die Mutter gieng fort, und holte Semmeln, auf welche sie Honig für die Kinder streichen wollte. Auch der Vater gieng fort, und sagte! Kinder! nun mache ich euch noch ein Fest, ich lasse für euch Honig auf Semmeln streichen: aber nasche mir niemand!

Kein Kind naschte, außer — Hannchen. Diese war lüstern, schlich sich an den Tisch, nahm ein Stück Honig aus der Schüssel, und steckte es in den Mund. Auf einmal schrie sie aber so schrecklich auf, daß es durch das ganze Haus schallte. Die Brüder und die Schwestern traten ängstlich um sie, und fragten: was fehlt dir Hannchen? Vater und Mutter liefen herbei, und fragten: was fehlt dir? Aber Hannchen hielt den Mund auf, und schrie, als wenn sie am Spieße stäcke. Die Mutter sah in den Mund, und siehe da! ein Bienchen saß ihr auf der Zunge, welches im Honig gewesen war, und mit dem Stachel an Hannchens Zunge hieng. Die Mutter nahm zwar die Biene weg, aber die Zunge schwoll so stark auf, daß Hannchen den ganzen Tag keinen Bissen essen konnte.

Die übrigen Kinder aßen ihre Semmeln mit Honig. Sie schmeckten ihnen sehr gut, und Karl sprach: das Fest, welches uns der Vater gemacht hat, gefällt mir.

Lotte sah durch das Fenster, und sah Minchen, des Nachbars Tochter gehen.

Das arme Minchen! sprach sie; ihr Vater hat keine Bienen, und kann ihr keinen Honig auf Semmeln streichen. Liebe Mutter! willst du Nachbars Minchen nicht auch ein Paar Semmeln mit Honig geben?

Das ist recht, mein Kind, sprach die Mutter, gab ihr die Semmeln mit Honig, und Lotte trug sie zu Minchen. Was für eine Freude das Mädchen hatte! Wie sie Lottchen dankte! Und nun schmeckte Lottchen ihr Honig noch einmal so gut.

45. Der Fischteich.

Herr Herbst hatte einen Teich, in welchem viele Karpfen und Schleien waren. Wenn er nun seinen Kindern eine Freude machen wollte, so gieng er mit ihnen an den Teich; jedes nahm ein Stück schwarzes Brod mit, und dann brachen sie davon, warfen es in das Wasser, und die Fische schnappten es weg. Da saßen sie nun oft eine Stunde lang, und sahen zu, wie die Fische auf und ab schwammen, die Käfer, die im Wasser leben, hin und her fuhren, hier und da ein Frosch den Kopf aus dem Wasser steckte, und — husch! — wieder hinunter war, wenn ihm ein Kind zu nahe kam.

Da wünschten die Kinder nun oft: wenn ich nur einmal so ein Thier fangen, und in der Nähe sehen könnte. Herbst ließ es aber nie zu, daß ein Kind darnach greifen durfte. War dieß wohl recht? Ich glaube wohl. Ein Kind ist kein Frosch und kein Fisch, die im Wasser leben. Wenn eines von ihnen in das Wasser fiele, so wäre es aus mit ihm.

Einmal sprach auch Herr Herbst: wollen wir nach dem Teiche gehn? Ja! ja! riefen alle, und zogen fröhlich mit ihm fort. Bernhard sprang voraus, und kam zuerst bei dem Teiche an. Kaum war er da, so drehete er sich um, und rief den andern Kindern zu: Karl! Hanne! Lotte! der Vater macht einen Spaß! kommt geschwind herbei! Da lief alles, was laufen konnte. Tausend! was war da! Das Wasser war aus dem Teiche abgelassen, und auf dem

Boden wimmelte es von großen und kleinen Thieren. Da zappelte ein großer Karpfe, hier ein Paar Schleien, die sich in dem Schlamme einzuwühlen suchten; Schmerlen, Krebse, Frösche, Käfer, Larven u. s. w. bedeckten den Boden des Teichs. Kurz, der ganze Schlamm lebte.

Da hätte man die Freude der Kinder sehen sollen! Eins rief: Vater! sieh den schrecklich großen Frosch! Ein andres: Lotte! Lotte! komm geschwind her, und sieh den Krebs! Hannchen rief: o, wer holt mir den Käfer! Sieh, Bernhard! dort nicht weit von dem Karpfen; er hat einen gelben Saum um die Flügel!

Endlich fieng Bernhard an, und sagte: ach, lieber Vater wenn du uns eine rechte Lust machen willst, so laß uns in den Teich gehn! Und alle stimmten bei: lieber Vater! thu' es doch, da wollen wir Fische, Krebse und Frösche fangen. Das soll eine rechte Lust seyn!

Nun so geht denn hinein! sprach der Vater; ziehet aber erst Schuhe und Stümpfe aus, leget die obern Kleider ab, in denen die Arme stecken, und streift die Aermel auf, damit ihr die Kleider nicht zu schmutzig machet. Dort stehen die Körbe, in welche die Fische kommen sollen, hier ein Korb für die Krebse, und da einige Töpfe, in welche ihr Frösche, Larven, und was sonst noch im Schlamme lebt, werfen könnt. Was für eine Freude war dieß! Hundert und mehr mal zogen sonst die Kinder Schuh und Strümpfe aus, wenn sie ins Bette giengen; so schnell wurden sie aber nie fertig, als dießmal. Kaum hatte es der Vater gesagt, so war auch schon alles fertig, und sprang in den Teich. Das war eine Lust! So oft ein Kind einen Fisch, Frosch, Krebs oder eine Larve fieng, jauchzte es, und machte seinen Fang den übrigen kund.

Zwei Stunden lang erlaubte ihnen der Vater diese Lust, dann klatschte er in die Hände, und befahl, daß sie nun aus dem Teiche kommen sollten. So schnell gieng es aber nicht heraus, als hinein; jedes hatte noch etwas zu fangen. Eins rief: nur den Krebs noch! das andere: nur den Schmerl noch, lieber, guter Vater! Aber der Vater sagte: eins!

zwei! drei! und dieß war das Zeichen, daß die Kinder folgen mußten. Sie sprangen also heraus. Aber wie sahen sie aus! über und über waren sie mit Schlamm bedeckt, und man konnte sie weiter riechen, als sehen.

Dieß hatte die Mutter voraus gesehen, deswegen hatte sie andere Wäsche und Kleidung holen lassen. Der Vater führte sie nun alle zu einem Bache, wo sie ihre Füße, Hände, Arme und Gesicht waschen mußten. Dann nahm jedes Kind seine Wäsche und Kleidung, gieng in einen Busch, und zog sie an. Jetzt waren sie alle fertig.

Nun Kinder! sprach der Vater, ihr fiengt heute viele Thiere, haben sie euch Schaden gethan?

Nein! sagten alle.

Vater. Glaubt ihr denn, daß ihnen in diesen Körben und Töpfen wohl ist?

Bernhard. Das glaube ich nicht.

Vater. Nun, so ist es auch nicht recht, daß wir sie lange leiden lassen. Christoph! (so hieß der Fischer, der das Wasser aus dem Teiche ließ) bringt mir alle die Thiere her, welche die Kinder fiengen, daß ich über sie Gericht halte. Ihr, meine Kinder, Bernhard, Karl, Lotte und Hanne und du, gute Frau! setzt euch alle um mich, und gebt Achtung, ob ich recht richte! Bernhart! wenn ist es mir erlaubt, ein Thier zu tödten?

Bernhard. Wenn es dir schadet.

Vater. Da darf ich also die Kuh nicht tödten lassen; denn diese schadet mir ja nicht.

Bernhard. Ja, die müssen wir tödten lassen, damit wir ihr Fleisch essen können.

Vater. Also darf ich ein Thier tödten, wenn es mir schadet, oder, wenn ich sein Fleisch essen kann. Aber warum tödtet man denn den Wallfisch? Der schadet ja nicht, und man ißt ihn auch nicht?

Bernhard. Dieß ist wohl wahr; aber man nutzt doch sein Fett.

Lotte. Und das Fischbein

Vater. Also haben wir zwei Fälle, in denen es recht ist, Thiere zu tödten: wenn sie uns im Leben schaden, oder wenn sie uns nützen, wenn sie todt sind. Nun laßt uns diese Thiere alle vor Gericht

bringen, und sehen, ob wir ein Recht haben, sie zu tödten. Hier stehen erstlich zwei Körbe voll Karpfen. Haben sie uns Schaden gethan?

Alle. Nein!

Vater. Nützt es uns, wenn wir sie tödten?

Bernhard. Ich denke: ja! Wir können sie essen, und ihr Fleisch schmeckt gut.

Vater. So ist es ja wohl auch mit den Schleien, den Schmerlen und den Krebsen? Mögt ihr sie wohl essen?

Lotte. Versuch es nur, Mutter, und siede welche; du sollst sehen, daß sie uns recht gut schmecken werden.

Vater. Nun, so sollen sie alle sterben! Weil wir sie aber doch nicht alle auf einmal essen können, so sorgt dafür, Christoph! daß sie in den Kasten, den ich für die Fische und Krebse habe, gethan werden. Die Mutter wird schon darauf sehen, daß sie nicht Noth leiden, und täglich ihr Futter haben. Nun kömmt die Reihe an die Herren Frösche. Haben sie uns Schaden gethan?

Alle. Nein! Nein!

Vater. Nützt es uns, wenn wir sie tödten? Soll sie euch die Mutter vielleicht braten?

Hannchen. Fi! ich mag keinen Frosch essen. Willst du, Lotte?

Lotte. Ich will andern die Frösche lassen. Ich lobe mir dafür die Krebse.

Vater. Nun, so mögen denn die Frösche leben!

Eben so sprach man auch die Larven und die Käfer frei vom Tode. Herr Herbst nahm dann von jeder Art dieser Thiere eins, zeigte es den Kindern, und sagte ihnen, wie es lebe, sich nähre, und was es nütze.

Da dieß vorbei war, sprach der Vater: nun Kinder, weil uns denn alle diese Thiere durch ihr Leben nicht schaden, und durch ihren Tod nicht nützen: so gebt ihnen die Freiheit!

Ja! ja! riefen alle, das wollen wir thun!

Nun gieng es wieder nach dem Teiche zu, und alle Töpfe, in welchen diese Thiere waren, trugen sie dahin, und leerten sie aus. Das war ein Spaß über

alle Späße! die Kinder freuten sich alle, da sie diese Thiere im Teiche herumkriechen und hüpfen sahen.

Jetzt sollte der Zug nach Hause gehen. Ehe der Vater aber fortgieng, fragte er den Bernhard: haben wir diese Thiere wohl in den Teich gethan, daß sie sterben, oder daß sie leben sollen?

Daß sie leben sollen! war Bernhard's Antwort. Nun, sagte der Vater, so müssen wir auch dafür sorgen, daß sie leben können. Er ließ darauf das Loch zustopfen, durch welches das Wasser abfloß, und bald fieng das Wasser im Teiche wieder an zu steigen, und alle diese Thiere waren in dem Wasser lustig.

Nun gieng es nach Hause. Die Mutter, die voraus war, hatte eine gute Mahlzeit, unter andern auch eine Schüssel voll Krebse gekocht. Diese schmeckten den Kindern herrlich, weil sie sich zuvor ein paar Stunden in freier Luft bewegt hatten.

Da sie satt waren, sagten sie alle: wir danken dir, Vater! du hast uns heute ein rechtes Fest gemacht.

46. Die Raupenfeinde.

Der Amtmann Müller hatte einen guten alten Gärtner, der es sich herzlich sauer werden ließ, den Garten seines Herrn immer im besten Stande zu erhalten. Aber er konnte eben darum auch sehr verdrießlich werden, wenn alle seine Mühe zuweilen nichts half. Eines Tages — es war im Frühjahr — begegnete ihm sein Herr im Garten. Wie geht's? fragte der Amtmann. — Ach, es geht leider sehr schlecht, lieber Herr, antwortete der Gärtner mit einem sehr verdrießlichen Gesicht: ich habe nun alle Tage so fleißig die Raupen abgelesen, und die Raupennester vertilgt, und da sind doch fast in allen Blüthen wieder Raupen! Wenn ich nur wüßte, wie ich die häßlichen Thiere alle auf einmal vertilgen könnte!

Der Herr. Lieber Mann, sey er nicht verzagt. Murre er nicht. —

Der Gärtner. Wenn ich nur wüßte, wo sie

herkämen, und wie ich ihnen beikommen könnte! An meinem Fleiße sollte es nicht liegen.

Der Herr. Der Fleiß verhütet manchen Schaden, aber allein kann des Menschen Fleiß es auch nicht thun. Der liebe Gott richtet doch das allermeiste zu unserm Besten ein. Er kennt nicht einmal alle seine Blüthenfeinde, lieber Freund. Ich will ihm einige beschreiben; aber nicht, um ihn muthlos zu machen.

Kennt er denn die Frostschmetterlinge? Diese legen im November und December, mitten im Schnee, ihre Eier an die Stämme der Bäume, besonders zwischen die Gabeln der Zweige, wenn der Gärtner ruhig in seiner warmen Stube sitzt, und an keine Raupen denkt. Die Raupen, welche aus diesen Eiern entstehen, sind gefährliche Blüthenfeinde. Man nennt sie Spannräupchen, weil sie sich zusammenspannen, einen Buckel machen, und dann fortschreiten. Theer, mit Werk um die Stämme gebunden, ist das beste Mittel, sie zu fangen.

Der Gärtner. Das sollte man doch nicht denken, mitten im Schnee Schmetterlinge! Wie können sie denn die Kälte aushalten?

Der Herr. Sie halten sie aus. Die schnellfüßigen Raupen, die so geschwind laufen können, und die man Haasen nennt, schaden auch den Blüthen sehr. Nicht minder die Ringel- und Rennräupchen, wenn sie noch so klein sind.

Der Gärtner. Ja! das weiß ich. Aber ein Gast thut mir den meisten Schaden; ein grauer Rüsselkäfer. Wissen sie dagegen kein Mittel?

Der Herr. Lieber Mann! das ist uns Menschen nicht möglich, alle diese kleinen Feinde zu vertilgen.

Die Natur hat ihre gewisse Rechte, die wir ihr lassen müssen, und wobei unser Verstand, und unsere Kräfte stille stehen. Der Herr und Erhalter der Natur hat gewisse Einrichtungen gemacht, wobei wir unsere Ohnmacht erkennen, und seine Weisheit bewundern müssen. Wir gehen, so weit wir kommen können, und dann haben wir unsere Pflicht gethan. Für das Uebrige, was wir nicht können, hat denn der liebe Gott schon besser gesorgt, als wir denken. Wenn

wir selbst alle Raupen vertilgen sollten, was wollten wir doch wohl anfangen?

Die Eier der Stammraupenschmetterlinge, in ihrem Pelzwerk, können wir zur Noth wohl vermindern, denn sie sitzen uns vor den Augen. Wir können sie bei Tausenden zerstören. Bei den Ringelraupen geht das schon nicht an.

Der Gärtner. Ich habe in meinem Leben schon viel gewagt; aber die Ringeleier sitzen gar zu hoch, und an den dünnsten Reisern; wer mag da hinauf?

Der Herr. Sieht er wohl? Zu denen können wir schon so nicht kommen, wie wir wünschen.

Allein nun will ich ihm etwas sagen, was ihn recht freuen wird. Eine fast unsichtbare kleine Fliege vertritt unsere Stelle. Diese wird nach Gottes weiser Einrichtung unser Freund, und ein geschworner Feind dieser Raupen.

Sie bohrt durch den festen Kitt durch, womit diese Eierchen verleimt sind, und legt in jedes Ei ihr eigenes Ei'chen. Klein genug! Wenn dann die kleine Fliegenmade auskommt, so frißt sie das auf, woraus die kleine Raupe geworden wäre. Also können dann aus diesen Eiern keine Raupen entstehen. Sie sind von kleineren Feinden zerstört. Er braucht also nicht in die höchsten Gipfel der Bäume zu steigen, und wegen der Ringelraupen sein Leben zu wagen. Dafür schickt Gott eine kleine Fliege hin, die sie zerstört.

Der Gärtner. Nun, das ist doch wunderbar! Wer hier nicht Gottes Fürsorge siehet, der siehet sie nimmermehr! Ich fühle jetzt noch einmal so viel Vertrauen zu dem lieben Gott.

Der Herr. Eben so ist es mit den Rüsselkäfern, deren Larven die Blüthen ausfressen. Da diese gemeiniglich des Nachts ihre kleinen Eier daran legen: wie wollten wir sie wohl abhalten? Wer weiß aber, was diese wieder für Feinde haben, die uns noch unbekannt sind? In der Natur ereignen sich sonst noch andere Umstände, die den Blüthenraupen günstig sind, und die wir schlechterdings nicht in unserer Gewalt haben. Ist in der Blüthzeit zu trockenes, oder auch zu kaltes und regnichtes Wetter, das

acht bis vierzehn Tage anhält, so wird das Aufgehen der Blüthknospen gehindert. Dann haben die kleinen Blüthraupen Zeit, sich einzunisten. Wachsen aber die Blüthknospen schnell fort, so kommen die Blüthen den Raupen zuvor, und sie müssen davon bleiben. Wer kann das nun einrichten, und nach seinem Gefallen machen? Kein König kann mit seiner ganzen Macht auch nur Eine Blüthraupe abhalten.

Der Gärtner. Darin haben Sie wohl Recht, und ich freue mich, daß ich Gottes weise Einrichtung in der Natur immer mehr kennen lerne, je mehr ich darauf Achtung gebe.

Der Herr. Thue er das Seinige, was einem fleißigen Gärtner zukommt. Für das Uebrige lasse er Gott sorgen. Ist es nicht durch seine Schuld geschehen, so sey er ganz ruhig, wenn er auch Schaden leidet. Hat er doch auf der andern Seite wieder Vortheil, wenn andere Sachen besser gerathen, als sonst. Der liebe Gott hat allezeit seine Absichten, wenn er in einem Jahre mehr Raupen entstehen läßt, als im andern. Man gönne ihnen, was Gott ihnen zutheilt. Er weiß ihnen doch zu rechter Zeit wieder Einhalt zu thun.

Der Gärtner. Sie sind mein Mann. Ich kann es gar nicht ausstehen, wenn die Leute so wider Gott murren, wenn einmal mehr Raupen, oder Feldmäuse da sind, als sonst.

Der Herr. Gemeiniglich murren auch nur die Faulen, die sich um nichts bekümmern, und keine Hand anlegen, ein Raupennest wegzuschaffen.

Der Gärtner. Noch weniger kann ich es leiden, wenn die Leute sagen: das ist einmal wieder eine rechte Strafe Gottes.

Der Herr. O das ist sehr schlecht, von Gott so zu denken, der nichts zum Verderben der Menschen thut. Freilich ist es für schlechte Wirthe Strafe genug, wenn sie sich aus Faulheit ihr schönes Obst, das ihnen Gott schenken wollte, von den Raupen verderben lassen. Aber sie strafen sich selbst. Und da geht es denn ganz natürlich zu, daß sich öfters der fleißigere Nachbar seinen Garten muß mit abfressen lassen, weil der andere zu nachlässig war, und nicht

zu rechter Zeit abraupen ließ. Wir wollen das Unsrige thun, lieber Freund, und dann den großen Hausvater regieren lassen. Der weiß mehr Mittel gegen die Raupen, als wir. Der hat schon gesorgt, wie weit sie kommen sollen, und hat ihnen mehr Feinde zugeordnet, als wir kennen.

Der Gärtner. O! sagen Sie doch, wie es damit ist. Das höre ich gar zu gerne.

Der Herr. Da giebt es so viele Vögel, Käfer und andere Insekten, die den gefährlichsten Raupen, den Blüthraupen, gleich auf dem Fuße nachgehen, und sie da wegholen, wo wir nicht einmal hinkommen können. Ich will ihm jetzt eine ganze Armee vorführen, welche wider die Raupen zu Felde geht. Die liebe Nachtigall thut gewiß das ihrige redlich. Wie manches Räupchen und Würmchen holt sie weg, und wird eben durch diese Lockspeise von den undankbaren Menschen gefangen.

Die Fliegenschnepper, Rothschwänzchen, Rothkehlchen, Bachstelzen, Finken, Spechte, Baumläufer, Fledermäuse — selbst unsre Sperlinge, die wir ja nicht ausrotten dürfen — das alles sind eifrige Raupenfeinde. Besonders holen die letztern die Blüthraupen heraus, wenn wir denken, daß sie Knospen abbrechen.

Der Gärtner. Ist's möglich? Ach, so habe ich den guten Sperlingen schon oft unrecht gethan, denn wenn ich sie sehe, so hole ich gleich die Flinte.

Der Herr. So thut uns manches Thierchen eine Wohlthat, die wir als Schaden ansehen. Die Meisen, Zaunkönige und Goldhähnchen wissen die verborgensten Schmetterlinge, die wir nimmermehr finden würden, aufzuspüren, und picken sie sorgfältig aus. Außerdem giebt es noch so viel große Baumwanzen und Erdkäfer, welche eben dieß thun. Besonders wüthen die großen goldgrünen Käfer unter den Raupen; desgleichen die Wespen, die Schlupfwespen, welche ihre Eier in die lebendigen Raupen legen, da dann die kleinen Maden, welche daraus entstehen, die ganze Raupe inwendig ausfressen. Auch die Ameisen gehören zu den Feinden der Raupen; sie würgen unter ihnen, wie die Wölfe unter den Schaafen. Was würden wir schwache

Menschen gegen das zahllose Heer der Raupen ausrichten, wenn diese Raupenfeinde uns nicht so sehr unterstützten?

Der Gärtner. Gott sey dafür gedankt; er hat alles wohl gemacht.

Der Herr. Ich denke immer so von dieser Sache. Wenn sich einmal, aller menschlichen Vorsicht ungeachtet, in einem Jahre die Raupen ungewöhnlich vermehren, so werden sich ohne Zweifel, nach der Ordnung, welche Gott in der Natur festgesetzt hat, auch diejenigen Geschöpfe stark vermehrt haben, die sich von den Raupen nähren. Und dieser Gedanke bestätigt sich auch durch die Erfahrung; denn man hat bemerkt, daß wenn sich irgendwo die schädliche Grasraupe sehr vermehrt, sogleich große Schaaren von Saatkrähen sich dahin ziehen, und sie vertilgen. Und welch' eine weise, wohlthätige Einrichtung ist das! Ist es also nicht Sünde, über Gottes Ordnung zu klagen?

47. Mit Schießgewehren soll man nicht spielen.

Auf einem adelichen Gute bei Joachimsthal, in der Ukermark, ereignete sich vor wenig Jahren folgender Unglücksfall. Der Jäger des Edelmannes gieng eines Tages auf die Jagd, und da er kein Wild antraf, so hieng er das mit einer Kugel geladene Gewehr, als er nach Hause gekommen war, in seiner Stube neben einer ungeladenen Flinte auf. Ein junger Bursche von 15 Jahren, der mit dem Jäger auf einer Stube wohnte, kam bald nachher um Stiefel zu putzen. Dieser Bursche hatte von jeher Lust bezeigt, ein Jäger zu werden, und spielte daher gar zu gern mit Flinten, wo er nur ihrer habhaft werden konnte, so oft man ihn auch schon durch Drohungen und Schläge davon abzubringen versucht hatte. Auch dießmal konnte er es nicht lassen, eine Flinte von der Wand zu nehmen, den Hahn aufzuspannen, und den Abzug aufzudrücken, und unglücklicher Weise fällt ihm die geladene Flinte in die Hände. Ehe er sich's versieht, geht die Flinte, weil er unvor-

sich-

sichtig am Hahn gedrückt hatte, los, die Kugel fährt durch das Fenster nach dem Hofe, und ein Kindermädchen sinkt, von der Kugel getroffen, zur Erde, erhebt sich zwar bald wieder, und wankt noch einige Schritte ächzend fort, muß aber doch wieder hinsinken, während ein Kutscher, der in der Nähe ist, ihr zu Hülfe eilt. Sie wird sogleich ins Bette gebracht, und ein reitender Bote nach der Stadt geschickt, um einen Arzt zu holen; allein sie stirbt nach einer halben Stunde ohne Hülfe. Der Bursche hatte sich, von seinem bösen Gewissen geängstigt, aus dem Fenster in den Garten hinabgestürzt, und war entkommen; allein schon am folgenden Tage ward er entdeckt, und mußte nun, zur Strafe für seine Unbesonnenheit, durch die er zum Mörder geworden war, lange im Gefängnisse sitzen. Sein Herz wurde nie wieder ganz ruhig, denn er konnte den Gedanken an diese That lebenslang nicht aus seiner Seele tilgen.

48. Eine gute Handlung aus schlechten Bewegungsgründen.

Ein Lohnkutscher traf auf einer sehr schlechten Landstraße einen Frachtfuhrmann, dessen Wagen im Morast versunken war, und der ihn dringend um Beistand bat. Der Lohnkutscher warf ihm einige drohende Blicke zu, spannte aber, ohne ein Wort zu sagen, seine Pferde vor den versunkenen Wagen, und so wurde er glücklich wieder herausgezogen. Auf alle Danksagungen antwortete er nur durch finstere Blicke, und als ihm der Fuhrmann Geld anbot, sprach er in einem zornigen Tone: ich mag's nicht! Ein Reisender, welcher dazu kam, fragte den Lohnkutscher: wie er bei seiner Hülfsleistung so unfreundlich seyn könnte? Eine Weile blieb er ihm die Antwort schuldig; endlich sagte er: der Fuhrmann, dem ich jetzt helfen mußte, begegnete mir neulich an einer Stelle, wo ich ihm augenscheinlich nicht auszuweichen im Stande war, ohne Gefahr zu laufen, meinen Wagen zu zerbrechen, und wo er mit seinem leeren Wagen sehr leicht auswei-

chen konnte. Dennoch nöthigte er mich, aus dem Wege zu fahren, indem er auf den Beistand seiner Gefährten trotzte. Hätte ich ihn heute, da er allein war, nicht in großer Noth angetroffen, er hätte es entgelten sollen! Aber vielleicht wäre den ganzen Tag kein Fuhrmann die Straße gekommen, der ihm hätte helfen können, und das unschuldige Vieh jammerte mich! — Wie gefällt euch die Denkungsart des Kutschers?

49. Traurige Folgen der Wildheit.

Ferdinand, der Sohn einer armen Wittwe, war von seiner frühesten Jugend an ein wilder, ungehorsamer und leichtsinniger Knabe. Sein Vater hatte ihn strenge gehalten, starb aber, als er erst 5 Jahr alt war, und die Mutter war zu weichherzig, als daß sie sich hätte entschließen können, den wilden Ferdinand zu züchtigen, wenn er ungehorsam gewesen war; sie wollte ihn so gern blos durch liebreiche Ermahnungen und Warnungen ziehen. Aber darauf achtete der Wildfang nicht. Oft bat sie ihn sehr rührend, er möchte doch nicht mehr so gefährliche Sprünge machen, und sein Leben nicht durch Klettern in Gefahr setzen; aber kaum war er ihr aus den Augen, so sprang und kletterte er, wie zuvor, und oft kam er dann so erhitzt nach Hause, daß die gute Mutter über ihn erschrack. So viel sie ihn auch warnte, daß er doch ja nicht kaltes Wasser trinken möchte, wenn er erhitzt wäre, so ließ sich der Knabe doch nicht abhalten, seinen Durst auch dann zu befriedigen, wenn er von Schweiß triefte. Aber was geschahe? An einem schwülen Tage kam er, äußerst erhitzt, nach Hause, und klagte über Seitenschmerz und Uebelkeit. Die geängstete Mutter suchte vergebens, ihm Linderung zu verschaffen, und da seine Klagen immer stärker wurden, so holte sie endlich einen Arzt herbei. Als dieser Ferdinanden genau befragt, und seinen Körper untersucht hatte, fand es sich, daß er sich durch heftiges Springen einen gefährlichen Bruch zugezogen hatte. Ihr könnt denken, lieben Kinder, welch einen Schreck die arme Mutter hierüber hatte, und sie würde außerdem noch durch die Unkosten gelitten haben, welche ihr diese

Krankheit ihres wilden Sohnes verursachte, wenn nicht der menschenfreundliche Wundarzt dem Knaben ein Bruchband geschenkt hätte. Doch dieß war nicht einmal das einzige und größte Unglück, welches sich Ferdinand durch seine Wildheit zugezogen hatte, denn bald zeigte es sich, daß er auch an der Brust Schaden gelitten hatte, und also ein elender schwächlicher Mensch bleiben würde. Er hätte die Stütze seiner guten Mutter im Alter seyn können, nun aber wurde er die Ursache, daß ihr Alter kummervoll und traurig war. Sagt, was wolltet ihr zu eurer Warnung aus dieser Geschichte lernen? Vor welchen Belustigungen wollet ihr euch sorgfältig hüten? Was wollet ihr gern annehmen und befolgen? Und wie mit euren Kräften haushalten? Warum wollet ihr dieß thun, und dem wilden Ferdinand nicht ähnlich werden?

50. Das Raupennest.

Henriette machte eines Abends mit ihrer Mutter einen Spaziergang übers Feld. Sie war von ihr dazu gewöhnt, alles mit Aufmerksamkeit zu betrachten, was um sie her war. Dieß that sie auch jetzt. Auf einmal blieb sie stehen, und rief: Mutter! Mutter! komm geschwind her, und sieh, was da ist! Die Mutter kam, und sieh! da war ein Nesselbusch, der ganz mit Raupen bedeckt war: lauter häßliche schwarze Thiere mit stachlichtem Rücken, und grünen Streifen zwischen den Stacheln. — Soll ich die Raupen todt treten? fragte Henriette. — Nein, sagte die Mutter; denn wie du siehst, so nähren sie sich von Nesseln, und sind also nicht schädlich. Wenn sie aber an einem Kirschbaume, oder auf einer Pflanze säßen, dann dürftest du sie, als schädliche Thiere, todt treten. Höre, wie du dir mit diesen Thierchen eine recht große Freude machen kannst. Nimm sie mit nach Hause, und füttere sie.

Ach ja, das will ich thun, sagte Henriette, und griff hastig zu, zog aber sogleich schreiend die Hand zurück, denn sie hatte nicht bedacht, daß die Nesseln brennen.

Kannst du denn die Nesseln nicht abreißen, ohne

daß sie dich brennen? fragte die Mutter. Jetzt besann sich Henriette, zog das Schnupftuch aus der Tasche, wickelte es um die Hand, und riß nun behutsam die Nesseln ab. Freudig trug sie die Raupen nach Hause, steckte sie mit den Nesseln in ein großes Glas, welches ihr die Mutter dazu gegeben hatte, und band ein Papier darüber. — Aber willst du denn, daß deine Raupen ersticken sollen? fragte die Mutter. Nein, das will ich nicht, antwortete Henriette. — Nun so mußt du kleine Löcher in das Papier stechen, damit frische Luft in das Glas kommt. Dieß that Henriette, und hatte ihre Freude daran, zu sehen, wie die Raupen ein Blatt nach dem andern abfraßen.

Am andern Tage, als Henriette ihr Frühstück verzehrt hatte, fragte die Mutter: Hast du denn auch an deine Raupen gedacht, und ihnen ihr Frühstück gegeben?

O! sagte Henriette, die Raupen haben noch das ganze Glas voll Nesseln.

Aber sieh sie an, sagte die Mutter, ob sie nicht ganz vertrocknet sind. Dürre Nesseln können doch die armen Thiere nicht fressen. Da du die Gäste einmal angenommen hast, so ist es auch deine Pflicht, ihnen alle Tage frische Nesseln zu holen, und sie so zu ernähren; denn sie selbst können es nun nicht mehr thun, da du ihnen die Freiheit genommen hast. Dieß merkte sich Henriette, und vergaß ihrer kleinen Gäste nicht wieder. Fünf Tage hatte sie ihnen nun reichlich Futter gegeben, und fröhlich zugesehen, wie sie es verzehrten. Am sechsten Tage wollte sie ihnen auch Futter geben, aber, o Wunder! da sie das Papier wegnehmen wollte, hatten sich alle Raupen daran gehängt. Mit den Hinterfüßen saßen sie theils am Papier, theils am Glase, so fest, als ob sie angeleimt gewesen wären. Geschwind lief Henriette zur Mutter, und zeigte ihr die aufgehängten Raupen. Besorglich fragte sie: Aber was fehlt ihnen denn? liebe Mutter, ich habe sie doch alle Tage so reichlich gefüttert, und nun werden sie mir doch sterben!

Sei ruhig, antwortete die Mutter, sie werden nicht sterben, sondern dir noch viel Freude machen. Laß sie nur ungestört hängen. Das that Henriette, und machte

ganz behutsam das Glas wieder zu. Kaum war sie am folgenden Morgen aus dem Bette, so lief sie nach dem Glase, und sieh, da gab es schon wieder etwas Neues. Die Raupen waren verschwunden, und nun hiengen lauter länglicht runde Püppchen da, mit einer kleinen Krone auf dem Kopfe. Sie lebten und bewegten sich hin und her. Henriette machte große Augen, schlug die Hände zusammen, und wußte nicht, was sie dazu sagen sollte. Endlich rief sie: Mutter! Mutter! komm geschwind her, und sieh, was aus meinen Raupen geworden ist.

Hab' ich es dir nicht gesagt, antwortete die Mutter, daß dir die Raupen noch viel Freude machen würden? Betrachte sie nun recht genau; sie haben ihre Häute abgestreift, die du hier hängen siehst, und haben sich verwandelt in Dinge, die man Puppen nennt. Laß sie nur alle ruhig hängen, und sieh alle Tage nach dem Glase. Vielleicht erblickst du bald einmal wieder etwas, das dir große Freude macht.

Es traf richtig ein; nur währte es der ungeduldigen Henriette zu lange, und schon hatte sie fast alle Hoffnung aufgegeben. Aber nun waren einige Wochen vergangen, als Henriette einmal wieder nach ihrem Glase sahe. Und was erblickte sie? da war alles voll schöner bunter Schmetterlinge in dem Glase. Ach sieh doch, liebste Mutter, rief sie, was in meinem Glase ist! Lächelnd kam die Mutter, und als sie nun beide genauer zusahen, erblickten sie ein neues Wunder. Ein Schmetterling, der in einer Puppe steckte, drückte mit seinen zarten Füßchen die Puppe von einander, und kroch heraus. Seine Flügel waren ganz klein, und zusammengerollt, wie ein Stück Papier. Er lief geschwind am Glase hinauf, und hängte sich an das Papier. Seine Flügel wuchsen fast zusehends, und nach einer Viertelstunde hiengen sie vollkommen da. — So gieng es nun den ganzen Vormittag. Immer ein Schmetterling nach dem andern kroch aus seiner Puppe heraus. Nach Tische waren sie alle ausgekrochen. — Nun kannst du dir noch eine Freude machen, sagte die Mutter. Nimm das Glas, trag' es in den Garten, mache es auf, und gieb den Schmetterlingen die Freiheit.

Dieß that Henriette, und freute sich unbeschreiblich, als sie sah, wie die Schmetterlinge heraus flatterten, und von einem Baume zum andern flogen. Wenn sie hernach im Garten herum gieng, und einen braunen Schmetterling mit schwarzen Flecken sah, freute sie sich allemal. Du bist gewiß auch aus meinem Glase! dachte sie.

III.

Von der Welt.

Der große Körper, auf welchem wir Menschen wohnen, die Erde, ist nur ein sehr kleiner Theil von der Welt, d. h. von dem, was Gott geschaffen hat. Es giebt noch unzählige Körper oder Erden, unter welchen viele unseren Erdkörper an Größe übertreffen. Diese Körper erblicken wir zum Theil an dem unermeßlichen Gewölbe des Himmels in einer hellen Nacht. Sie scheinen uns wegen der Entfernung, in welcher wir sie sehen, kleine leuchtende Punkte oder Lichter zu seyn. Würden wir sie aber wohl in einer solchen ungeheuren Entfernung erblicken können, wenn sie nicht sehr groß wären? Wir nennen sie Sterne. Der größte unter diesen Sternen scheint die Sonne zu seyn. Ihre Strahlen schießen durch die ungeheuren Räume des Himmels auf unsere Erde herab, erleuchten und erwärmen sie, und verbreiten überall Leben und Fruchtbarkeit. Nächst der Sonne ist der Mond unter den Sternen, welche wir sehen können, der größte. Auch dieser Stern erleuchtet durch seine Strahlen unseren Erdball, aber sein Licht ist nicht so blendend, wie das Licht der Sonne, und es bringt keine Wärme hervor. Das große blaue Gewölbe, welches wir Himmel nennen, ist ein unermeßlicher Raum,

in welchem die Erde, die Sonne, der Mond, und unzählige Sterne schweben und sich bewegen. Alle diese Sterne werden Weltkörper genannt, weil sie zusammengenommen die Welt ausmachen. Wie klein ist also unsere Erde, wenn man sie mit der Welt vergleicht! Bloß die Sonne ist vierzehn hunderttausendmal größer, als die Erde. Sie erleuchtet und erwärmt durch ihre Strahlen nicht bloß unsere Erde, sondern noch viele andere Weltkörper, welche sich, gleich der Erde, um sie herum bewegen. Drei und zwanzig von diesen Weltkörpern können wir deutlich am Himmel erblicken, und die Sternkundigen (Astronomen) haben sogar durch ihre Untersuchungen und Ausrechnungeu herausgebracht, wie weit jeder dieser Weltkörper von der Sonne entfernt ist, wie groß die Bahn ist, welche er zu durchlaufen hat, und wie viel Zeit er dazu gebraucht. Derjenige, welcher der Sonne am nächsten steht, (man hat ihn Merkur genannt) durchläuft in 88 Tagen seine Bahn um die Sonne, und rollt in einer einzigen Sekunde 6 Meilen fort. Unsere Erde vollendet erst in 365 Tagen 6 Stunden ihre Reise um die Sonne, und macht während dieser Zeit den ungeheuren Weg von 131 Millionen Meilen. Der Mond ist auf dieser Reise der beständige Begleiter der Erde. Er steht uns unter allen Himmelskörpern am nächsten, und doch ist er 51600 Meilen von uns entfernt. Derjenige Weltkörper, welcher am weitesten von der Sonne entfernt ist, (der Uranus) legt seinen langen Umlauf um die Sonne erst binnen 83 Jahren zurück. — Mit welch einer Schnelligkeit fliegt eine Kanonenkugel! Dennoch würde sie, bei aller dieser Schnelligkeit, 25 Jahre fliegen müssen, um von der Sonne auf die Erde zu kommen.

Die Himmelskörper, welche sich, gleich unserer Erde, um die Sonne bewegen, und von ihr erleuchtet werden, nennt man mit einem gemeinschaftlichen Namen Planeten. Es ist gewiß, daß sie unserer Erde ähnlich sind; daß sie, gleich dieser, Jahreszeiten, und Abwechselung von Tag und Nacht haben, daß sie, wie die Erde, aus Land und Meer bestehen, und darum ist auch daran nicht zu zweifeln, daß sie Bewohner ha-

ben. Die übrigen Himmelskörper, welche wir in zahlloser Menge am Himmel erblicken, scheinen größten Theils Sonnen zu seyn, d. h. solche Körper, welche ihr eigenes Licht haben, und wie unsere Sonne dunkle Himmelskörper durch ihre Strahlen erleuchten und erwärmen. Alle diese feurigen Himmelskörper werden Fixsterne genannt. Unsere Sonne ist also auch ein Fixstern, und wahrscheinlich einer der kleinsten. Denn wie wäre es möglich, daß wir die übrigen Fixsterne erblicken könnten, da sie doch unbeschreiblich viel weiter von uns entfernt sind, als unsere Sonne, wenn sie nicht diese an Größe weit überträfen? — Könnet ihr euch wohl dieß alles vorstellen, ohne über die Herrlichkeit und Größe des Weltgebäudes zu erstaunen, ohne die Allmacht des Schöpfers zu bewundern und zu verehren?

IV.

Von der Erde und ihren Bewohnern.

Daß die Erde sehr groß, aber doch nur ein kleiner Theil der Welt sey, haben wir schon gehört. Was für eine Gestalt die Erde habe, ist schwer auszumachen, weil man nur einen sehr kleinen Theil der Erde auf einmal übersehen kann, und weil sie uns zu nahe ist. — Aus dem Schatten eines Körpers kann man mit ziemlicher Gewißheit erkennen, ob er rund, breit oder eckig und spitzig sey; und wenn der Schatten eines Körpers von allen Seiten allemahl, so oft er sich zeigt, rund erscheint, so ist nicht zu zweifeln, daß auch der Körper rund sey. Dieß ist nun der Fall bei unserer Erde. Ihr habt wohl schon von Mondfinsternissen gehört? Bei diesen erblickt man in der Mondscheibe allemahl einen runden Schatten, und es ist ausgemacht, daß dieser Schatten von unserer Erde in den Mond ge-

worfen wird, so oft sie bei ihrem Umlauf um die Sonne in gerader Linie zwischen der Sonne und dem Monde steht. Daraus kann man mit Zuverlässigkeit schließen, daß die Erde eine kugelartige Gestalt haben müsse. — Einen runden Körper kann man ganz umgehen, so daß man bei immer gleicher Richtung des Weges wieder an die Stelle kommt, von der man ausgegangen ist. Wenn also die Erde eine kugelartige Gestalt hat, so muß man sie ebenfalls umgehen, oder um sie herumreisen können, und zwar auf die Art, daß wenn man von seinem Wohnorte beständig nach dem Untergange der Sonne zu reisete, man am Ende von der entgegengesetzten Seite, oder vom Aufgange der Sonne her, wieder nach Hause käme. Diesen Versuch haben auch schon mehrere Menschen, und zwar zu Schiffe gemacht, weil die Erde auf ihrer Oberfläche ganz mit Wasser oder Meer umgeben ist. Eine solche Reise um die Erde kann in Einem Jahre vollendet werden, wenn man sich nirgends lange aufhält, und Wind und Wetter günstig sind. Wir haben schon gehört, daß der ganze Weg um die Erde eine Strecke von ungefähr 5400 Meilen betrage.

Diese, und manche andere Gründe, welche schwerer zu begreifen sind, beweisen, daß die Erde eine sehr große Kugel ist, aber eine unebene Kugel, wegen der vielen Berge, welche auf der Erde sind. Doch machen diese Berge, so hoch sie auch zum Theil sind, bei der Größe der Erde nicht mehr aus, als kleine Sandkörner auf einer Kegelkugel.

Das Wasser nimmt auf der Oberfläche der Erde noch einmal so viel Platz ein, als das Land. Man hat Bilder, auf welchen die Oberfläche der ganzen Erde im Kleinen dargestellt ist; man nennt sie Landkarten. Auf einer solchen Landkarte sieht man zwei große Kreise. Aber deswegen muß keiner sich vorstellen, daß die Erde aus zwei solchen Kreisen oder runden Figuren bestehe, denn eine Kugel läßt sich nicht anders abbilden, als auf diese Art. Denkt euch, ihr wolltet einen großen Apfel abbilden. Müßtet ihr nicht den Apfel so zeichnen, als ob er von einander geschnitten wäre? Nun, gerade so muß es auch derjenige machen, welcher die Erde abbilden will, und daher kommen die beiden großen Kreise

auf der Karte, welche die Erdkugel vorstellt. Ihr sehet, daß auf dieser Karte einige Stücke mit bunten Farben überstrichen, und einige weiß gelassen sind. Die bunten Stücke stellen das Land, und die weißen das große Wasser vor, welches die ganze Erde umgiebt, und Meer heißt. Das feste Land der Erde hat man in fünf große Theile getheilt, welche daher Erd-Theile, oder auch Welt-Theile genannt werden. Jeder Erdtheil hat einen besonderen Namen. Der kleinste, welcher auf der rechten Halbkugel oben liegt, heißt Europa, und zu diesem gehört das Land, in welchem wir wohnen. Darum können wir uns Europäer nennen. Auf eben dieser Halbkugel liegen noch drei andere Erdtheile, welche Asien, Afrika und Australien heißen. Auf der linken Halbkugel liegt Amerika und ein Theil von Australien.

Ihr werdet euch vielleicht darüber wundern, daß ihr auf der Landkarte keine Abbildungen der Städte, Berge, Gebürge und Wälder, der Bäume, Pflanzen und Thiere, welche auf der Erde sind, sondern lauter Namen findet. Aber bedenkt nur, wie ungeheuer groß eine Landkarte werden müßte, auf welcher dieß alles abgemahlt seyn sollte. Und wäre es wohl möglich, eine solche Landkarte zu übersehen? Ihr müsset euch also begnügen, den Umriß der Länder und ihre Namen nebst den Namen der vornehmsten Städte auf der Karte zu finden. An der größern Schrift erkennet ihr die Namen der Länder. Die schwarzen krummen Linien zeigen den Lauf der Flüsse, und die runden oder länglichen schwarzen Flecke mitten im Lande die großen Seen an.

Das Wasser des Meeres hat nicht, wie das Quell- und Flußwasser, einen süßen Geschmack, sondern einen salzigen, und ist daher nicht trinkbar. An manchen Orten wird das unermeßlich große Meer sehr enge, da nehmlich, wo es von zwei Ländern eingeschlossen ist; einen solchen Theil des Meeres nennt man eine Meerenge. Ihr müsset euch aber diese Meerengen nicht gar zu enge vorstellen, sie sind wenigstens eine halbe oder ganze Meile, oft mehrere Meilen breit. Mitten im Meere liegen kleine und große Länder, welche oft ganz vom Meere umflossen sind; diese werden

Inseln oder Eilande genannt. Sind sie nur zum Theil vom Meere umgeben, so werden sie Halb-Inseln genannt. Der Rand eines Landes am Meere heißt die Küste oder der Strand.

Das süße Wasser, welches die Länder der Erde durchströmt, wird entweder ein Strom oder ein Fluß oder ein Bach genannt. Unter Strömen versteht man große fließende Gewässer, welche sehr breit und tief sind, eine sehr große Strecke Landes durchfließen, und sich zuletzt im Meere endigen. Die Flüsse vereinigen sich mit den Strömen, und sind zum Theil auch sehr breit und tief. Wenn ein Fluß oder ein Strom so tief ist, daß man mit großen Schiffen darauf fahren kann, so wird er schiffbar genannt. Die Vertiefung, worinn das Wasser eines Flusses oder Stromes fließt, heißt das Bette. Der Rand des Bettes wird das Ufer genannt. In manchen Flüssen und Strömen giebt es Stellen, wo das Wasser von einer steilen Anhöhe in die Tiefe stürzt. Solche Stellen nennt man Wasserfälle. Wir haben schon (S. 18.) gehört, woraus die Flüsse und Ströme entstehen, und welche Gewässer man Seen oder Land-Seen nennt. Es giebt Seen, welche 20 und mehrere Meilen lang und breit sind. Das Meer nennt man auch wohl die See, und daher werden die Fische, welche in dem Meere leben, Seefische, und die Schiffe, mit welchen man auf dem Meere fährt, Seeschiffe genannt. Sagt man: der See, so ist von einem Land-See die Rede; sagt man: die See, so ist das Meer gemeint.

Die vielen Millionen Menschen, welche die Erde bewohnen, sind nicht nur dem Geschlechte nach (männliches und weibliches Geschlecht), sondern auch an Gestalt, Farbe der Haut, Sprache, Sitten und Lebensart sehr verschieden. Diejenigen, welche in Einem Lande beisammen wohnen, und einerlei Gestalt, Farbe, Sprache und Sitten haben, machen zusammengenommen ein Volk oder eine Nation aus. Da nun jeder Theil der Erde wieder in kleinere Theile getheilt ist, welche Länder genannt werden, so giebt es also verschiedene Völker in Europa, in Asien, in Afrika, in Amerika und Australien. Doch haben

die verschiedenen Völker der Erde Einiges mit einander gemein, theils in Ansehung ihrer Gestalt und Farbe, theils in Ansehung ihrer Lebensart. Die meisten Europäischen Völker haben gewöhnlich eine weiße Haut, langes herabhangendes Haar, hervorstehende Nasen, und blaue oder schwarze Augen. Dagegen findet man in Afrika meistens Menschen mit einer schwarzen sammetweichen Haut, kurzen wolligten Haaren, breiten aufgestülpten Nasen, und rosenrothen Lippen. Diese schwarzen Menschen werden Neger oder Mohren genannt. Die meisten Bewohner Asiens haben eine olivenfarbige Haut; einige Asiatische Völker sind aber auch braungelb.

Die Amerikaner sind größtentheils rothbraun oder kupferfarbig, haben einen schlanken Wuchs, und tief liegende Augen. In fast allen Ländern der Erde sind die Menschen gewöhnlich, wenn sie ausgewachsen sind, 5 Fuß, oder anderthalb Ellen hoch. Doch werden in den kältesten Ländern der Erde, wo es fast gar keine andere Jahreszeit, als den Winter giebt, die Menschen selten über 4 Fuß hoch, und sind gemeiniglich sehr ungestaltet. Hie und da findet man Menschen von außerordentlicher Größe, welche 7 bis 8 Fuß hoch sind; man nennt sie Riesen. Doch giebt es kein Volk auf der Erde, welches aus lauter Riesen besteht.

Auch in Ansehung ihrer Lebensart haben die verschiedenen Völker der Erde vieles mit einander gemein. Einige nehmlich, welche man wilde Völker nennt, treffen gar keine Veranstaltung, um ihres Lebens-Unterhalts sicher zu seyn. Sie säen und pflanzen nicht, sie sammeln keinen Vorrath von Lebensmitteln, sorgen überhaupt gar nicht für die Zukunft, sondern gehen nur dann auf Nahrung aus, wenn der Hunger sie dazu treibt. Ihre einzigen Beschäftigungen sind daher Jagd und Fischerei. Sie wohnen gewöhnlich auch nicht einmal in Dörfern bei einander, haben überhaupt keine ordentliche und feste Wohnungen, sondern nur elende Hütten, die aus einigen Pfählen bestehen, welche in die Erde gegraben, und mit Thierhäuten oder mit einer groben Filzdecke überzogen, oder nur mit großen Baumblättern bedeckt sind; einige wohnen sogar in Höhlen

unter der Erde, und gewöhnlich stehen bei diesen wilden Völkern nur mehrere Familien (Stämme) mit einander in Verbindung, welche aber keinen gemeinschaftlichen Oberherrn, keine Obrigkeit, sondern höchstens im Kriege, oder bei einer großen Jagd einen Anführer haben, dem sie so lange gehorchen, als der Krieg oder die Jagd dauert.

Andere Völker der Erde, welche Hirtenvölker oder Nomaden genannt werden, haben zwar auch keine künstliche und feste Wohnungen, sondern nur Zelte oder Hütten, welche sie leicht abbrechen und wieder aufschlagen können, aber sie sind doch viel verständiger und gesitteter, als die wilden Völker, weil sie sich mit der Viehzucht beschäftigen, wozu mehr Aufmerksamkeit und Kenntniß erfordert wird, als zur Jagd. Ihre Heerden sind ihr ganzer Reichthum. Sie ziehen aus einer Gegend in die andere, und lassen sich nur da auf eine längere Zeit nieder, wo sie gute Weideplätze antreffen.

Noch andere Völker auf der Erde, welche gesittete Völker genannt werden, beschäftigen sich außer der Viehzucht auch noch mit dem Ackerbau, und verstehen allerlei Künste und Handwerke. Sie wohnen in festen und künstlichen Häusern gesellschaftlich bei einander in Städten, Dörfern und Flecken. Unter ihnen giebt es verschiedene Stände, nämlich: Fürsten, Edelleute, Bürger, Bauern, und verschiedene Berufsarten und Gewerbe, indem einige den Acker bauen, andere ein Handwerk oder eine Kunst treiben, noch andere sich mit dem Handel oder mit den Wissenschaften beschäftigen. Gesittete Völker leben nach bestimmten Gesetzen, d. h. sie haben unter sich ausgemacht, was jeder thun und nicht thun darf, und wer unter ihnen wohnen will, muß versprechen, sich diese Gesetze gefallen zu lassen, und sie zu befolgen. Damit dieß von Allen, auch von den Unverständigen und Bösartigen geschehen möge, so wählen sie unter sich einige verständige und rechtschaffene Männer, und geben ihnen den Auftrag, darauf zu sehen, daß Jeder den Gesetzen gehorsam sei, und die Ungehorsamen zu

strafen, wenn sie nicht auf Erinnerungen achten. Diese Personen werden die Obrigkeit genannt. Eine solche große gesellschaftliche Verbindung wird eine bürgerliche Gesellschaft oder ein Staat genannt. In manchem Staate hat nur Einer das Recht, Gesetze zu geben, und die Obrigkeit zu wählen. Dieser heißt dann der Regent oder Monarch, oder er wird König, Fürst, Herzog oder Graf genannt. Die Länder, welche unter seiner Herrschaft stehen, machen sein Reich oder seinen Staat aus. Ein Staat, in welchem mehrere Personen die höchste Gewalt gemeinschaftlich haben, wird ein Freistaat oder eine Republik genannt.

V.

Produkte der Erde.

Da die Luft nicht in allen Gegenden der Erde dieselbe Beschaffenheit hat, sondern in einigen Ländern das ganze Jahr hindurch heiß, in andern sehr kalt, und wiederum in andern weder zu warm noch zu kalt, sondern gemäßigt ist, so ist die Erde nicht überall gleich fruchtbar. Doch bringt fast jedes Land der Erde so viel hervor, als seine Bewohner zu ihrer Erhaltung nothdürftig gebrauchen. Alles, was die Erde hervorbringt, nennt man ihre Produkte oder Erzeugnisse. Ihre Zahl ist so groß, und sie sind von so verschiedener Art, daß man sie unter gewisse Abtheilungen (Klassen) bringen muß, um sie übersehen, und von einander unterscheiden zu können. Diese Abtheilungen werden Reiche der Natur genannt, und ihrer sind drei: das Thierreich, das Pflanzenreich und das Mineralreich. Diejenigen Länder, in welchen gesittete Völker wohnen, haben manche Produkte, besonders aus dem Pflanzenreiche, im Ueberflusse, weil ihre Bewohner das Land sehr sorgfältig

bebauen. Dagegen fehlt es in manchen Ländern gerade an diesen Produkten, weil sie einen unfruchtbaren Boden haben, oder schlecht angebaut sind, aber sie haben wiederum andere Produke im Ueberflusse, welche die Natur selbst hervorbringt, z. B. Metalle, Holz, oder Salz. Dadurch sind die Menschen auf den Gedanken gekommen, die überflüssigen Produkte ihres Landes nach solchen Ländern hinzubringen, wo es an diesen Produkten fehlt, sie da zu verkaufen, und sich für das gelößte Geld die ihnen fehlenden Produkte einzukaufen. So ist der Handel entstanden, wobei die Waaren entweder zu Lande, vermittelst der Wagen und Lastthiere, oder auf den Flüssen und auf dem Meere, vermittelst der Schiffe, aus einem Lande in das andere gebracht werden.

Weise und gütig hat es Gott so eingerichtet, daß jedes Land, oder wenigstens jeder große Erdstrich, das heißt: jeder beträchtliche Theil der Erde, gerade diejenigen Produkte hat, welche für die Bewohner desselben, nach Maaßgabe der Witterung (des Klima) die nothwendigsten und wohlthätigsten sind. So bringen z. B. diejenigen Länder, welche eine heiße Luft, und keinen Winter haben, die kräftigsten, saftreichsten und kühlendsten Früchte hervor, z. B. Kokos-Nüsse, Muskat-Nüsse, Oliven, Pisang, Datteln, Orangen, Melonen und Ananas. Auch findet man in diesen Ländern die größten und stärksten Landthiere, welche alle Beschwerlichkeiten der heißen Witterung ertragen können, ohne dadurch zu verderben, z. B. die Elephanten, welche 14 bis 15 Fuß hoch, mehr als 16 Fuß lang, und 50 Centner schwer werden, und sich bey dieser Größe und Schwere dennoch so leicht bewegen, daß sie täglich 14 bis 15 Meilen zurücklegen; die Kameele, diese vortrefflichen Lastthiere, welche in heißen Ländern unentbehrlich sind, weil man 10 bis 14 Tage mit ihnen durch brennende und wasserlose Sandwüsten reisen kann, ohne daß man nöthig hat sie zu tränken, und die mit einer Last von 1200 Pfund in einem Tage 12 Meilen zurücklegen. — Natürlicher Weise sind die Menschen in den heißen Ländern nicht so stark und nicht so thätig, wie in den gemäßigten Himmelsstrichen, und darum

hat Gott den Boden in diesen Ländern so fruchtbar gemacht, daß er beinahe ohne alle Bearbeitung die schönsten Früchte in dem größten Ueberflusse hervorbringt. Die Natur ist dort im beständigem Wachsthum, die Bäume werden nie kahl, und die Felder nie leer, sondern Blüthen und Früchte, Saaten und Ernten folgen ununterbrochen auf einander. Da die Bewohner dieser Länder wegen der großen Hitze keine schwere Kleidung ertragen können, so hat Gott dafür gesorgt, daß die Seidenraupe ihnen durch ihr feines Gewebe die leichteste Kleidung verschafft.

Ganz anders sind dagegen die Produkte der kalten Länder. Hier kann der Boden nicht anders, als höchst unfruchtbar seyn, weil der Winter in diesen Ländern nur für wenige Wochen aufhört, und die in den langen Sommertagen unglaublich schnell emporgewachsenen Pflanzen von der Kälte getödtet werden, ehe sie noch zur gehörigen Reife gelangt sind. Das Pflanzenreich liefert also in diesen Ländern den Menschen fast gar keine Nahrung. Aber was ihnen hier abgeht, wird ihnen reichlich durch eine außerordentliche Menge von Fischen und wilden Thieren ersetzt. Indem sie diese zu erjagen suchen, kommt ihr Blut in Wallung, und wird in beständiger Wärme erhalten, und die dicken Pelze des erjagten Wildes schützen sie gegen die erstarrende Kälte. Aber ihren größten Reichthum machen die Rennthiere aus, denn von ihnen erhalten sie alles, was wir von unserem Rindvieh, unseren Pferden und Schaafen erhalten, und sie sehen fast alle ihre Bedürfnisse durch diese Thiere befriedigt, ohne daß sie nöthig haben, für die Erhaltung derselben die geringste Sorge zu tragen. Die ganze Nahrung des Rennthiers besteht nämlich in Baumblättern und Moos, und diese sucht es sich selbst, sogar im härtesten Winter, indem es das Moos mit seinem Geweih und mit dem Hufe unter dem Schnee hervor zu kratzen weiß. Dennoch gewöhnt es sich sehr leicht an die Menschen, und wird von ihnen zum Reiten, Lasttragen und Ziehen der Schlitten gebraucht. In einem Tage läuft es 20 bis 30 Meilen. Die Rennthierkühe geben eine sehr fette Milch, und ihr Fleisch hat einen angenehmen Geschmack. Aus ihrer Haut machen die Bewohner des

kal=

kalten Erdstrichs ihrer Kleider, Schuhe, Zelte, Bettdecken und andere Dinge. Aus ihren Hörnern wissen sie allerlei Geräthe, aus den Knochen Messer, Löffel und Nadeln, und aus den Därmen und Sehnen Stricke zu machen. Die Klauen werden zu Trinkgeschirren, und die Harnblasen zu Beuteln und Flaschen gebraucht. Ist es nicht eine höchst bewundernswürdige Anordnung Gottes, daß ein einziges Thier alle Bedürfnisse des Menschen befriedigt?

Der Erdstrich, in welchem wir wohnen, hat weder eine sehr heiße, noch eine sehr kalte, sondern eine gemäßigte Witterung, welche sich oft verändert, und eben dadurch zur Erzeugung und Ernährung der meisten Produkte geschickt ist. In keinem Erdstriche findet man daher eine so große Mannichfaltigkeit von Erd- und Baumfrüchten, als in dem gemäßigten, und nirgends ist das Thierreich so reichlich angefüllt, als in diesem. Ackerbau und Viehzucht sind die beiden Hauptbeschäftigungen der Bewohner dieses Erdstrichs. Der Weinstock ist das eigenthümliche Produkt desselben, denn er gedeiht weder in den heißen, noch in den kalten Erdstrichen.

1. Das Thierreich.

Von den Thieren haben wir (S. 9 — 14.) schon mancherlei gelesen, und daraus gelernt, daß man alle Thiere, welche auf und in der Erde, im Wasser und in der Luft leben, am besten von einander unterscheiden kann, wenn man sie unter folgende 6 Abtheilungen oder Klassen bringt: Säugethiere, Vögel, Amphibien, Fische, Insekten und Würmer. Alle Thiere haben dieß mit einander gemein, daß sie einen Mund (Maul) haben, durch welchen sie dem Körper seine Nahrung zuführen, und daß sie, vom Hunger getrieben, willkührlich ihre Nahrung zu sich nehmen. Dabei werden sie von ihrem Naturtriebe (Instinkt) geleitet, und vor allem, was ihnen schädlich ist, bewahrt. Diese Naturtriebe ersetzen bei ihnen den Mangel der Vernunft, und sind bei einigen Thieren höchst bewundernswürdig, indem Manche dadurch zum

künstlichen Bau ihrer Wohnungen, zum listigen Fange ihres Raubes, und zu manchen Handlungen und Verrichtungen geschickt werden, welche Nachdenken und Urtheilskraft zu erfordern scheinen. Ohne vorhergegangene Anweisung und Uebung macht die junge Spinne ihr künstliches Gewebe, schwimmt die Ente auf dem Wasser, baut die Schwalbe ihr Nest, weiß die junge Katze die Mäuse zu fangen, bereitet die Biene ihre kunstreiche Zellen. Eben so bewundernswürdig ist die Art, wie die Thiere sich gegen ihre Feinde zu vertheidigen wissen, und auch dabei sind ihre Naturtriebe wirksam. Wenn die Pferde auf der Weide von einem Wolfe angegriffen werden, so stellen sie sich alle mit den Köpfen dicht an einander, und machen auf diese Art einen Kreis, in den der Wolf nicht eindringen kann, weil alle mit den Hinterfüßen ausschlagen, und ihn dadurch zurücktreiben. Die Ochsen machen es umgekehrt, und vertheidigen sich mit den Hörnern. Einige Thiere, welche im Wasser leben, machen das Wasser trübe, und entziehen sich so den Verfolgungen ihrer Feinde; andere treffen schon bei dem Bau ihrer Wohnung gewisse Vorkehrungen, indem sie sich z. B. in dichten Dornensträuchern, oder in einer Felsenspalte verstecken. Die Elster bedeckt ihr künstlich geflochtenes Nest vorsichtig mit Dornen und stachlichten Reisern. Grauspechte und Tannenheher legen ihre Nester in der Höhlung eines Baumes an, und verstreichen die überflüssige Oeffnung mit Leim.

In Ansehung der Fähigkeit, zu empfinden, nimmt man unter den Thieren eine große Verschiedenheit wahr. Einige Thiere, z. B. die Hunde, empfinden sehr stark. Wie sehr freuen sie sich, wenn sie nach einiger Zeit ihren Herrn wiedersehen; wie traurig sind sie, wenn sie ihren Herrn verlohren haben! Dagegen bemerkt man bei vielen Thieren, besonders bei den Insekten und bei den Fischen, fast gar keine Empfindungsfähigkeit. Dennoch ist es wohl gewiß, daß alle Thiere durch die Sinne Eindrücke erhalten, ob man gleich an manchen gar keine Sinnenwerkzeuge entdecken kann. So haben z. B. die Schmeißfliegen, und andere Insekten offenbar den Sinn des Geruchs, ob man gleich

keine Nase an ihnen bemerkt, und die Fische hören unstreitig sehr scharf, ob sie gleich kein äußeres Ohr haben; denn man kann z. B. die Karpfen in einem Teiche daran gewöhnen, daß sie auf den Schall einer Glocke sich versammeln, um gefüttert zu werden. Einige Thiere haben ganz außerordentlich scharfe Sinne. Von einer unermeßlichen Höhe herab entdeckt der Adler seinen Raub, und auch sein Geruch ist bewundernswürdig scharf. Vermöge seines scharfen Geruchs findet ein Hund meilenweit sich wieder nach Hause, und eben dadurch entdeckt er unter vielen hundert Menschen seinen Herrn. Die Thiere, welche Aas verzehren, spüren ein todtes Thier auf einer Strecke von mehreren tausend Schritten, und wissen es durch den Geruch zu finden, wenn es auch im Dickicht versteckt liegt. Der Haase hört den Schuß einer Flinte, erschrickt, ändert seinen Weg, und entläuft mit verdoppelter Schnelligkeit. Das Pferd schmeckt die Annehmlichkeit des kräftigen Korns, und läßt die dumpfigen ungedeihlichen Halme liegen. Der Geruch des gebratenen Specks lockt die Maus aus ihrem weitentfernten Schlupfwinkel, und macht, daß sie den Mehlkasten unberührt läßt. Die Katze liegt mit Wohlbehagen im wärmenden Sonnenschein, und der Hund geräth fast in Wuth, wenn man Kienöhl auf seinen Körper gießt, weil ihm dieser Geruch unerträglich ist. Geruch und Geschmack sind unstreitig die Ursachen, warum das größere Hornvieh nicht mehr und nicht weniger, als etwa 270 Arten von Pflanzen frißt, und alle übrige stehen läßt, so schön und kräftig sie auch seyn mögen. Das Pferd nährt sich mit 262 Pflanzen-Arten, die Schweine fressen deren nur 72, und berühren keine andere, als diese, wenn sie auch noch so hungrig sind. Leget einer Raupe 30 verschiedene Arten von Blättern vor; sie wird vielleicht nur eine einzige Art benagen, und alle übrige unberührt lassen.

Wenn die Thiere entkräftet sind, und der Erholung bedürfen, so suchen sie einen sicheren und bequemen Ort, und fallen in den Schlaf, in welchem manche, z. B. die Haasen und Gemsen, die Augen offen behalten und auch wohl träumen; wenigstens bemerkt

man an den Hunden, daß sie oft im Schlafe bellen und knurren, wovon nur ein Traum die Ursache seyn kann. Einige Thiere, besonders die Katze, die Eulen, und verschiedene Raubthiere schlafen bei Tage, und gehen des Nachts auf Raub aus. Von dem gewöhnlichen Schlafe der Thiere ist der Winterschlaf, in den einige verfallen, zu unterscheiden. Nicht alle Thiere finden nehmlich im Winter ihren Unterhalt, und müßten also verhungern, wenn sie nicht durch ihre Naturtriebe vor dieser Gefahr geschützt würden. Viele bereiten sich nehmlich im Herbst mit bewundernswürdiger Kunst und Vorsicht eine Lagerstätte oder Winterwohnung, legen sich hinein, und erstarren, bis die Wärme der Frühlingssonne sie wieder weckt, und in der Natur neue Nahrung für sie bereitet ist. Diese Erstarrung ist so stark, daß die warmblütigen Thiere, z. B. die Murmelthiere, während derselben nur eine unmerkliche Wärme behalten, und daß die Puppen vieler Insekten, die zu gleicher Zeit ihre Verwandlung bestehen, im Winter oft so durchfroren sind, daß sie wie Eiszapfen, oder Glas klingen, wenn man sie auf die Erde wirft. Dennoch aber lebt das darin schlafende Thier. Die mehresten Amphibien fallen in den Winterschlaf, aber unter den Vögeln wohl nur die Schwalben. Manche Thiere erstarren zwar nicht im Winter, legen sich aber im Herbste kunstvolle und gut verwahrte Vorrathskammern an, und tragen eine Menge von Nahrungsmitteln darin zusammen, wovon sie sich während des Winters nähren. So machen es z. B. die Maulwürfe. Ihr unterirrdischer Bau ist mit vielen Gängen durchschnitten, die alle mit einander in Verbindung stehen. Im Winter graben sie sich 5 bis 6 Fuß tief ein. Ihre eigentliche Wohnung ist ein sehr kunstreiches rundes Gewölbe, welches mit Moos, Mist, Stroh, Laub, Gras und zarten Wurzeln ausgelegt ist. Die Decke ist, nebst den Seitenwänden, fest zusammengedrückt, und künstlich geglättet. Unter dem Schnee wühlen sich die Maulwürfe lange Gänge, und graben den Würmern, Erdschnecken und Wurzeln nach. Die Hamster, welche eine ähnliche unterirrdische Wohnung anlegen, erstarren zwar im Winter, so bald Schnee

fällt, und bleiben bis zum März in dieser Erstarrung, sammeln aber doch im Herbste einen großen Vorrath von Korn, den sie nicht eher angreifen, bis auf dem Felde gar nichts mehr zu finden ist. Von diesem Vorrathe nähren sie sich bis zum Winterschlafe, und beim Erwachen, weil dann noch nichts für sie auf dem Felde da ist.

Manche Thiere, besonders Vögel, ziehen im Herbst in entfernte wärmere Länder, um nicht im Winter vor Kälte und Hunger umzukommen, und kehren im Frühling in ihre vorige Heimath zurück. So machen es z. B. die Lerchen, die Störche, die Kraniche u. a. Vögel.

Für ihre Jungen sorgen die Thiere mit außerordentlicher Liebe. Schon vor ihrer Geburt bereiten sie ihnen ein weiches und warmes Lager, und zwar gerade an einem solchen Orte, wo sich hinlängliches Futter für sie findet, und wo sie vor Ueberschwemmungen und anderen Gefahren gesichert sind. Einige Thiere bringen lebendige Junge zur Welt, und säugen sie an ihren Brüsten mit Milch (die Säugethiere); andere legen Eier, woraus die Jungen in kurzer Zeit vermittelst der Wärme hervorkommen, z. B. die Vögel, die Fische und die Insekten. Mit der größten Zärtlichkeit beschützen besonders die Weibchen ihre Jungen, und geben oft lieber ihr eigenes Leben hin, als daß sie die Jungen dem räuberischen Feinde überlassen.

Säugethiere.

Die Säugethiere sind größten Theils vierfüßige Thiere, aber es giebt auch unter ihnen solche, die sich auf 4 Händen fortbewegen, nehmlich die Affen, und andere, welche im Wasser leben, und daher statt der Füße Floßfedern haben, nehmlich die Wallfische, denn auch diese gebähren lebendige Junge, und säugen sie, gehören also eigentlich nicht zu den Fischen. — Der Körper der Säugethiere ist mit Haaren von sehr verschiedener Stärke, Länge und Farbe bedeckt, die auch bei einigen (z. B. bei den Schaafen und Pudeln) wie Wolle gekräuselt, oder als Borsten straff und struppigt sind (z. B. bei den Schweinen) oder die gar, wie beim Igel, steife Stacheln bilden. Bei manchen sind die

Haare am Halse sehr lang, und bilden eine Mähne, z. B. bei den Pferden; andere haben einen Bart, wie die Ziegen. Bei einigen Säugethieren ändert sich die Farbe der Haare mit dem Alter, z. B. bei den Seehunden, oder während des Winters, wie bei den Eichhörnchen, welche dann grau werden. — Die mehresten Säugethiere leben auf der Erde, und manche, wie z. B. die Affen und Eichhörnchen fast blos auf Bäumen; einige leben unter der Erde, z. B. die Hamster, und die Maulwürfe; andere bald auf dem Lande, bald im Wasser (die Biber und die Seebären); noch andere bloß im Wasser (die Wallfische). Die Finger und Zehen derjenigen Säugethiere, welche sowohl im Wasser als auf dem Lande leben, sind durch eine Haut verbunden, welche man die Schwimmhaut nennt, weil sie ihnen zum Schwimmen behülflich ist. Bei den Fledermäusen sind die langen fingerartigen Zehen der Vorderfüße durch eine zarte Haut verbunden, und daher können sie ein wenig fliegen oder flattern. Sie sind die einzigen fliegenden Säugthiere. Auf der Erde können sie nur kriechen. — Einige Säugthiere haben hornartige Hufe, nehmlich die Pferde und die Esel; viele haben gespaltene Klauen, z. B. die Schaafe und die Ochsen. Die mehresten gehen blos auf den Zehen, nur einige auf der ganzen Fußsohle. — Außer den Klauen und Zähnen haben viele Säugthiere auch noch Hörner erhalten, um sich gegen ihre Feinde zu wehren. Bei den Hirschen sind die Hörner wie Aeste eines Baumes gestaltet, und heißen Geweihe. Sie werden gewöhnlich in jedem Jahre abgeworfen, und dann durch neue ersetzt, welche mehr Enden haben, als die alten. Im Februar oder März verlieren die Hirsche ihr Geweih, und schon nach 3 bis 4 Monaten haben sie ein neues, welches anfangs sehr weich ist. Die größten Geweihe haben selten mehr, als 24 Enden. — Einige Säugethiere haben Beutel, z. B. die Affen, die Meerkatzen und die Hamster. Man nennt diese Beutel auch Backentaschen, weil sie an jeder Seite der unteren Kinnlade als häutige Taschen sitzen, und von diesen Thieren als Taschen gebraucht werden, um Nahrungsmittel darin fortzutragen. Bei einigen Beutelthieren

sitzen die großen häutigen Beutel am Bauche, und sind so groß, daß sich die Jungen darin verkriechen können, wenn sie saugen wollen. So ist es z. B. bei der Beutelratte. — Die Brauchbarkeit der Säugethiere ist außerordentlich groß und vielfach. Zum Reiten, Ziehen, Lasttragen, und zum Ackerbau dienen dem Menschen die Pferde, Maulthiere, Esel, Ochsen, Büffel, Rennthiere, Elephanten, Kameele und Hunde. Zur Jagd und zum Bewachen seines Eigenthums bedient sich der Mensch auch des Hundes. Die Katzen, die Igel, die Ameisenbäre, und mehrere andere Säugethiere vertilgen allerlei schädliche Thiere. Das Fleisch des Rindviehes, der Schaafe, Ziegen, Schweine, Hirschen, Haasen, Kaninchen, und in einigen Ländern auch das Fleisch der Pferde und Hunde, dient den Menschen zur Speise. Auch der Speck, das Schmalz, das Blut und die Milch der Thiere dient uns zur Nahrung. Aus dem Fette des Wallfisches wird der Fischthran gemacht, welcher so vielfach zu gebrauchen ist. Seine Zunge wiegt etliche tausend Pfund, und giebt 15 bis 20 Tonnen Thran. Die Lichter, mit welchen wir unsere Stuben erleuchten, sind aus dem Fette der Ochsen und Schaafe gemacht, welches Talg oder Unschlitt genannt wird. Die Seife besteht meistens aus Talg. — Vorzüglich groß und ausgebreitet ist der Nutzen, welchen die Häute und Felle der Säugethiere, ihre Haare, und besonders ihre Wolle den Menschen gewähren. Manche Felle werden so zubereitet, daß die Haare daran bleiben, und dann heißen sie Pelzwerke. Es ist das Geschäft des Kirschners, sie zuzubereiten. Das meiste Pelzwerk liefern uns, außer den Schaafen, die wilden Thiere, besonders die Füchse, Zobel und Hermeline. Die Häute der wilden Schweine und Seehunde werden zum Beschlagen der Koffer gebraucht. Wenn den Häuten der Thiere die Haare genommen, und sie weich und geschmeidig gemacht worden sind, so werden sie Leder genannt. Mit der Zubereitung des Leders beschäftigen sich der Lohgärber, Weißgärber und Pergamenter; sie benutzen dazu vorzüglich die Häute der Ochsen, Kälber, Schaafe, Rehe und Ziegen. Saffian, ein schönes glänzendes Leder, wird aus Ziegenfellen,

und Corduan aus Bocksfellen gemacht. — Auf mannichfaltige Weise wird das Haar der Thiere, und insbesondere die Wolle der Schaafe zur Bekleidung des Menschen benutzt. Die Haare der Kühe, Kälber und Pferde werden nicht blos zum Auspolstern der Stühle, Sopha's, und Matratzen, sondern auch zur Verfertigung einer Art von Pantoffeln (Bärlatschen) und zur Bereitung des Haartuches gebraucht, dessen feinere Arten einigen Menschen zur Bekleidung, so wie die gröbern zum Einpacken kostbarer Waaren dienen. Von Kameel-Haaren werden Hüte, auch wohl Kamelotte verfertigt, und aus den Haaren der Angorischen Ziege wird das Kameelgarn gemacht, welches zur Verfertigung verschiedener schöner Zeuge dient. Aus Pferdehaaren wird ein glänzendes Zeug verfertigt, mit welchem man Stühle überzieht. Auch zur Beziehung der Violinbogen werden die Pferdehaare benutzt. Aus den Haaren der Haasen, Kaninchen, Ziegen, Hunde und Biber verfertigt der Hutmacher grobe und feine Hüte. Aus Schaafwolle macht man auf dem Weberstuhle folgende Zeuge: Damis, Serge, Rasch, Chalons, Kamelot, Frieß, Flanell, Molton, Plüsch und Velbel. — Die Borsten der Schweine gebraucht der Bürstenbinder. Die Geweihe, die Hörner, die Zähne (besonders Elephantenzähne oder Elfenbein) und die Knochen der Säugethiere werden von dem Drechsler auf allerlei Art verarbeitet. Aus den Sehnen und Knochen wird Tischlerleim gekocht. Aus den Därmen macht man Saiten. Der Mist wird auf den Acker gebracht, und dient zur Düngung (Fruchtbarmachung) desselben. In holzarmen Gegenden bedient man sich auch des trockenen Mistes zur Feuerung.

Vögel.

Die Vögel kommen in Ansehung ihrer Bildung darin mit einander überein, daß sie alle zwey Füsse, zwei Flügel, einen hornichten Schnabel und einen mit Federn bedeckten Körper haben. Die Federn fallen ihnen zwar in einer bestimmten Jahreszeit aus, aber es wachsen sogleich andere wieder. Man nennt dieß das Mausern der Vögel. Die stärksten Federn sind in den Fittigen

(Flügeln) und im Schwanze. Jene heißen Schwungfedern, und diese Steuerfedern (warum?) Einige Vögel haben gar keine Schwungfedern, und können daher nicht fliegen, sondern nur flattern, z. B. der Strauß, der Kasuar und die Pinguine. Die mehresten Vögel leben auf Bäumen, einige im Wasser, sehr wenige blos auf der Erde (welche?) und kein einziger unter der Erde. Manche haben freie, unverbundene Zehen; bei andern sind die Zehen durch eine Schwimmhaut verbunden, z. B. bei den Gänsen, Enten, Schwänen u. a. Sehr viele Vögel verändern ihren Aufenthalt in gewissen Jahreszeiten, und heißen daher Strich- oder Zugvögel. Sehr merkwürdig ist es, daß sie, nach einer so langen Abwesenheit, immer ihre alten Nester wieder finden. Die Drosseln und Krammetsvögel ziehen in unzählbaren Schaaren nach Italien, und halten dort Nachlese in den Weinbergen. Die Lerchen ziehen am spätesten von uns weg. Kein einziger Vogel hat Zähne, sondern diese Thiere müssen ihre Speise entweder mit dem Schnabel zerbeißen, oder ganz verschlucken. Bei denjenigen Vögeln, welche Saamen fressen, und ihn ganz verschlucken, geht die Speise nicht sogleich in den Magen, sondern wird zuvor im Kropfe oder Vor-Magen eingeweicht. Sehr viele Vögel verschlucken kleine Kieselsteine, und auch diese befördern die Verdauung der Speisen. Verschiedene fleischfressende Vögel, wie die Eulen, die Eisvögel u. a. können die Knochen, Haare und Gräten der kleinen Thiere, welche sie verzehrt haben, nicht verdauen, sondern geben sie, in eine runde Kugel geballt, nach der Mahlzeit wieder von sich. Der Schnabel dient den Vögeln nicht blos zum Beissen, sondern auch zum Putzen der Federn, zum Bau ihrer Nester, zum Eintragen des Futters, zur Vertheidigung, und bei einigen, z. B. bei den Papageien, sogar zum Klettern. Wenn die Vögel sich gebadet haben, so drücken sie mit dem Schnabel die Fettdrüsen am Steiße, aus welchen dann ein feines Oel dringt, und nun ziehen sie die Federn durch den mit Oel benetzten Schnabel, oder bestreichen sie mit den Zehen, woran ebenfalls Oehl sitzt. Das Gesicht ist bei den Vögeln überaus scharf. Die Henne bemerkt ei-

nen Habicht in einer Entfernung, wo ihn kein menschliches Auge erblickt, und die Rothschwänzchen sehen auf dem Gipfel des höchsten Baumes das kleinste Insekt sich bewegen. Die Eulen sehen des Nachts am schärfsten, und ihre Augen leuchten. Andere Vögel haben einen überaus scharfen Geruch, z. B. die Elstern, welche bei hartem Froste eine unter der Erde verborgene Made riechen. — Die Vorsicht und Klugheit, mit welcher die Vögel ihre Nester gerade an solchen Orten anlegen, wo sie am leichtesten ihre Bedürfnisse befriedigen, und sich gegen ihre Feinde schützen können, ist höchst bewundernswürdig, so daß man ihnen fast menschliches Nachdenken und verständige Ueberlegung zutrauen möchte. Eben so vorsichtig wählt jede Gattung die Bau-Materialien zu ihrem Neste. Diejenigen Vögel, welche in heißen Himmelsstrichen, oder an schattichten Orten nisten, nehmen zu ihrem Bau nur leichten und einfachen Stoff, z. B. Zweige, Wurzeln, Heu, Stroh, Schilf und Laub. Andere aber nehmen, außer diesen Materialien, noch Lehm, Mist, Moos, Haare, Wolle, u. dgl. m. Das Weibchen ist gewöhnlich die Baumeisterin; nur bei den Schwalben verstehen sich beide Geschlechter auf das Nesterbauen. Die Gestalt der Nester ist bald mehr, bald weniger künstlich. Manche Vögel, wie die Schnepfen, Trappen, Kibitze u. a. machen sich blos ein einfaches Lager von Reisholz und Strohhalmen auf der platten Erde; andere bereiten sich ein kunstloses Bette in den Löchern der Mauern, in den Spalten der Berge, und in hohlen Bäumen, z. B. die Spechte, Heher, Dohlen, Wiedehopfe, Sperlinge u. a. Sehr viele, besonders unter den Hühnern, Tauben und Singvögeln geben ihrem Neste die Gestalt einer Halbkugel oder einer Schüssel; andere, wie der Zaunkönig, die Gestalt eines Backofens, noch andere die Form eines Beutels. — Wenn das Nest gebaut ist, so legt die Mutter ihre Eier hinein. Die Zahl der Eier ist bei den verschiedenen Gattungen der Vögel sehr verschieden. Viele Wasservögel legen jedesmal nur ein einziges Ei, die mehresten Tauben legen zwei, die Möven drei, die Raben vier, die Finken fünf, die Schwalben 6 bis 8 Eier. Rebhühner und Wachteln

legen wohl vierzehn, und die Haushühner mehr als 50 Eier, wenn man sie gut füttert, und ihnen die Eier nach und nach wegnimmt. Nimmt man sie ihnen nicht weg, so bebrüten sie die Eier, d. h. sie setzen sich darauf, und bleiben so lange darauf sitzen, bis die Küchelchen die Schaale des Eies durchbrechen, und auskriechen können. Dieß geschieht bei den Hühnern am Ende des ein und zwanzigsten Tages; aber schon am neunzehnten Tage giebt das Hühnchen in dem Eie einen Laut von sich. — Manche Vögel werden sehr alt. Die Adler und Papageien können ein Alter von 100 Jahren erreichen; und die Schwäne sollen 200 bis 300 Jahr alt werden. Gänse, Finken, Stieglitze und Tauben werden über 20 Jahr alt.

Der Nuzzen, den die Vögel sowohl in der Natur überhaupt, als besonders für den Menschen stiften, ist überaus groß. Verschiedene Raubvögel, z. B. Geier und Raben, verzehren das Aas, welches durch seine Ausdünstung die Luft vergiften würde. Die Krähen, die Würger, und andere Vögel fressen viele Feldmäuse weg, deren zu große Vermehrung leicht Mißwachs verursachen würde. Unzählige schädliche Insekten werden von Vögeln vertilgt, und die Erfahrung hat gelehrt, daß die gänzliche Ausrottung mancher für schädlich gehaltenen Vögel, z. B. der Sperlinge und Krähen, die Folge hatte, daß das Ungeziefer sich unglaublich vermehrte, und unersetzlichen Schaden anrichtete. Die Störche und Reiher vermindern die Frösche, Schlangen und Eidechsen. Die Enten reinigen die Gärten von schädlichen Schnecken; die Sperlinge, Meisen und Schwalben verzehren eine große Menge der schädlichsten Raupen, Insekten und Würmer. Unzählige Vögel sind geschäftig, das Unkraut zu vertilgen, und leisten dadurch den Menschen einen sehr großen Dienst. Andere sorgen für die Vermehrung und Fortpflanzung nützlicher Thiere und Gewächse auf eine höchst merkwürdige Art. Wir wundern uns oft darüber, daß auf den höchsten Mauern, und auf steilen Felsen, wohin kein Mensch kommen kann, Weidenbäume und große Sträucher des Vogelbeerbaumes stehen; die Drosseln haben sie dahin gepflanzt. Sie verschlucken nähmlich die Saamenkör-

ner, geben sie unverdaut wieder von sich, und verpflanzen sie eben dadurch, an Oerter, welche keine Menschenhand erreichen kann. Auf ähnliche Art tragen die wilden Gänse bei ihren Zügen den Fischrogen in entfernte Teiche über. Die Seevögel düngen durch ihren Mist kahle Felsenklippen und Küsten, worauf nachher manche nutzbare Pflanze fortkommt. Für den Menschen insbesondere sind die Vögel freilich nicht in dem Grade brauchbar, wie es die Säugthiere sind, allein sie gewähren ihm doch auch verschiedene eigenthümliche Vortheile. Er benutzt das Fleisch, die Eier und das Fett von vielen, z. B. von den Gänsen, Enten und Hühnern, zu seiner Nahrung, und gebraucht ihre Federn zum Ausstopfen der Betten, zum Schreiben, zu Pinsel, Futteralen, zu Pfeilen, Angeln und zum Putze. Auch zur Härtung des Stahles, zur Bekielung musikalischer Instrumente, in Apotheken zum Filtriren, und auf manche andere Art sind die Vogelfedern nutzbar.

Der Schade, den die Vögel anrichten, ist unbedeutend, wenn man ihn mit den Vortheilen vergleicht, welche sie uns verschaffen. Einige Raubvögel, z. B. der Condor (der größte unter allen fliegenden Vögeln), der Lämmergeier u. a. tödten Füllen, Kälber, Ziegen und Schaafe. Der Fischadler und viele Wasservögel sind den Fischen verderblich, und besonders ihrem Laich. Die Falken, Habichte, Sperber, Neuntödter und Elstern stellen dem Hausgeflügel nach, und würgen es. Auch die Störche, welche von abergläubischen Menschen für segenbringende Thiere gehalten werden, sind sehr schädliche Raubvögel; denn sie fressen nicht blos Frösche, Schlangen, Heuschrecken, Feldmäuse und Maulwürfe, sondern auch junges Federvieh, Lerchen, Bienen, Fische und Fischlaich. Die Sperlinge und andere Singevögel schaden der Saat, den Weintrauben und den Obstbäumen. Auch werden nicht blos brauchbare Gewächse, sondern es wird eben so wohl wucherndes Unkraut durch die Vögel verpflanzt.

Amphibien.

Die Amphibien unterscheiden sich vorzüglich dadurch von den Säugethieren und Vögeln, daß sie

kein warmes Blut haben. Ihr Körper ist daher beständig kalt. Von den Fischen unterscheiden sie sich dadurch, daß sie durch Lungen Luft schöpfen. Merkwürdig ist es, daß sie das Athemholen sehr lange entbehren können, daher z. B. Kröten in einem engen Baumloche, und sogar mitten in Steinblöcken, wo sie wie eingemauert sitzen, geraume Zeit leben. Auch ein sehr hoher Grad von Hitze und Kälte tödtet sie nicht, denn man hat Beispiele von Fröschen, welche in dichte Eisschollen eingefroren waren, und doch noch lebten, als das Eis geschmolzen war. Die meisten Amphibien geben eine Stimme von sich, z. B. die Frösche quacken; einige aber z. B. die grünen Eidexen, scheinen gänzlich stumm zu seyn. Sie haben eine sehr verschiedene Bildung, denn einige sind vierfüßig, wie die Schildkröten, Frösche und Eidexen, andere haben einen langgestreckten, röhrenförmigen, dünnen Körper, ohne Füße und ohne irgend ein äußeres Bewegungswerkzeug, z. B. die Schlangen. Diese können sich nur dadurch von einem Orte zum andern bewegen, daß sie ihren Körper zusammenziehen und wieder ausstrecken. — Einige Amphibien haben eine knöcherne Schaale zu ihre Bedeckung erhalten, andere hornartige Reifen oder zahlreiche kleine Schilde, oder Schuppen; noch andere haben eine nackte, nur mit Schleim überzogene Haut, z. B. die Laubfrösche. Die mehresten häuten sich von Zeit zu Zeit. Merkwürdig ist es, daß manche Amphibien plötzlich ihre Farbe ändern, wie z. B. der Laubfrosch und verschiedene Eidexen, besonders das Chamäleon. Daher ist es gekommen, daß man von einem veränderlichen Menschen sagt: er sey ein wahres Chamäleon. Einige Eidexen und Schlangen haben eine überaus schöne bunt gefleckte Haut. Die Nahrung der Amphibien, besonders der Schildkröten und der Schlangen, ist sehr mannichfaltig. Manche nähren sich blos von einigen Gattungen lebender Insekten. Fast alle Amphibien können bewundernswürdig lange fasten. Ein Salamander kann mehrere Monate lang ohne Speise leben, und man bemerkt nicht einmal, daß er dabei beträchtlich abzehrt. Von Schildkröten weiß man, daß sie gegen anderthalb Jahre ohne alle Nahrung ausdauern

können. — Noch bewundernswürdiger, als diese Zähigkeit ihres Lebens, ist die Schnelligkeit, mit welcher den Amphibien verlohrene Glieder wieder wachsen. Einem Wassermolch, dem man ein Auge ausschnitt, wuchs innerhalb 10 Monaten ein neues, nur etwas kleineres Auge wieder. — Einige Amphibien, vorzüglich einige Schlangen-Arten, haben ein Gift bei sich, womit sie sich gegen ihre Feinde vertheidigen. — Wahrscheinlich bringen alle Amphibien ohne Ausnahme die kälteren Wintermonate in einer Erstarrung zu, und zwar zum Theil in großen Haufen, wie z. B. die Frösche und Salamander. Fast alle Amphibien legen Eier; aber manche, besonders unter den Schlangen, geben die Eier nicht eher von sich, als bis das darin befindliche Junge beinahe seine völlige Ausbildung erhalten hat. Sie wachsen sehr langsam, leben aber auch zum Theil sehr lange. Man hat Beispiele, daß Schildkröten über 125 Jahre gelebt haben, und wahrscheinlich können also die Schlangen und Krokodille noch älter werden. Der Krokodill ist unter allen den Thieren, welche im süßen Wasser, d. h. in Seen und Flüssen leben, das größte, denn er erreicht eine Länge von 50 Fuß. Er tödtet Menschen und größere Thiere. Das Weibchen legt gegen 100 Eier, welche kaum die Größe eines Gänse-Eies haben. — Die Schildkröten leben theils im Meere, theils in Flüssen. Die Riesen-Schildkröte ist länger und größer, als ein Ochse, wiegt zuweilen 8 Centner, und kann Lasten von mehreren Centnern auf ihrem knöchernen Rücken forttragen. Alle Schildkröten sind nehmlich mit einer knöchernen, sehr festen Schaale bedeckt, deren Obertheil mit breiten hornartigen Schuppen (Schildplatt) belegt ist. Diese Schuppen sind bei manchen Gattungen so stark und schönfärbig, daß sie zu allerlei Kunstsachen, besonders zu Dosen und Uhrgehäusen, verarbeitet werden. Die See-Schildkröte legt mehrere 100 Eier, und hat ein sehr schmackhaftes Fleisch. Die Kröte ist nicht giftig. Die grünen Wasserfrösche sind schlau und muthig. Sie verzehren Mäuse, Sperlinge, und selbst junge Enten. Sogar über große Hechte werden sie Herr. Sie sind eßbar. Die Schlangen leben theils im Wasser, theils auf der Erde, theils auf

Bäumen. Es giebt Schlangen von 40 bis 50 Fuß Länge. Sie können Thiere verschlingen, welche weit dicker als sie selbst sind, weil ihre Kinnladen sich sehr weit ausdehnen, aber kauen können sie nicht.

Fische.

Die Fische unterscheiden sich durch ihre mit Gräten versehenen Flossen und durch den Mangel der Lungen von allen übrigen Thieren. Statt der Lungen haben sie Kiefern oder Kiemen erhalten. Die Flossen oder Floßfedern bestehen aus knorpeligen Gräten, welche durch eine feine Haut mit einander verbunden sind. Sie sitzen am Rücken, am Schwanz, an der Brust und am Bauche, und vermittelst dieser verschiedenen Flossen können sich die Fische sehr mannichfaltig und schnell bewegen. Die Kiemen liegen an beiden Seiten des Kopfs, und bestehen aus feinen Fasern, welche an Gräten sitzen. Mehrere große Schuppen, welche die Form eines halben Mondes haben, bedecken die Oeffnungen der Kiemen, und heißen daher Kiemen-Deckel. Indem der Fisch durch den Mund Wasser einsaugt, drückt er die Kiemen-Oeffnungen so lange zu, bis die in dem Wasser enthaltene Luft in die feinen Blut-Gefäße, welche in den Kiemen liegen, eingedrungen ist; durch die Kiemen-Oeffnung geht sie dann wieder fort. — Der Körper der Fische ist mit hornartigen Blättchen (Schuppen) bedeckt, welche noch mit einem besonderen Schleim überzogen sind. In dem Bauche der Fische befindet sich eine Blase, welche das Schwimmen erleichtert, und daher die Schwimmblase heißt. Manche Fische halten sich nur in Seen, Flüssen und Teichen, andere nur im Meere auf. Die letztern werden Seefische genannt. Der Aal und die Muräne können auch einige Zeit im Trocknen aushalten. Manche Fische können sogar in warmen Quellen ausdauern. Die Eier, welche die Fische von sich geben, heißen Rogen, wenn sie noch in dem Leibe des Fisches sitzen; hat sie der Fisch schon von sich gegeben, so werden sie Laich genannt. Beim Laichen oder Eierlegen kommen viele Fische an das Ufer, um im Schilfgrase oder an Klip-

pen ihre Eier zu legen, wo sie dann durch die Sonnenwärme ausgebrütet werden. Die meisten Fische leben von Wasserpflanzen, kleinen Thieren, und allerlei Unrath. Einige sind Raubfische; diese nähren sich von andern Fischen, und haben deswegen Zähne in den Kinnladen. Die Häringe, und einige andere Fische machen zu bestimmten Jahreszeiten in unermeßlichen Schaaren weite Züge im Meere. Ein besonders merkwürdiger Fisch ist der Aal. Er lebt mehrentheils vom Raube. Der gemeine Aal oder der Fluß-Aal kann nur sehr kleine Fische verschlingen, und lebt daher meistens von Würmern, Insekten und Fisch-Laich. Er liegt bei Tage und während der Winterzeit im Schlamme, und geht des Nachts aufs Land, wo er sich die Erbsen und den jungen Weizen sehr wohl schmecken läßt. Die Fluß-Aale werden an 30 Pfund schwer, und gebähren lebendige Junge. Der Zitter-Aal, welcher in unseren Flüssen nicht gefunden wird, bringt demjenigen, welcher ihn berührt, eine heftige Erschütterung bei. Dieß findet auch noch bei einigen andern Fischen statt. — Die Schollen haben beide Augen an einer Seite des Kopfs. — Der Lachs gehört zu den Zug-Fischen, und wird bis 70 Pfund schwer. Er zieht aus dem Meere weit in die Flüsse hinein, sobald der Frühling gekommen ist. Im Herbste kehrt er wieder in das Meer zurück. — Der Hecht ist ein sehr gefräßiger Fisch, und wird bis 12 Pfund schwer. Er frißt Frösche, Mäuse, und viele Fische, besonders die Karauschen. Der Karpfen wird an 2 Ellen lang, bis 30 Pfund schwer, und kann 100 Jahr alt werden.

Insekten.

Die beiden letztern Klassen oder Abtheilungen des Thierreichs, die Insekten und die Würmer, unterscheiden sich schon dadurch von den vorhergehenden, daß sie kein rothes Bluth, sondern statt dessen einen weißlichen Saft in ihrem Körper haben. Ihren Namen haben die Insekten daher, weil Kopf, Brust und Hinterleib an ihnen wie durch Einschnitte von einander abgesondert sind, ja bei den mehresten fast nur durch einen Faden mit einander ver-

bunden

bunden zu seyn scheinen; denn Insekten bedeutet so viel, als Thiere mit Einschnitten. Außerdem unterscheiden sie sich noch durch die Fäden, welche sie an der Stirn tragen (Fühlhörner), und durch die Zahl ihrer Füße, denn sie haben wenigstens sechs; manche aber auch 12, 20, ja bis 100 und 150 Füße. Es ist übrigens ein großer Unterschied unter den Insekten, schon in Ansehung der Bedeckung ihres Körpers. Sehr viele, z. B. die Käfer, sind mit einer hornartigen Decke überzogen, unter welcher ihre kleinen Flügel liegen; andere sind mit feinen Haaren bedeckt; bei den Schmetterlingen und einigen andern Insekten sind die Flügel mit kleinen Federchen, oder vielmehr mit Schuppen versehen, die zum Theil von den schönsten Farben sind, so wie sich überhaupt unter den Insekten Thiere von unbeschreiblicher Schönheit finden. — Die Fühlhörner sind den Insekten als Werkzeuge des Gefühls sehr nützlich, besonders deswegen, weil sie ihre Augen nicht bewegen können, und weil ihre harte äußere Decke ganz unempfindlich ist. — Fast auf allen Thieren sind Insekten anzutreffen, und sogar unter den Insekten giebt es einige, z. B. Käfer und Bienen, auf welchen andere Insekten, nehmlich Milben und Läuse, sich befinden. Auch giebt es nur sehr wenige Gewächse, auf welchen nicht irgend eine Art von Insekten ihre Wohnung und ihren Aufenthalt hätte; ja manche unter ihnen, z. B. die Eichen, werden von mehr als 100 verschiedenen Gattungen von Insekten bewohnt. — Nur wenige Insekten leben in gemeinschaftlicher Verbindung. Manche, die in zahlreicher Gesellschaft aufgewachsen sind, wie z. B. die Spinnen, zerstreuen sich bald nachher, und leben einsiedlerisch. Die mehresten Insekten bauen sich überaus künstliche Wohnungen oder Gehäuse, oder sie spinnen sich ein, um ihren langen Todesschlaf zu bestehen. Bewundernswürdig ist die Kunst, mit der sich einige Arten von Insekten ihre Nahrung zu verschaffen wissen. Wer kann ein Spinnegewebe betrachten, ohne über die Kunst des kleinen Thieres zu erstaunen? Eben so erstaunenswürdig ist die trichterförmige Fallgrube, welche der Ameisenlöwe, ein Insekt von der Größe einer Fliege, in lockerem Sandboden zu machen weiß.

Er scharrt sich selbst unten bis an den Hals in den Sand, und lauert nun auf die Ameisen, welche unversehens an den Rand seiner Grube kommen, und mit dem lockern Sande hinabfallen. — Höchst merkwürdig sind die Gebäude, welche die weißen Ameisen, die in Afrika und Amerika gefunden werden, aus Thon und Lehm aufführen. Sie sind kegelförmig, meist mit mehreren Spitzen besetzt, inwendig hoch ausgewölbt, oft 10 bis 12 Fuß hoch, und zuweilen so zahlreich bei einander angelegt, daß sie in der Ferne das Ansehen eines Dorfs haben. Die Wände sind mit großen weiten Gängen durchzogen, aber doch so fest gewölbt, daß sie mehrere Menschen tragen. — Eben so merkwürdig ist die Wohnung der Bienen, der Bienenstock mit seinen künstlichen Zellen, die keine Menschenhand so regelmäßig nachzubilden im Stande wäre. — Bei der Art, wie sich die Insekten nähren, ist es sehr auffallend, daß sie nicht blos essen sollen, um satt zu werden, sondern um zugleich Aas aufzuzehren, oder um andere schädliche Insekten zu vermindern, oder um Unkraut zu vertilgen; denn ihre Eßlust ist ganz außerordentlich groß, und sie sind recht eigentlich gefräßig. Eine Raupe verzehrt in 24 Stunden dreimal mehr, als sie wiegt. — Die mehresten Insekten legen Eier, welche die Mütter nach einem bewundernswürdigen Instinkt immer aufs genaueste an solche Orte legen, wo die künftige Brut am leichtesten und sichersten ihre Nahrung finden kann. Manche legen z. B. ihre Eier nur in den Körper lebendiger Insekten anderer Art, in Raupen, oder in Puppen, oder gar in die Eier anderer Insekten. Nur wenige Insekten gebähren lebendige Junge. Die geflügelten Insekten nehmen mehrere Gestalten an, ehe sie dem Thiere ähnlich werden, aus welchem sie entstanden sind. Diese Veränderung der Gestalt nennt man die Verwandlung der Insekten. Eigentlich ist es keine Verwandlung, sondern es kommen dabei nur diejenigen Theile zum Vorschein, welche so verhüllt sind, daß man sie zuvor nicht bemerken konnte. Das Thierchen, welches aus dem Eie kriecht, heißt die Larve. So sind die Raupen-Larven aus Schmetterlingseiern; die Engerlinge sind Larven von Maikä-

ser, viele Maden sind die Larven verschiedener Fliegen-Eier. Diese Larven thun nichts, als Fressen, und streifen einigemal ihre Haut ab (häuten sich), worauf sie eine neue erhalten. Nach einiger Zeit verfertigen sie sich eine Hülle, in welcher sie gewöhnlich still und ruhig liegen, ohne zu fressen. In dieser Gestalt heißen sie Puppen oder Nymphen. Während der Zeit, da sie so ganz fühllos und erstarrt in ihrer Hülle vergraben zu seyn scheinen, geht mit ihnen die große bewunderswürdige Veränderung vor, durch welche sie aus Larven vollkommene Insekten werden, und zu einer bestimmten Zeit bricht das neue Insekt aus seiner Hülle hervor. In diesem Zustande wachsen sie nicht mehr, fressen wenig oder gar nicht, und leben oft nur einige Stunden, nachdem sie zuvor ihre Bestimmung erfüllt, und ihr Geschlecht durch Eierlegen fortgepflanzt haben. — Einige Insekten sind eßbar, z. B. die Krebse und die großen Heuschrecken, welche aber bei uns nicht gefunden werden. Die Seidenraupe ist dem Menschen durch ihr schönes Gespinnst überaus nützlich, denn es läßt sich in einem langen Faden abwickeln, und giebt die brauchbare Seide. Nach jener Häutung wird sie größer, und einige Tage nach der vierten Häutung spinnt sie sich ein. Das äußerste Gewebe, welches sie den ersten Tag spinnt, ist sehr unordentlich; es giebt die Floretseide. Am zweiten Tage spinnt sie ihre zweite Hülle, aus welcher man ordentliche Fäden erhält; zuletzt kommt noch ein dichter Filz. In dieser Hülle nennt man die Seidenraupen Kokons. Sie werden in einem Backofen oder in heißem Wasser getödtet, und dann wird das Gespinnst abgehaspelt. Einige tödtet man nicht, und aus diesen bricht, nach etwa 3 Wochen, ein weißer Schmetterling hervor, welcher Eier legt und stirbt. — Die Bienen gehören ebenfalls zu den Insekten, welche dem Menschen unmittelbar nützlich sind. Unsere Hausbienen leben in Bienenkörben, oder Bienenstöcken, die wilden leben in hohlen Bäumen. In jedem Bienenstocke finden sich dreierlei Arten von Bienen, die äußerlich und innerlich sehr verschieden sind, nehmlich eine Königinn oder der Weisel, Arbeitsbienen und Drohnen. Die Königinn hält die ganze

Gesellschaft zusammen, und erhält Ordnung und Thätigkeit in derselben. Sie allein legt Eier, aus welchen alle übrige Bienen entstehen. Die Arbeitsbienen sind kleiner, als die Königinn, und ihrer sind 20 bis 60000 in jedem Stocke. Die Drohnen sind männliche Bienen, und unter allen die größten. Es sind ihrer 1600, und sie haben keinen Stachel. Wenn die Arbeitsbienen eine neue Wohnung bereiten wollen, so sammeln sie erstlich eine Art Kütt, den sie von den klebrigen Knospen abnagen, und an ihre Füße kleben. Damit werden alle Ritzen und Fugen des Stockes bis auf die Fluglöcher verstrichen. Dann holen sie Materialien zum Wachse herbei. Dieß ist der Blumenstaub von unzähligen Blumen und Blüthen. Sie benetzen ihn, und verzehren ihn dann. Erst in ihrem Magen verwandelt er sich in Wachs; so schwitzen sie ihn wieder aus, und verfertigen davon die regelmäßigen sechseckigten Zellen. Diese dienen theils zur Aufbewahrung des Honigs, theils zu Nestern für die Brut. Die gefüllten Zellen verschließen sie mit einer feinen Wachsdecke, damit der flüssige Honig nicht heraus rinne. Vermittelst ihres kleinen Rüssels saugen sie den süßen Saft aus den Blumen ein, schlucken ihn hinunter, und verarbeiten ihn im Honigmagen, der wie eine kleine Blase aussieht, und worin der Saft zu Honig wird. Die Königin legt in jede Zelle ein Ei, und den ganzen Sommer hindurch 30 bis 40000. Zuerst legt sie die Eier, woraus Arbeitsbienen kommen, dann die zu den Drohnen, und endlich noch 10 Eier, woraus Königinnen werden, in besonders dazu gebaute Zellen. In einigen Tagen entsteht aus dem Ei eine Made. Diese wird von den Bienen sorgfältig mit einem Brei gefüttert, bis sie sich, nach etwa 8 Tagen, einspinnt. Dann verschließen die Bienen die Zellen mit einem Wachsdeckel. Nach einigen Häutungen ist binnen 14 Tagen das Thierchen eine Biene, bricht durch den Wachsdeckel hervor, wird mit Honig gefüttert, und fliegt nach einigen Stunden mit den übrigen aus. Wenn sich in einem Stocke die Bienen zu sehr vermehrt haben, und besonders wenn mehrere junge Königinnen da sind, so wird ein Theil davon ausgetrieben. Diese nennt man einen Schwarm.

Sie folgen der Königinn, hängen sich da, wo sie sich hinsetzt, in einem kegelförmigen dicht zusammengedrängten Haufen an, werden so in einem leeren Bienenkorbe aufgefangen, und fangen sogleich an, sich anzubauen. Sind mehrere Königinnen in den neuen Stock gekommen, so findet man die überflüssigen am andern Tage getödtet vor dem Stocke liegen, denn nur eine kann herrschen. Dieß geschieht im Mai und Juni. Im August, wenn die Brutzeit vorbei ist, fallen die Arbeitsbienen über die Drohnen her, und tödten sie. Sobald die Fröste im Spätherbste eintreten, verfallen die Bienen, wie die meisten Insekten, in den Winterschlaf, aus dem sie, wenn die Kälte anhält, erst zu Anfange des Frühlings erwachen. — Auch die fleißigen Ameisen gehören zu den geselligen Insekten.

Würmer.

Die Würmer haben zwar auch ein weißlichtes kaltes Blut, wie die Insekten, aber keine Fühlhörner und keine eingelenkte Bewegungswerkzeuge. Ihr Körper ist mehrentheils weich, ganz ohne Knochen, schleimig und nackt d. h. ohne Haare, Schuppen und Stacheln. Viele Würmer wohnen in einem festen knochenartigen Gehäuse, welches ihnen angebohren ist, z. B. die Schnecken und die Austern. Statt der Fühlhörner haben viele Würmer sogenannte Fühlfäden am Kopfe, die bei einigen von beträchtlicher Länge sind. Bei vielen Schnecken-Arten sitzen vorn die Augen daran. Manche Würmer haben einen so einfachen Körperbau, daß man gar keine Gliedmaßen an ihnen unterscheiden kann. In Ansehung der Größe sind sie außerordentlich verschieden. Es giebt Muschel-Thiere (Conchylien), die gegen 6 Centner wiegen, und dagegen wieder Würmchen, welche man nur durch ein Vergrößerungsglas erblickt. Die meisten Würmer halten sich im Wasser auf, einige leben blos unter der Erde, und viele blos in dem Körper anderer Thiere, und in den Eingeweiden der Menschen, z. B. die Darmwürmer. Manche Arten der Würmer findet man zwar in großen Haufen bei einander, wie z. B. die Austern, aber sie leben doch in kei-

ner geselligen Verbindung. Ihre Nahrung suchen die Würmer in allen drei Reichen der Natur, denn manche fressen auch Erde und Kalk. Viele derselben, besonders unter den Schnecken, und auch die Blutigel können ausnehmend lange fasten. Einige legen Eier, andere bringen ihre Jungen lebendig zur Welt. Merkwürdig ist das zähe Leben vieler Würmer, und die Wieder-Erzeugungskraft, welche man an ihnen bemerkt. Man kann nehmlich manche unter den Würmern zerschneiden, ohne daß sie sterben, und nach kurzer Zeit wachsen die abgeschnittenen Theile wieder, wie die Haare und Nägel bei den Menschen. — Unter den Conchylien sind viele eßbar, und manche dienen den Seefahrern und den Bewohnern der Meeresküste zu einer Hauptnahrung. Aus dem Safte der Blackfische kann man Tinte machen. Der Bast der Steckmuschel giebt eine Art braune Seide, die sich sehr gut verarbeiten läßt. Mehrere Muschel-Arten enthalten die kostbaren Perlen, und geben das schöne Perlenmutter, woraus man Knöpfe und Dosen macht. Der Badeschwamm ist wahrscheinlich das Gehäuse eines Wurmes. Unzählige Conchylien werden zu Kalk gebrannt.

2. Das Pflanzenreich oder Gewächsreich.

Unter dem Namen Pflanzen oder Gewächse versteht man: Bäume, Sträucher, Kräuter, Gräser, Schwämme und Moose.

Die Bäume haben einen Stamm, starke Wurzeln, Aeste, Zweige, Knospen, Blüthen, Blätter und Früchte. Die Rinde (Borke) schützt den Stamm. Unter der Rinde liegt der Bast, und unter diesem das weiche Holz, welches man Splint nennt. In dem festen Holze ist das Mark eingeschlossen. Ein Strauch treibt mehrere schwache Stämme aus der Wurzel. Diejenigen Bäume, welche eßbare Früchte tragen, werden Obstbäume, und alle übrige, von welchen man nur das Holz gebrauchen kann, Forstbäume oder Waldbäume genannt. Auch einige Sträucher tragen eßbare Früchte. So wachsen z. B. die Haselnüsse, Stachelbeeren, Johannisbeeren, Berberis-Beeren und

Himbeeren, auch die Weintrauben an Sträuchern. Die Waldbäume sind entweder Laubhölzer oder Nadelhölzer. Die letztern haben sehr schmale und spitzige Blätter, welche man Nadeln nennt, weil sie wie Nadeln stechen. Unter den Laubhölzern sind die Eichen und die Buchen die größten und stärksten Bäume. Auch der Baum, dessen Rinde der Kork ist, woraus wir Pfröpfe machen, ist ein Eichbaum. Das Buchenholz braucht der Tischler lieber, als der Zimmermann. Es ist das beste Brennholz, giebt sehr gute Asche, und wird auch vom Stellmacher benutzt. Die Bucheckern dienen zur Mast, und geben ein gutes Oehl. Die Hainbuche wird zu Lust = Hecken gebraucht. Ihr zähes Holz giebt gute Dreschflegel, Rollen und Stampfen. Auch das Holz der Birke ist sehr brauchbar. Es giebt gute Kohlen, und ist auch ein gutes Nutzholz. Die Birkenrinde ist fast unverweslich. Birkenwasser giebt ein weinartiges Getränk. Aus den Blättern wird das Schüttgelb gemacht, und aus dem Ruß die Buchdrucker = Schwärze. Aus den Birkenreisern werden die nützlichen Besen gemacht. — Die Erle (Eller, Else,) wächst hoch und gerade, und am besten in einem morastigen Grunde. Ihr Holz ist besonders zu Wasserröhren und Mulden brauchbar; auch läßt es sich schwarz beitzen. Die Rinde gebraucht der Gerber, wenn sie auf der Lohmühle zu Lohe gemahlen ist. — Die Esche giebt ein sehr gutes Nutzholz für Stellmacher, Drechsler und Tischler. In warmen Ländern wächst eine besondere Art von Eschen, welche einen heilsamen Saft, das Manna, ausschwitzen. — Die übrigen Laubhölzer sind: die Ulme (Rüster), die Weide, die Pappel, die Linde, die Traubenkirsche, der Vogelbeerbaum und der Spindelbaum. Die wilde Kastanie (Roß = Kastanie), und die Akazie sind fremde Bäume, welche aber jetzt bey uns häufig, zum Theil auch schon als kleine Waldungen, angepflanzt werden.

Unter den Nadelhölzern wächst die Fichte (Roth-Tanne) bei uns am häufigsten. Sie wird 60 bis 80 Fuß hoch, und hat ein sprödes Holz, das aber der Nässe und Fäulniß sehr gut widersteht. Die Tanne, ein

schöner Baum, wächst vorzüglich in kalten Ländern und auf Felsen. Sie giebt ein treffliches Bauholz. Von der Weißtanne gewinnt man den Terpentin. Die Kiefer oder der Kienbaum (Föhre) wird besonders zu Mastbäumen benutzt. Die Weimuthskiefer wird über 50 Ellen hoch, und wächst auch bei uns jetzt häufig. — Der Lerchenbaum trägt seine zarten Nadeln in Büscheln, wird bis 80 Fuß hoch, und giebt ein gutes Bauholz, denn es wird von keinem Wurme zerfressen. Die Tannen und Fichten liefern das Pech, einen harzigten Saft, der in großen Kesseln mit Wasser geschmolzen, in Säcke gethan und ausgebreßt wird. Das schwarze Pech, welches die Schuster und die Schiffer gebrauchen, ist ein gekochter und getrockneter Theer. Der Theer wird aus den fetten Wurzeln des Fichtenbaums gebrannt.

Unter den ausländischen Bäumen, welche zum Theil bei uns in Treib= oder Gewächshäusern durch Kunst gezogen werden, sind besonders folgende merkwürdig: der Zitronenbaum, der Pommeranzenbaum, dessen Früchte auch Orangen genannt werden, (daher das Wort Orangerie); der Kaffeebaum, dessen Früchte kleinen Kirschen ähnlich sehen, und die Bohne enthalten; der Theebaum, dessen geröstete Blätter Thee genannt, und sehr theuer bezahlt werden; der Gewürznelken= und der Muskatennuß=Baum; der Lorbeerbaum und der Zimmtbaum, dessen Rinde ein sehr starkes Gewürz ist. Um ihres schönen Holzes willen, sind folgende ausländische Bäume merkwürdig: der Mahagoni=Baum, in Amerika, dessen braunrothes Holz eine vortreffliche Politur annimmt, und überaus dauerhaft ist; das Ebenholz, dessen schwarzes Holz einen schönen Glanz hat, wenn es polirt ist; der Brasilienholz=Baum, aus dessen Holze man eine schöne Farbe bereitet; der Buchs=Baum, dessen Holz zu Flöten, Kämmen, Zahnstochern und feinen Geräthschaften verarbeitet wird; der Platanen=Baum, welcher auch bei uns jetzt häufig angepflanzt wird. — Eben so merkwürdig sind noch einige andere ausländische Bäume, welche besonders zur Ernährung der Menschen dienen, und überaus frucht=

reich sind, z. B. der Feigenbaum, der nie blüht, und doch so viel Früchte trägt, die Olive oder der Oehlbaum, dessen Früchte vorzüglich zur Bereitung des Baumöhls benutzt werden; die Palmen, herrliche Bäume, von welchen einige über 100 Ellen hoch werden, und weder Aeste, noch Zweige, sondern blos am Gipfel ein starkes Büschel Blätter haben. Die Kokos-Palme trägt Nüsse von der Größe eines Kinderkopfs, in welchem ein Milchsaft enthalten ist, der als ein erquickendes Getränk genossen wird, und auch ein schönes Oehl giebt. Die Fasern, womit die Schaale der Nuß umgeben ist, werden zu Stricken verarbeitet; aus den großen Blättern dieses Baumes macht man Körbe und Hüte, und gebraucht sie zum Decken der Häuser, weil sie sehr dick und fest sind. Die Dattelpalme hat auch schöne Früchte, aus deren Kernen ein Mehl gemacht wird. Aus dem Mark der Sagopalme wird auch ein nahrhaftes Mehl gemacht. — Der Brodbaum hat eine melonenförmige Frucht, die geröstet wie Weizenbrod schmeckt. Diese Bäume tragen beständig so reichlich Früchte, daß 3 Bäume einen Menschen das ganze Jahr hindurch nähren.

Von den Gewächsen, welche als Sträucher und Stauden wachsen, merken wir uns folgende: den Kreuzdorn, die Stechpalme mit rothen Beeren (den Schneeballenstrauch), das Epheu (Eppich, Wintergrün), das Geißblatt oder Kaprifolium mit seiner wohlriechenden Blume, den Kellerhals, dessen Rinde den Seidelbast giebt, der Blasen auf der Haut zieht; den wilden Rosenstrauch oder die Hagebutte. — Ein merkwürdiges Gewächs ist der Mistel, welcher nie in der Erde, sondern nur an Bäumen wächst, eine Elle hoch wird, und durchsichtige Beeren trägt. Zu den Sträuchern, welche eigentlich bei uns fremde sind, gehört der Jasmin, der Spanische Hollunder (Flieder), und der Sumach oder Gerberbaum. Von ausländischen Sträuchern merken wir uns den Pfeffer-Strauch, dessen reife Beeren den weißen Pfeffer, so wie die unreifen den schwarzen geben; den Spanischen Pfeffer, den Kapernstrauch, dessen Blütenknospen, mit Essig und Salz eingemacht, Kapern hei-

ßen, und den Bocksbart, von welchen der Gummi Tragant kommt, den die Färber gebrauchen.

Eine eigene Gattung von Pflanzen machen die Farrenkräuter; die Moose und Schwämme aus. Zu jenen gehört das Kannenkraut oder Schachtelhalm, das zum Poliren gebraucht wird. Die Moose wachsen an Bäumen, Steinen, Knochen und Felsen. Einige Moosarten überziehen die Moräste, und aus ihnen entsteht zum Theil der Torf. Das Isländische Moos giebt eine sehr gesunde und nahrhafte Speise. Unter den Schwämmen giebt es giftige und eßbare. Jene haben dunkle und bunte Farben, und einen hohlen Stiel. Die Pilze sind eine Art von Schwämmen. Die Morcheln gehören auch zu dieser Art von Gewächsen. Eben so die Trüffeln, ein sonderbares Gewächs ohne Wurzel, Stiel und Blätter, welches unter der Erde gedeiht.

Zu den Gräsern oder Grasarten gehört alles Getreide. Der Roggen ist die wichtigste Getreide-Art, weil er das kräftige Brod, unser hauptsächlichstes Nahrungsmittel, giebt, und sehr einträglich ist, denn in manchen Gegenden bekommt man von einem Scheffel Roggen wohl zehn und mehr Scheffel wieder. Die übrigen Getreidearten sind: der Weizen der Spelz oder Dinkel, die Gerste, der Hafer, der Buchweizen oder das Heidekorn (welches aber eigentlich eine Pflanze, und keine Grasart ist), die Hirse, der Mais (türkisch Korn), und der Reis (das Haupt-Nahrungsmittel der Bewohner Asiens). Auch das Rohr, das Schilf und die Binsenpflanzen gehören zu den Gräsern. Das Zucker-Rohr ist wegen seines süßen Saftes, woraus der Zucker bereitet wird, sehr merkwürdig. Es wächst besonders in Afrika und Amerika. Das Bambusrohr, wovon man bei uns Spazierstöcke macht, wird ein starker Baum, und bekommt Aeste. Das Spanische Rohr dient zum Beflechten der Rohrstühle und zu Spazierstöcken.

Zu den Pflanzen, welche einen Theil des Feldbaues ausmachen, gehört der Flachs, der Hanf, der Hopfen, der Taback und die Rübsaat. Der

Taback ist eine Amerikanische Pflanze. Auch Erbsen, Linsen und Bohnen, diese sogenannten Hülsenfrüchte, werden häufig auf dem Felde gebauet. Der Mohn gehört ebenfalls zu den Feldfrüchten. Folgende Pflanzen sind unter dem Namen der Farbekräuter bekannt: der Krapp (Färberröthe), der Waid, die Scharte (Färberdistel), der meistens wild wachsende Wau, der Saflor, ein Distelgewächs, und der Safran.

Unter dem Namen der Gartengewächse oder Küchengewächse begreift man alle diejenigen Kräuter und Pflanzen, welche entweder als Speisen zubereitet, oder als Gewürze an die Speisen gethan werden. Dazu gehört z. B. der Blumenkohl, der Wirsing, oder Wälschkohl, Kohlrabi, Kohlrüben (Steckrüben), Weißkohl, welcher auch als Sauerkraut eingemacht wird. — Zu den Rüben und Wurzelgewächsen gehören die Mohrrüben oder Möhren, die rothen Rüben, die Runkelrüben, welche oft 20 Pfund schwer sind, und aus deren Saft man einen guten Zucker machen kann, die kleinen Märkischen oder weißen Rüben, die Pastinaken, die Zucker- und Haferwurzeln, u. a. m. Auch die Wurzeln der Petersilie, der Rettige, der Radieschen und des Meer-Rettigs gehören hieher.

Eine eigene Art von Gewächsen sind die Zwiebelgewächse, zu welchen auch einige Blumen-Arten gehören, z. B. die Hyacinthen, Tulpen, Lilien und Tazetten. Folgende Zwiebelgewächse sind eßbar, und werden als Gewürz an die Speisen gethan: die gewöhnlichen Zwiebeln (Bollen), Schnittlauch, Knoblauch, Schalotten, der Porre, die Rokkambole. — Die Knollengewächse sind den Wurzel-Gewächsen ähnlich. Man rechnet dazu den Sellerie und die Rapuntika (Rübenrapunzel), die Kartoffeln, die Erdäpfel und die Erdnüsse oder Erdeicheln.

Auch die großen Bohnen (Saubohnen), die Vitsoder Schminkbohnen, die Gurken, die Melonen, die Kürbisse, der Salat, die Endivien, die Kresse, der Spargel, der Spinat, die Erdbeere und die Artischocke, sind Gartengewächse. Folgende Gewürzkräuter dürfen ebenfalls in keinem gut angebauten Küchengar-

ten fehlen: Körbel, Raute, Salwei, Melisse, Pfefferkraut, Portulack, Pimpinelle, Sauerampfer, Löffelkraut, Majoran, Thymian, Anis, Fenchel, Kümmel, Dill, Dragun, Beifuß, Senf und Koriander.

Von diesen Kräutern unterscheiden sich die Arzeneikräuter, welche zur Heilung der Krankheiten gebraucht werden. Dahin gehört z. B. das Süßholz, aus dessen Saft der Lakritzensaft bereitet wird, der Rhabarber, der Baldrian, die Kamille, die Schafgarbe, der Sauerklee, der Löwenzahn, das Johanniskraut, die Stiefmütterchen, und viele andere.

So heilsam diese Kräuter sind, so schädlich sind einige andere, welche daher giftige Kräuter genannt werden. Vor diesen muß man sich sorgfältig hüten, denn ihr Genuß zieht gefährliche Krankheiten, und sogar den Tod nach sich. Es sind folgende: der Schierling, welcher der Petersilie sehr ähnlich ist, und besonders an feuchten und schattigten Orten wächst; das Bilsenkraut mit einer grauen, blau geäderten Blume, und einem Saamenbehältnisse, welches den Haselnüssen ähnlich ist; die Eisenhütchen, eine schöne, blaue, den Rittersporen ähnliche Blume, welche man oft in Gärten findet; der Stechapfel mit einer langen trichterförmigen Blume, und einer Saamenkapsel, welche stachlicht, und der wilden Kastanie ähnlich ist; die Belladonne, eine Staude mit einer blauen Blume, und einer der Herzkirsche gleichen Frucht. Als Arzneimittel sind diese Kräuter, wenn sie auf die rechte Art gebraucht werden, sehr heilsam.

Noch giebt es Kräuter, welche vorzüglich deswegen angebauet werden, weil sie ein gutes und nahrhaftes Futter für die Hausthiere geben. Sie werden daher Futterkräuter genannt. Von dieser Art sind folgende: der gemeine oder Spanische (rothe Klee), die Esparsette, die Luzerne, der Ackerspergel, einige Arten der Wicken, und selbst die große Brenn-Nessel.

Diejenigen Gewächse, welche vorzüglich um ihrer schönen oder wohlriechenden Blüthen willen in Gärten gezogen werden, heißen Blumen. Die meisten gehö-

ren zu den Kräutern, nur die Nelken werden zu den Grasarten gerechnet. Die bekanntesten sind außer den Rosen, welche zu den Strauch-Gewächsen gehören: Tulpen, Hyacinthen, Jonkillen, Tazetten, Narcissen, Lilien, Aurikeln und Primeln, die Reseda, welche eigentlich eine Art von Wau ist, die Levkojen, der Lack (Gold-Lack), die Viola matronalis, Astern, Ranunkeln, Ritterspo-ren, Tuberosen, Balsaminen, Veilchen und Lupinen.

Unter den ausländischen Kräutern und Pflanzen sind besonders folgende merkwürdig, weil sie entweder als Gewürz oder auf andere Art sehr nützlich sind. Der Ingwer mit einem schilfähnlichen Stengel, dessen Wurzeln sehr gewürzhaft sind; die Vanille, ein Rankengewächs mit Schoten, worin die glänzenden und sehr gewürzhaften Saamenkörner liegen, welche zur Bereitung der Schokolade gebraucht werden; die Ananas, ein Amerikanisches Gewächs, das auch bei uns in Treibhäusern, die stark geheitzt werden müssen, häufig gezogen wird, und eine sehr köstliche Frucht bringt; der Pisang, ein hochstämmiges Gewächs mit gurkenähnlichen sehr schmackhaften Früchten und 5 Ellen langen Blättern; die Baumwolle, welche als Kraut und als Strauch wächst, und in kleinen Kapseln die Schöne Wolle enthält, aus der man so viel feine Zeuge (Kattun, Zitz, Mußelin, Nanking, Barchent, Kannefaß, Manchester) macht; der Indigo, ein krautartiges Gewächs, dessen Blätter eine überaus schöne blaue Farbe geben; die Aloe mit mehr als fingerdicken, langen und stachlichten Blättern, welche daher auch in Amerika zum Decken der Häuser gebraucht werden. Von einer Art der Aloe erhält man einen bittern Saft, der zur Arznei gebraucht wird.

3. Das Mineral-Reich.

Alle Mineralien lassen sich unter folgende 4 Klassen bringen. 1) Erden und Steine. Unter den verschiedenen Erden sind wegen ihrer Nutzbarkeit vorzüglich merkwürdig: die Kiesel-Erde, welche durch Vermischungen mit Laugensalz zu Glas geschmolzen wer-

den kann. Der Bergkrystall, der Chalcedon, der Tripel, der Bimsstein, der Feuerstein (Flintenstein), der Jaspis, der Lasurstein von vortrefflicher blauer Farbe, der Granat, und viele andere gehören zu den Kieseln. Die Thonerde, wozu nicht blos der gemeine Thon (Töpferthon), die Porcellan-Erde, der Bolus oder die Siegel-Erde, die Walker-Erde, (welche leicht Fett einsaugt), der Alaunthon, der Thon-Schiefer, Tafel-Schiefer und Dach-Schiefer, sondern auch manche edle Steine, z. B. der Saphir, Rubin, Smaragd, Topas und andere gerechnet werden, weil ihre Bestandtheile thonartig, und auf eine für uns unbegreifliche Weise so ausnehmend hart, durchsichtig und feurig geworden sind. Eine besonders merkwürdige Steinart ist der Lavezstein oder Topfstein, welcher so weich aus der Erde kommt, daß er sich wie Holz drechseln läßt. Man macht Kessel, Töpfe und Lampen daraus. Eine ähnliche Eigenschaft hat der Serpentinstein. Die Kalk-Erde hat das Eigne, daß sie sich mit Wasser erhitzt. Sie wird zum Theil so hart, daß sie am Stahl Funken giebt, und manche sehr schöne Steine sind eigentlich nichts anders, als Kalksteine, z. B. der Marmor. Auch die Kreide, der Mergel und der Gypsstein sind Kalkarten. 2) Brennliche Mineralien, welche mit einem eigenen Geruche brennen, oder wenigstens glimmen, und zur Unterhaltung des Feuers dienen können. Dahin gehört z. B. der Schwefel, der Bernstein, das Erdöhl (Steinöhl, Bergöhl), das Erdpech (Judenpech, Aspholt), die Steinkohle, das Reißblei Graphit), woraus Bleistifte und Schmelztiegel gemacht werden, und das auch als Ofenschwärze gebraucht wird. Selbst der Demant (Diamant) gehört zu den brennbaren Mineralien, ob er gleich der härteste unter allen bekannten Körpern ist, und von keiner Feile angegriffen wird. 3) Die Metalle. Sie sind die schwersten Körper in der Natur, haben alle einen Glanz, welchen man daher den metallischen Glanz genannt hat, sind biegsam (besonders Blei und Zinn), dehnbar, so daß sie sich zu dünnen Blättchen ausarbeiten lassen (besonders Gold und Silber) und zähe, so daß man sie zu Draht ziehen kann. Alle Metalle lassen sich im Feuer schmelzen;

das Eisen und der Braunstein aber nur bei einem sehr starken Feuer. Man findet die Metalle in der Erde entweder gediegen, d. h. rein von allen Beimischungen, oder vererzt, d. h. vermischt mit andern Mineralien, z. B. mit Schwefel oder Kalk. Bis jetzt kennt man folgende 19 Metalle: Platina, Gold, Silber, Quecksilber, Kupfer, Eisen, Blei, Zinn, Zink, Wismuth, Spießglas, Kobalt, Nickel, Braunstein, Wolfram, Molybdän, Arsenik, Uranium und Titanium.

Das mit andern Körpern vermengte Metall, oder das Erz wird in den sogenannten Hütten gereinigt, indem man es erstlich pocht, d. h. mit Hämmern in kleine Stücke zerschlägt, dann durch Maschinen zu Pulver stampft, dieses durchsiebt oder wäscht, und auf diese Art das reine Erz gewinnt. Manche Erze werden vor dem Pochen und Waschen geröstet. Dieß geschieht, indem man wechselsweise eine Schicht Erze, und dann eine Schicht Holz oder Kohlen aufschüttet, und dann den ganzen Haufen anzündet. Auf diese Art macht man die Erze mürbe und zum Schmelzen geschickt, und reinigt sie zugleich.

Das Eisen wird sehr mannichfaltig benutzt, indem man entweder Ofenplatten, Kanonen und Kugeln daraus gießt, oder es durch große Hämmer zu Blech schlägt, oder es zu Draht zieht. Die Eisenstäbe (das Stabeisen) wird zu Messern, Scheeren, Degen, Säbeln, Büchsen, Pistolen, Sägen, Sicheln, Sensen, Schlössern, und vielen andern Dingen verarbeitet.

Aus dem Kupfer machen die Kupferschmiede Kessel, Töpfe, Becken, Dosen, Kannen, Pfannen, Ofenblasen, und verschiedene andere Geräthe. Durch Mischungen macht man aus dem Kupfer Tomback und Messing.

Das Zinn und Blei verarbeitet der Zinngießer; man schlägt es aber auch zu sehr dünnen Blättchen, welche Staniol oder Folie heißen, und zur Belegung der hintern Seite des Spiegelglases dienen. Das Blei wird zu Schrot und Hagel (kleinem Schrot)

verarbeitet, auch zwischen Walzen ganz dünn geplattet, und als Fenster- oder Tabacks-Blei gebraucht.

Gold und Silber wird hauptsächlich zu Münzen gebraucht, aber auch von dem Goldschmidt zu allerley Geräthen verarbeitet. Der Goldschläger schlägt Gold und Silber zu ganz dünnen Blättchen, welche die Vergolder zu gebrauchen wissen. Auch zu Tressen wird das Gold und das Silber verarbeitet.

VI.
Von dem Menschen.

1. Vorzüge des Menschen.

Vergleiche dich selbst mit einem Thiere: das Thier geht gebückt, du gehst aufrecht. Das Thier kann nur vor sich sehen, du kannst auch über dich und um dich sehen, kannst den Himmel mit seinen Sternen, kannst die Sonne und den Mond betrachten. Du hast Hände, aber kein Thier hat Hände. Und wie nützlich sind dem Menschen seine zwei Hände! Er kann damit schreiben, zeichnen, schnitzen, mahlen, nähen, drechseln, die Pferde regieren, das Brod backen, säen, ernten u. dgl. m. Der Mensch kann sprechen, das Thier nicht. Und wie gut ist es für uns, das wir sprechen können; Durch die Sprache geben wir Andern unsere Gedanken, Wünsche und Bitten, unsere schmerzlichen und unsere angenehmen Empfindungen zu erkennen. Könntest du nicht sprechen, so würdest du in der Krankheit dem Arzt nicht sagen können, was dir fehlt, und er könnte dir dann auch nicht helfen.

Du kannst 60, 70 und 80, ja 90, und 100 Jahre alt werden. Die meisten Thiere werden nicht halb so alt. Nur sehr wenige erreichen ein eben so hohes Alter, als der Mensch; aber doch einige, z. B. Elephanten, Schildkröten und Adler.

Der

Der Mensch hat mehr Lebenskraft, als die Thiere.

Der Mensch kann in allen Ländern der Erde und in jeder Luftart (Himmelsstrich, Klima) leben und ausdauern, in der warmen, kalten und heißen; das Thier aber stirbt, oder wird klein und schwächlich, und verliert seine Schönheit und Stärke, wenn es aus seinem Vaterlande nach einem fremden Lande hingebracht wird. Nur wenige Thiere können in jedem Himmelsstriche leben. Auch hieran zeigt sich die größere Lebenskraft des Menschen.

Das Thier kann sich zwar auch, wie der Mensch, willkührlich (wie es will) von einem Orte zum andern bewegen; aber so mannichfaltige und so künstliche Bewegungen, wie der Mensch, kann es doch mit seinem Körper nicht machen. Wie langsam und schwerfällig bewegen sich die Bären, Affen und Hunde, wenn man sie auch noch so künstlich zum Tanzen abgerichtet hat; und wie ungeschickt und häßlich sehen sie dabei aus! Der Mensch kann sogar, ohne zu sprechen, blos durch die Bewegungen seines Körpers, besonders der Hände, des Kopfs, und der Augen, Andern seine Gedanken und Wünsche zu verstehen geben, er kann die Gebehrdensprache reden. Höchstens kann der Hund durch Krümmen seines Körpers und Kriechen seine Furcht und Angst, und durch das Wedeln mit dem Schwanze seine Freude zu erkennen geben.

Auch das Thier kann für sein Leben, seine Erhaltung und Sicherheit sorgen, kann sich gegen Gefahren und Angriffe schützen; aber bei weitem nicht auf so mannichfaltige Art, wie der Mensch. Dieser hat unzählige Mittel, sein Leben zu schützen und zu erhalten. Er baut sich feste Wohnungen, worin er vor dem Angriff der wilden Thier gesichert ist, und sich zugleich vor Kälte, Hitze, Regen und Wind schützen kann. Er kennt so viele Kräuter und Pflanzen, welche die Kraft haben, Krankheiten zu heilen, oder ihn davor zu bewahren. Er kann sich durch Dämme gegen die Ueberschwemmungen des Meeres und der Flüsse, durch Gewitterableiter gegen die Verwüstung des Bli=

tzes, durch Vorrathshäuser gegen Mangel und Hungersnoth, durch Kleidung gegen Kälte und Regen schützen.

Wenn du einem hungrigen Hunde Gras hinwirfst, wird er es fressen? Aber welches Thier wird es gern fressen? Wie kommt es, daß kein Hund Gras frißt, und kein Pferd Fleisch? Weiß der Hund, das ihm das Gras schädlich, und das Fleisch nützlich ist? Nein, er weiß es nicht; aber er hat von Natur einen Trieb zum Fleischessen, und einen Widerwillen gegen Gras und Kräuter. Jedes Thier hat von Natur einen Trieb zu allem, was ihm dienlich, und einen Widerwillen gegen alles, was ihm schädlich ist. Auch zu gewissen Handlungen, die zu ihrer Erhaltung nothwendig sind, haben die Thiere von Natur einen Trieb. So haben alle Vögel einen Trieb, sich Nester zu bauen, und zu fliegen; alle Fische, und auch die Enten, Gänse und Schwäne haben den Trieb: zu schwimmen, die Katzen: zu klettern und Mäuse zu fangen, die Hunde: zu jagen u. s. w. Viele Vögel haben den Trieb, von uns wegzuziehen, wenn der Winter heran kömmt, weil sie im Winter nicht Nahrung bei uns finden würden. Wer weiß einige dieser Vögel zu nennen?

Auch die Menschen haben von Natur Triebe. Des Mittags empfindet der Mensch einen Trieb zum Essen, des Abends, wenn er müde ist, zum schlafen. Kein Mensch würde gern eine lange Zeit allein seyn, denn alle Menschen haben einen Trieb, in Gesellschaft mit ihres Gleichen zu leben. Alle Kinder ahmen das nach, was die Erwachsenen vor ihren Augen thun, denn die Menschen haben einen Nachahmungstrieb.

Manche von den Trieben, welche die Menschen haben, bemerkt man auch an einigen Thieren, z. B. den Trieb, mit ihres Gleichen in Gesellschaft zu leben. Die Bienen, die Ameisen, die Biber, die Affen leben in großen Gesellschaften bei einander. Die Gemsen, welche mit unsern Ziegen viel Aehnlichkeit haben, gehen immer in Gesellschaft auf Nahrung aus, und stellen Schildwachen aus, welche die Andern durch ein starkes Pfeifen vor einer drohenden Gefahr warnen müssen. Alle Zugvögel, und besonders die Kraniche, ziehen in

Gesellschaft fort, und geben sich in der Ferne durch ein rauhes Geschrei einander zu erkennen, um nicht getrennt zu werden. Sie fliegen in einer bestimmten Ordnung, und diejenigen, welche voran fliegen, werden nach einiger Zeit von den Hintersten abgelößt.

Die menschlichen Gesellschaften sind aber doch viel ordentlicher eingerichtet, und dauern länger, als die der Thiere. Die Menschen leben bei einander in Städten und Dörfern, um sich einander bei ihren Arbeiten und in der Noth zu unterstützen, sich gemeinschaftlich gegen Gefahr und Unglücksfälle, besonders auch gegen die wilden Thiere zu schützen, so daß einer für des Andern Sicherheit und Wohlfahrt sorgt.

Die Verbindungen oder Gesellschaften, in welchen die Menschen leben, sind ferner sehr mannichfaltig. Vom ersten Augenblicke seines Lebens an lebt der Mensch in der Verbindung mit seinen Eltern und Hausgenossen. Wenn er anfängt, seinen Verstand zu gebrauchen, so tritt er mit Lehrern und Mitschülern in Verbindung; dann auch mit guten Freunden, Nachbarn und Mitbürgern, oder Landsleuten, mit Vorgesetzten und Gönnern, mit seiner Obrigkeit.

Manche Menschen leben, wegen des Geschäftes, das sie betreiben, in besonders vielen und weitläuftigen Verbindungen. Der Kaufmann steht mit Menschen in allen Theilen der Erde in Verbindung, denn er bekommt seine Waaren aus verschiedenen und weit entfernten Ländern, z. B. Citronen und Pomeranzen aus Italien, Weine aus Spanien und Frankreich, Kaffee aus Amerika und Asien, oft mehrere tausend Meilen weit; Eisen aus Schweden, Zinn aus England, Wolle aus Schlesien u. s. w. Zwei Künsten haben es die Menschen zu verdanken, daß sie mit den Einwohnern der entferntesten Länder in Verbindung stehen können, nemlich der Schiffahrtskunst und der Schreibekunst. Auf großen Schiffen fahren die Menschen über die großen Meere hinüber, welche die Länder der Erde von einander trennen, und durch die Schreibekunst können sie denen, welche noch so weit von ihnen entfernt sind, ihre Gedanken und Wünsche so gut zu verstehen geben, als ob sie sich mit ihnen unterredeten.

Ein jeder Mensch kann unterscheiden, was wahr und was falsch ist. Er kann sich unzählige richtige Begriffe machen, denn er hat das Vermögen, zu denken, und dieß ist sein größter und herzlichster Vorzug vor den Thieren. Er sieht z. B. ein, daß er nicht würde leben können, wenn er nicht Speise und Trank zu sich nehme, keine Kleidung und keine Wohnung hätte; daß er also diese drei Dinge nicht entbehren kann. So erhält er einen Begriff von Bedürfnissen. Der Mensch kann sich auch aus dem, was er gesehen, gehört, verstanden und begriffen hat, eine Menge nützlicher Regeln sammeln. Er hat z. B. gesehen oder gehört, daß einer, der unmäßig gegessen hatte, sehr krank geworden war, und zieht aus dieser Erfahrung die Regel, daß man nicht unmäßig essen müsse, wenn man gesund bleiben wolle. Oder er hört, daß der Blitz sich nach den Bäumen hinzieht, und zieht sich nun daraus die Regeln, daß man sich bei einem Gewitter nie unter einen Baum stellen müsse. Auf diese Art lernt er, vermöge seines Verstandes, einsehen, was nützlich und was schädlich, was zweckmäßig und zweckwidrig ist. Du gehst in die Schule, und hast dabei den Zweck, etwas Nützliches zu lernen, und verständig zu werden. Aber wenn du nun in der Schule nicht aufmerksam bist, sondern plauderst, oder spielst, und umher gaffst, so handelst du zweckwidrig, denn auf diese Art kannst du deinen Zweck, verständiger zu werden, nicht erreichen. — Durch seinen Verstand wird der Mensch klug und geschickt, und wie bewundernswürdig sind die Werke, welche der menschliche Verstand hervorgebracht hat! Man betrachte nur die prächtigen Gebäude, die großen Schiffe, den Weberstuhl, die Mühlen u. dgl. m. Ohne Verstand wüßte der Mensch nichts vom Ackerbau, von Handwerken, Künsten und andern nützlichen Erfindungen.

Groß und denkenswerth sind die Vorzüge, welche Gott dem Menschen zugetheilt hat! Wir wollen uns dieser Vorzüge freuen, und Gott dafür dadurch danken, daß wir sie weise und gewissenhaft gebrauchen, und sie zu erhalten suchen.

2. Der menschliche Körper.

Der Körper des Menschen, dieses bewundernswürdige und höchst kunstvolle Werkzeug der Seele, ist aus vielen flüssigen und festen Theilen zusammengesetzt, und alle diese fast unzählbare Theile bilden eine Maschine, deren Bau wir nicht oft und aufmerksam genug betrachten können, weil sie uns vorzüglich die Macht und Weisheit des Schöpfers kennen und verehren lehrt.

Knochen.

Die Grundstützen unsers Körpers sind die Knochen. Sie sind stark, fest und hart gebildet, damit sie das Fleisch des Körpers unterstützen, und vor dem Zusammensinken bewahren können. Vermittelst der Gelenke sind sie alle fest unter einander verbunden, die Gelenke aber sind mit Knorpeln versehen, damit sich die Knochen nicht an einander reiben können. Jedes Gelenk ist mit starken Bändern versehen, damit es nicht auseinander gehen kann, und aus kleinen Bläschen (Drüsen) dringt beständig eine Fettigkeit in die Gelenke, damit sie geschmeidig bleiben. Alle durch Bänder und Knorpel unter einander verbundene Knochen, deren man ungefähr 261 zählt, machen das Gerippe des menschlichen Körpers aus. Die Knochen haben theils eine röhrenförmige, theils eine platte oder breite Gestalt, und viele sind inwendig ganz hohl. Auch die 32 Zähne gehören zu den Knochen. Sie unterscheiden sich nur dadurch von den übrigen, daß sie an ihrer Spitze (Krone) nicht mit einer zarten Haut, der Beinhaut, bekleidet sind. Auch die innere Höhlung der Knochen, welche das Mark enthält, ist mit solch einem Häutchen belegt. — Das ganze Knochengebäude theilt man in den Kopf, den Rumpf und die Gliedmaßen. Der Schädel des Kopfes ist aus verschiedenen Theilen zusammengesetzt, ob er gleich größten Theils nur aus Einem Stücke zu bestehen scheint. Diese Theile heißen: das Stirnbein, die Scheitelbeine, das Hinterhauptbein und die Schlafbeine oder Schläfe. Die Gesichtsknochen sind: das Nasenbein, die Thränenbei-

ne und die Gaumenbeine. Sie bilden die Kinnladen-Höhle. In der obern und untern Kinnlade sind die Zähne befestigt. Das Rückgrat, die Brust und das Becken machen den Rumpf aus. Der Rückgrat ist eine Säule, welche aus 24 Wirbel-Beinen besteht, und den Kopf trägt. Zu oberst stehen die 7 Halswirbel, dann folgen 12 Rückenwirbel, und dann 5 Lendenwirbel. An den Rückenwirbeln sind, vermittelst sehr fester Bänder, die Rippen befestiget. Sieben von diesen Rippen sind gekrümmt, und bilden mehrere Bogen, die sich mit dem Brustbeine, einem in der Mitte liegenden platten und schmalen Knochen, vereinigen. Sie umgeben die Brusthöhle. Fünf andere Rippen liegen nicht so dicht am Brustbeine, wie die obersten, und heißen falsche Rippen. — Da, wo der Rückgrat aufhört, stehen die Hüftknochen zu beiden Seiten hervor. Diese sind mit einigen andern verbunden, und bilden die Figur eines Beckens, daher sie Beckenknochen heißen. — Zu den Gliedmaßen gehören die Arme und Beine, welche einander sehr ähnlich sind, und wieder aus verschiedenen einzelnen Theilen bestehen. An den Armen unterscheidet man den Oberarm, den Unterarm und die Hand; die Beine bestehen aus dem Ober- und Unterschenkel und dem Fuße. Der Oberschenkel fängt sich an der Hüfte an, und reicht bis an das Knie Unter der sogenannten Kniescheibe fängt sich der Unterschenkel an, welcher bis an den Fuß reicht.

Alle diese Knochen sind anfangs weich und knorpelartig; nach und nach werden sie härter und fester. Bei ganz jungen Kindern sind z. B. die Knochen des Hirnschädels noch sehr weich, daher man von ihnen zu sagen pflegt: ihr Kopf sey offen Im 15ten, und bei manchen erst im 20sten Jahre werden die Knochen vollkommen fest; im Alter werden sie leichter und brüchig.

Muskeln.

Sie dienen zur Bewegung des Körpers, und machen das Fleisch desselben aus. Es besteht nehmlich alles Fleisch aus mehreren hundert Fleischbündeln, welche dicken Bändern gleichen, und dieß sind eben die

Muskeln. Jeder Muskel besteht aus einzelnen Fasern, welche oft dünner, als Zwirnsfäden, und mit einer feinen Haut, dem so genannten Zellgewebe, überzogen sind. Die Kraft, mit welcher sich die Muskeln zusammenziehen und ausdehnen, ist außerordentlich groß, und wird die Reitzbarkeit genannt. Diese Kraft wirkt theils mit unserem Willen, wie z. B. wenn wir unsere Arme oder Beine bewegen, wenn wir gehen, arbeiten, etwas ergreifen oder festhalten, theils aber auch ohne unseren Willen (unwillkührlich), wie z. B. bei der Bewegung unsers Herzens und beim Athemholen. Weise sind daher vom Schöpfer einige Muskeln so eingerichtet, daß sie nie müde und schlaff werden, sondern immer in Bewegung seyn können, ohne jemals zu erschlaffen.

Das Herz, die Blutgefäße und die Adern.

Das Herz ist ein hohler, aus starken Fleischbündeln zusammengewundener Körper, der unten in der Brusthöhle in einem häutigen Sacke, dem Herzbeutel, ruht. Eine Scheidewand theilt die Höhlung des Herzens der Länge nach in zwei Höhlen, welche die Herzkammern genannt werden. Jede Herzkammer ist wieder durch eine Scheidewand in zwei Höhlen abgetheilt. Mit diesen verschiedenen Kammern sind die Adern verbunden. Dieß sind häutige Röhren, oder zarte Schläuche, durch welche das Blut aus dem Herzen in alle Theile des Körpers dringt. Das Geschäft des Herzens ist, das Blut in die entferntesten Theile des Körpers fortzutreiben, und es endlich wieder aufzunehmen, um es von neuem ausströmen zu lassen. Dieß nennt man den Kreislauf des Blutes. Er wird vorzüglich dadurch bewirkt, daß das Herz sich mit einer außerordentlichen Kraft wechselsweise zusammenzieht und wieder ausdehnt. Zunächst strömt das Blut aus dem Herzen in eine Ader, welche die große Pulsader genannt wird. Aus dieser ergießt es sich in zwei kleinere Adern, dann wieder in noch kleinere, mit welchen der ganze Körper gleichsam durchflochten ist. Indem das Blut nach dem Herzen zurück strömt, nimmt es seinen Weg durch andere feinere Adern, welche Blutadern heißen, und fließt in die rech-

te Herzkammer, um von da aus seinen Lauf durch den Körper fortzusetzen. Weise hat es der Schöpfer so eingerichtet, daß alles Blut seinen Weg durch die Lungen nehmen muß, denn da diese lockeren schwammigen Gewebe beständig mit der Luft angefüllt sind, welche der Mensch einathmet, so wird das Blut bei seinem Durchgange durch die Lungen abgekühlt und erfrischt. Der Weg, den das Blut bei seinem Umlaufe zu machen hat, beträgt ungefähr 150 Fuß, oder gegen 75 Ellen, und doch legt es diesen Weg in der kurzen Zeit von etwa 5 Minuten zurück. Welch eine bewundernswürdige Schnelligkeit!

Das Herz eines gesunden Menschen zieht sich in Einer Minute sechzig bis achtzigmal zusammen, und also in einer Stunde drei tausend sechshundertmal; wie erstaunenswürdig ist diese Bewegungskraft, besonders wenn man bedenkt, daß das Herz sich von selbst, ohne irgend einen Anstoß, oder Trieb von außen, bewegt. Und wie sehr müssen wir dabei die Weisheit des Schöpfers bewundern, der das Herz so eingerichtet hat, daß seine Bewegung oder Zusammenziehung und Ausdehnung nicht von dem Willen des Menschen abhängt, sondern ohne seinen Willen, und ohne daß er sich dessen bewußt wird, geschieht. Denn wie leicht würden wir dabei etwas vergessen, und augenblicklich hörte dann unser Leben auf.

Wenn du dich erhitzt hast, so dringt eine wäßrige Feuchtigkeit aus deinem ganzen Körper, welche Schweiß genannt wird. Da der Schweiß nur dann aus dem Körper dringt, wenn dein Blut durch Laufen oder Arbeit in eine ungewöhnlich schnelle Bewegung gekommen ist, so erhellet daraus, daß der Schweiß vom Blute abgesondert wird, oder sich absetzt. Auch die Thränen gehören zu den wäßrigen Feuchtigkeiten, welche von dem Blute abgesondert werden. Sie fließen aus kleinen Bläschen, welche man Drüsen nennt, und die in den Augenhöhlen angebracht sind. Die Thränenfeuchtigkeit ist für das Auge sehr wohlthätig, denn sie verhindert, daß das Auge trocken wird, und befördert die Beweglichkeit desselben. Auch zur Reinigung des Auges dient diese

Feuchtigkeit, denn sie spühlt gleichsam den Staub, und alle andere Unreinigkeiten, welche in das Auge geflogen sind, aus demselben weg, und darum hat es Gott sehr weise so eingerichtet, daß die Augen sogleich thränen, wenn sie voll Staub oder anderer Unreinigkeit sind. — Beständig dringt aus unserem Körper ein wäßriger Dunst, auch dann, wenn wir nicht schwitzen; dieser Dunst wird ebenfalls von dem Blute abgesondert. Auch noch eine andere Flüssigkeit, welche salzig ist, der Urin, wird täglich und sehr häufig von dem Blute abgesondert. Diese Absonderung geschieht in den Nieren, welche unten im Rückgrate liegen, und den Urin in die Blase leiten. Daher enthalten die Nieren eine große Menge Blutgefäße, durch welche das Blut läuft, um sich von der wäßrigen und salzigen Feuchtigkeit zu befreien.

Von den Lungen und dem Athemholen.

Die Brusthöhle, worin das Herz zwischen den Lungen liegt, ist mit einer Scheidewand versehen, welche sie von dem Unterleibe trennt. Diese Scheidewand besteht aus einer sehnichten Muskel, welche gleich einem Felle ausgespannt ist. Man nennt sie das Zwerchfell, und sie besteht darum aus weichen Muskeln, damit die zarten Lungen, welche bis auf das Zwerchfell herabhängen, nicht gedrückt werden, oder sich reiben mögen.

Von den zwei Lungen, welche wir haben, liegt die eine in der rechten, die andere in der linken Seite der Brusthöhle; daher wird die eine die rechte Lunge, und die andere die linke genannt. Die Lungen sind weiche, schwammartige Körper, und enthalten viele Luftgefäße oder Luftbehälter.

Aber wie kommt denn die Luft in die Lungen? werdet ihr fragen. Dieß geschieht auf folgende Art. Vorne am Halse fühlet ihr dicht unter der Haut eine aus mehreren knorpelichten Ringen zusammengesetzte Röhre; dieß ist die Luftröhre. Da sie die Luft in zwei Lungen leiten soll, so theilt sie sich, nahe vor den Lungen, in zwei Aeste, durch welche die eingeathmete

Lauft in die Lungen geht. Durch den Mund und die Nase ziehen wir die Luft ein, welche dann in dem hintersten Theile des Mundes, welcher der Schlund heißt, in die Oeffnung (den Kopf) der Luftröhre hinein geht. Diese Oeffnung ist nur sehr schmahl und enge, gleichsam wie eine Spalte oder Ritze. Indem die eingeathmete Luft sich durch diese enge Spalte drängt, entsteht der Ton, den wir Stimme nennen, und darum nennt man diesen Eingang der Luftröhre die Stimmritze. Da alle Speisen über den Eingang der Luftröhre hinweggleiten müssen, um in die mehr hinterwärts liegende Speiseröhre zu kommen, so ist die Stimmritze mit einem Deckel versehen. Denn wie leicht könnten sonst die zerkauten Speisen in die Luftröhre kommen, und sobald dieß geschähe, müßte der Mensch ersticken.

Die Luft dringt von selbst durch die Luftröhre in die Luftgefäße der Lungen, indem sich die Brusthöhle, vermittelst der Rippen- und Bauchmuskeln, und vermittelst des Zwerchfelles erweitert, und so bald sich die Brusthöhle wieder zusammenzieht, wird die eingeathmete Luft aus den Luftgefäßen wieder herausgetrieben, und durch die Luftröhre weggeschafft, damit die neue eingeathmete Luft an ihre Stelle eindringen kann.

Jetzt lasset uns einige Vortheile bemerken, welche der Mensch von dem Athemholen hat. Erstlich wird dadurch das Blut in den Lungen, wo sich durch das Athemholen immer frische Luft befindet, abgekühlt, und zugleich von seinen unreinen Theilen befreit, denn diese setzen sich als Dünste bei dem Durchgange des Bluts durch die Lungen ab, und werden nun mit der ausströmenden Luft weggeführt. Hieraus läßt es sich begreifen, daß in einer Stube, wo viele Menschen bei einander sind, endlich die Luft unrein und schwer werden muß. Dagegen empfängt nun das Blut wieder von der eingeathmeten Luft die besten Theile, und wird auf diese Art durch das Athemholen sehr verbessert. Indessen geschieht diese Verbesserung des Blutes nur dann, wenn die Lungen frische, reine Luft eingesogen haben; ist sie unrein und nicht frisch, so wird das

Blut nicht verbessert, sondern verschlimmert, und der Mensch fühlt Beängstigung und innere Hitze. Darum kann man sich in einer mit heißen Dünsten angefüllten Stube unmöglich wohl befinden.

Da der Magen, ein häutiger Sack, nahe unter dem Zwerchfelle liegt, und das Zwerchfell beim Athemholen in Bewegung gesetzt wird, so befördert das Athemholen auch die Bewegung des Magens und der übrigen Theile des Unterleibes, welche mit dem Magen in Verbindung stehen. Also auch dieß ist ein Vortheil, den wir von dem Athenholen haben. Hiezu kommt noch dieser, daß es zur Hervorbringung der Stimme dient, denn die Töne entstehen, indem wir die Luft aus der Luftröhre herausstoßen, und sie sich durch die Stimmritze hindurch drängt.

Von der Verdauung der Speisen.

Wenn unser Körper erhalten werden soll, so müssen wir täglich Nahrungsmittel zu uns nehmen; denn das Blut leidet beständig einen sehr merklichen Verlust, theils durch die Ausdünstung, theils durch die Säfte, welche es von den verschiedenen Gliedern des Körpers zutheilen muß, damit sie bestehen können. Dieser Verlust muß wieder ersetzt werden, und dieß geschieht durch den Genuß der Nahrungsmittel. Die Nahrungsmittel werden nehmlich durch mancherlei Werkzeuge verdaut, d. h. in Saft und Blut verwandelt. Der Mund ist das erste Verdauungswerkzeug unseres Körpers. Indem die festen Speisen, vermittelst der Zunge, welche auch ein Muskel ist, in dem Munde fest gehalten werden, sind die Zähne beschäftigt, sie zu zerkauen. Zugleich vermischt sich eine Flüssigkeit mit den Speisen, nehmlich der Speichel. Dieser wird durch Drüsen, oder Bläschen, welche in dem Munde angebracht sind, abgesöndert; man nennt sie Speicheldrüsen.

Wir wissen schon aus dem vorigen, daß hinten im Schlunde, in der Nachbarschaft der Luftröhre, noch eine andere Röhre ihre Oeffnung hat, welche, die Speiseröhre genannt wird. Die zerkauten

und durch den Speichel angefeuchteten Speisen gehen nun durch den Schlund in die Speiseröhre, und beide gehören also zu den Verdauungswerkzeugen. Der größte Theil der Speiseröhre befindet sich in der Höhle des Unterleibes. Diese Höhle ist durch das Zwerchfell von der Brusthöhle abgesondert, und der Beckenknochen verschließt sie nach unten zu. Jetzt begreifen wir, warum dieser Knochen die Gestalt eines Beckens bekommen hat; weil er nemlich den untern Enden der Speiseröhre, welche Gedärme heißen, zum Behälter dienen soll.

Wollet ihr wissen, auf welche Art die Speiseröhre bis in den Unterleib reicht, so merket euch, daß sie sich hinter dem Herzbeutel an den Brustwirbelbeinen gerade zum Zwerchfell hinab, und durch eine Oeffnung desselben in den Unterleib zieht. Kurz nach ihrem Eingange in denselben nimmt sie sehr an Weite zu, gleich einem Kegel.

Der Magen, welcher wie ein queer liegender Beutel aus mehreren Häuten gebildet ist, liegt zu oberst, nahe unter dem Zwerchfelle, hängt mit der Speiseröhre genau zusammen, und liegt mit seiner rechten Seite an der Leber, mit seiner linken an der Milz. Aus der Speiseröhre gehen also die Speisen unmittelbar in den Magen, und zwar durch die oberste Oeffnung desselben, welche der Magenmund heißt. Hier mischt sich ein scharfer Saft unter die Speisen, der sich durch die Bewegung des Magens aus den Drüsen preßt, die zwischen den Häuten des Magens liegen; er heißt der Magensaft. — Aber die Speisen sollen nicht beständig im Magen bleiben, sondern aus demselben in die Gedärme geführt werden; darum hat der Magen außer dem Magenmunde noch eine Oeffnung erhalten, durch welche die Speisen in die Gedärme geleitet werden. Die Gedärme sind weiche Röhren, welche aus einer glatten, inwendig schleimichten Haut bestehen. Sie machen nur einen einzigen Darm-Kanal aus, welcher sechsmal länger ist, als der ganze Mensch. Dennoch haben sie im Unterleibe vollkommen Platz, weil sie eine gewundene Lage haben. Den obersten Theil dieser Gedärme nennt man den Zwölffingerdarm,

der letzte heißt der Mastdarm. In dem Zwölffingerdarm wird der Brei, welcher im Magen aus den Speisen entstanden ist, noch mehr verdünnt, durch das Zusammenziehen starker Muskelfasern zusammengeknetet, und mit Galle, einer bittern und schleimichten Feuchtigkeit, vermischt. Durch diese Vermischung werden die guten Nahrungstheile aus den Speisen abgesondert. So gehen sie dann in die übrigen Därme, die sie endlich in eine weißlichte milchartige Flüssigkeit verwandeln, welche der Nahrungssaft genannt wird.

Ihr könnt leicht denken, daß diese Gedärme in beständiger Bewegung seyn müssen, wenn der Nahrungsbrei aus einem Gedärme in das andere gedrängt, und zugleich verdünnt werden soll. Die Bewegung der Gedärme, so wie die des Magens, ist wurmförmig, d. h. ungefähr eben so, wie die eines Wurmes, der fortkriechen will. Aber da die Gedärme in der Höhle des Unterleibes durch einander geschlungen liegen, so könnten sie sich bei dieser beständigen Bewegung leicht an einander reiben, oder in einander wickeln. Um dieß zu verhüten, sind sie durch eine mit Fett bewachsene Haut, die man das Gekröse nennt, unter einander verbunden. Eine andere ebenfalls fettige Haut, das Netz genannt, hält sie alle, wie in einem Beutel, zusammen, und verhindert, daß sie nicht mit dem Bauchfelle zusammenwachsen. Durch einen heftigen Sprung oder Fall, oder eine übermäßige Anstrengung beim Heben schwerer Lasten kann das Netz Löcher bekommen; dann treten die Gedärme aus ihrer Lage, und der Mensch bekommt einen Bruch.

Die Leber, das größte Eingeweide des Unterleibes, dient zur Bereitung der Galle aus dem Blute. Sie liegt gleich unter dem Zwerchfell, und bedeckt die rechte Seite des Magens. Auch die Milz, welche an der linken Seite des Magens liegt, und mit ihm genau verbunden ist, trägt zur Verdauung bei, denn sie führt der Leber das Blut zu, und macht es zur Gallenabsonderung tauglich. Sie ist, wie eine Zunge, nehmlich länglicht-rund, gestaltet, und aus vielen Blutgefäßen und Zellgeweben zusammengesetzt, daher schwammicht.

Ihr sehet also, lieben Kinder, daß der scharfe Magensaft nicht alles bei der Verdauung und Auflösung der Speisen thut, sondern daß auch die wurmförmige Bewegung des Magens und der Gedärme, die daraus entstehende Wärme, und auch die Luft, welche in den Nahrungsmitteln enthalten ist, dazu mitwirken. Hiezu kommt nun noch, wie wir gehört haben, die Galle, nebst einigen andern Säften.

Indem sich der Nahrungssaft durch die dünnen Gedärme drängt, bleibt er an der inneren flockigten Haut dieser Gedärme hängen, und hier saugen ihn die kleinen Gefäße ein, welche Milchgefäße genannt werden, weil sie den dünnen milchartigen Saft aus dem Nahrungsbrei ziehen. Natürlicher Weise wird dieser Brei dadurch dicker, und in dem Krummdarme, wohin er nun kommt, verliert er seine Flüssigkeit fast ganz, indem hier fortdauernd der Milchsaft von den Milchgefäßen ausgesogen wird. Was nach dieser Aussaugung am Ende des Krummdarmes zurückbleibt, ist zur Ernährung des Körpers untauglich; die Natur läßt es daher in den dicken Gedärmen in Fäulniß übergehen, und durch diese, besonders durch den sogenannten Mastdarm, aus dem Körper herausschaffen; denn der Ausgang des Mastdarms öffnet sich in dem After, oder in dem Hintertheil des Menschen. Eine Menge Schleim, die sich in dem Mastdarm befindet, erleichtert die Ausleerung des harten Unraths, und macht seine Schärfe für den Darm unschädlich. Bei einem gesunden Menschen geschieht diese Ausleerung innerhalb 24 Stunden gewöhnlich ein bis zweimal, und die Gewöhnung kann bewirken, daß sie zu einer bestimmten Zeit erfolgt.

Der Nahrungssaft soll, wie wir gehört haben, im Körper allmählig in Blut verwandelt werden, um so dem Blute immer frische Theile zuzuführen. Damit dieß geschehen möge, so wird er durch die Gekrösdrüsen, in welchen eine wäßrichte Feuchtigkeit enthalten ist, verdünnt, und dann durch die Blutadern nach dem Herzen hingeführt, wo er sich erst nach Verlauf mehrerer Stunden in Blut verwandelt. Diese Verwandlung geschieht unter andern dadurch, daß das

Herz, vermittelst seiner Muskeln, das mit Milchsaft vermischte Blut zusammendrückt und reibt.

Von dem Gehirn, dem Rückenmark und den Nerven.

Ihr wißt schon, lieben Kinder, daß man den länglicht-runden (ovalen) Knochen, welcher den oberen und hinteren Theil des Kopfes ausmacht, die Hirnschale oder den Hirnschädel nennt. Eigentlich müßte man ihn den Gehirnschädel nennen, denn er hat von dem Gehirn, welches in der Höhlung des Schädels liegt, seinen Namen erhalten. Das Gehirn ist der weichste Theil des Kopfes, und der wichtigste und zarteste Theil des ganzen menschlichen Körpers, denn die geringste Verletzung desselben zieht sehr oft den augenblicklichen Tod nach sich. Bewundert daher die Weisheit des Schöpfers, der diesen zarten Theil mit einem Knochen umgeben hat, welcher ihm gleichsam zu einem festen und undurchdringlichen Schilde dient. Merket euch hierbei, daß das Gehirn bei einem Erwachsenen kaum drei Pfund schwer ist, und daß es beinah den sechsten Theil alles des Blutes in sich faßt, welches der Mensch in seinem Körper hat.

Aus dem Gehirn und Rückenmark entspringen viele weiße Fäden oder Schnüre von verschiedener Dicke, die sich fast nach allen Theilen des menschlichen Körpers verbreiten. Man nennt sie Nerven, und sie sind häufig mit einander verbunden oder verflochten. Sie entspringen alle paarweise. Aus dem Gehirn entspringen eilf Paar, aus dem Rückenmarke über dreißig. Die Nerven sind überaus wichtige und nothwendige Theile unseres Körpers, denn sie machen durch ihre Reitzbarkeit, daß wir empfinden. Daher sind auch nur diejenigen Glieder unseres Körpers, in welchen Nerven liegen, empfindlich, alle andere aber, z. B. die Nägel, die Haare, und die Knochen sind unempfindlich. Alle Nerven kommen im Gehirn zusammen, und daher rührt es, daß der Mensch alle Empfindung verliert, wenn sein Ge-

hirn gedrückt wird, und daß einer, dem die Nerven im Arm zerschnitten worden sind, an der Hand keinen Schmerz mehr empfindet, wenn man auch mit einem Messer hineinschnitte. — Die Nerven sind aber nicht blos die Werkzeuge der Empfindung, sondern auch der Bewegung, denn sobald eine Nerve zerschnitten oder unterbunden wird, verlieren alle Glieder, zu denen der zerschnittene Nerve hingehet, ihre Beweglichkeit, und werden steif.

Von den Sinnen.

Wenn du mit deinem Finger an einer Glasscheibe hin und her fährst, so bemerkst du, daß sie glatt ist, und du bemerkst dieß nicht durch dein Gesicht, auch nicht durch dein Gehör, sondern durch das Gefühl, welches du in deinem Finger wahrnimmst? Eben so kannst du es auch nur durch das Gefühl erfahren, ob eine Sache hart oder weich, kalt oder warm, naß oder trocken, schwer oder leicht ist. Aber ob ein Getränk bitter, oder süß, oder sauer ist, dieß kannst du nicht durch dein Gefühl, sondern nur durch deinen Geschmack erfahren. Sowohl durch das Gefühl, als durch den Geschmack erhältst du Empfindungen und Vorstellungen von den Dingen, welche außer dir sind. Kostest oder schmeckst du den Essig, so hast du durch deine Empfindung eine Vorstellung von seiner Säure erhalten, und diese Vorstellung könntest du dir auf keine andere Art, als durch den Geschmack, verschafft haben. Hast du das Eis angefühlt, so erhältst du eine Vorstellung von seiner Kälte. Auch durch den Geruch, durch das Gehör und das Gesicht, also durch alle deine Sinne erhältst du Empfindungen und Vorstellungen von dem, was außer dir ist. Würdest du z. B. wohl eine Vorstellung von dem Duft einer Rose haben, wenn du ihn nicht durch den Geruch empfunden hättest? Könntest du dir den Knall einer Kanone und die schwarze Farbe vorstellen, wenn du jenen noch nie gehört, und diese nie gesehen hättest? Beschreibe einem Blindgebornen die schwarze Farbe, und einem Taubgebohrnen eine schöne Musik, so gut du kannst,

beide werden doch nimmermehr eine deutliche Vorstellung davon erhalten.

Zuerst wollen wir über den Sinn des Gefühls weiter nachdenken. Wenn wir fühlen wollen, ob etwas hart oder weich, kalt oder warm, rauh oder glatt ist, so bedienen wir uns dazu der Hand, und vorzüglich der Fingerspitzen, weil wir in diesen das feinste Gefühl haben. Aber woher kommt es, daß wir mit den Fingerspitzen so fein fühlen können? Weil da die Haut am dünnsten und weichsten ist, und weil sich da viele Nerven endigen. Aber die Hände sind nicht die einzigen Werkzeuge der Empfindung, der ganze Körper ist ihr Werkzeug. Deine Empfindungen sind nicht alle von einerlei Art. Nicht wahr, du hast eine unangenehme Empfindung wenn du aus einer wohl geheitzten Stube auf einmal in die Kälte kommst? Aber deine Empfindungen sind sehr angenehm, wenn du aus der Kälte in eine warme Stube trittst? Du siehst hieraus, daß deine Empfindungen eben so verschieden sind, als die Eindrücke, welche die äußern Gegenstände auf dich machen. Sind diese Eindrücke nur schwach, so sind es auch deine Empfindungen; sind sie stark, so hast du auch stärkere Empfindungen. Würde nicht deine Empfindung weit stärker seyn, wenn dir einer deiner Mitschüler aus Unvorsichtigkeit die schwere Bank auf den Fuß würfe, als wenn er dir nur ganz leise auf den Fuß träte? Wie heftig ist die Empfindung, wenn man sich den Finger vorn am Nagel klemmt; aber bei weitem nicht so heftig ist sie, wenn man sich den Arm klemmt, weil man am Arme nicht so empfindlich ist, als am Finger. Ein Stich in die Fußsohlen schmerzt lange nicht so heftig, als ein Stich in die Hand oder in den Arm, weil der Mensch an der Fußsohle eine überaus dicke Oberhaut hat, und der Schmerz dadurch gemäßigt wird. Durch Gewohnheit und Abhärtung kann auch ein Theil des Körpers fast unempfindlich werden. Dieß ist z. B. bei den Feuerarbeitern, bei Schmieden und Schlössern der Fall. Weil diese Leute beständig mit dem Feuer umgehen, und die schweren Hämmer täglich führen müssen, so bekömmt die innere Fläche ihrer Hände dadurch eine so harte Haut, daß sie heißes Eisen eine gute Weile in der Hand halten

können, ohne Schmerzen zu empfinden. Worauf kömmt es also bei dem Gefühl an? Theils auf die Beschaffenheit des Eindrucks, theils auf den Grad der Schwäche oder Stärke und Heftigkeit des Eindrucks, theils darauf, wie groß oder wie geringe die Empfindlichkeit des Theiles ist, welcher den Eindruck erhält. Die größte Empfindlichkeit hat der Mensch im Auge, und darum verursacht ihm auch schon das kleinste Ding oder Fäserchen, wenn es in's Auge fliegt, große Schmerzen.

Der Sinn des Geschmacks hat die meiste Aehnlichkeit mit dem Gefühle. Die Zunge ist das vorzüglichste Werkzeug, wodurch wir schmecken. Fühlst du die Oberfläche deiner Zunge mit dem Finger an, so bemerkst du eine Menge kleiner Erhöhungen, welche sehr reitzbar sind, weil sich die Nerven in diesen Erhöhungen endigen. Sie heißen deswegen Nervenwärzchen. Diesen Wärzchen ist es eigentlich zuzuschreiben, daß der Mensch schmecken kann, und darum nennt man sie auch Geschmacksnerven. Da die Speisen nicht einerlei Bestandtheile haben, so ist es natürlich, daß sie sehr verschieden schmecken. Dazu kommt, daß dieselben Nahrungsmittel dem einen sehr angenehme, dem andern sehr unangenehme Empfindungen verursachen, also dem einen gut, dem andern sehr übel schmecken. Giebt es doch Menschen, welche die besten Nahrungsmittel, z. B. Obst und Butter, nicht essen können, weil sie bei ihnen die unangenehmsten Geschmacksempfindungen hervorbringen. Und dieß geht sehr natürlich zu; denn die Speisen vermischen sich ja im Munde mit den schon vorhandenen Säften des Essenden, und diese Säfte können doch unmöglich bei allen Menschen von einerley Art seyn. Wie viel diese Säfte, und wie viel besonders der Speichel zur Veränderung des Geschmacks beiträgt, sieht man sehr deutlich an Kranken. Ihr werdet euch erinnern, lieben Kinder, daß euch alles bitter schmeckte, wenn ihr krank waret, und daß ihr auch vor den besten Speisen einen Eckel hattet. Und wie konnte dieß anders seyn? Eure Säfte waren verdorben; mit diesen verdorbenen Säften mischten sich die Speisen, die ihr in den Mund nahmet, also mußten sie wohl bitter schme-

cken. — Der Geschmack lehrt uns übrigens verdorbene Speisen von guten und frischen Speisen unterscheiden, und bewahrt uns also vor dem Genuß solcher Nahrungsmittel, welche uns schädlich werden könnten, so wie er uns dagegen zum Genuß guter Nahrungsmittel reitzt, und sie für uns angenehm macht.

Der Geschmack hat einen treuen Gefährten an dem Sinne des Geruchs erhalten, und sehr weise hat der Schöpfer das Werkzeug des Geruchs, die Nase, über dem Munde angebracht, damit der Mensch schon durch den Geruch von solchen Dingen zurückgehalten werde, welche ihm schädlich sind, ehe er sie noch zum Munde führt. Die Nase ist eine aus Knochen und Knorpel bestehende Höhle, welche durch eine Scheidewand in zwei Theile getheilt wird, und vorne und hinten geöffnet ist. Ihre hintern Oeffnungen erstrecken sich bis zum Rachen hinab. Die Nasenhöhle ist innerhalb mit vielem Schleim überzogen, und darum heißt die Haut, mit welcher sie ausgefüttert ist, die Schleimhaut. Sie ist voller Drüsen oder Schleimbläschen, welche beständig, und besonders bei einer Entzündung der Schleimhaut, den Schleim absondern. Der dicke Nasenschleim wird durch die Thränenfeuchtigkeit, welche beständig in die Nase hinabfließt, so lange der Thränenkanal nicht verstopft ist, verdünnt und flüssig erhalten. Unter allen Sinnen bringt der Geruch die heftigsten Eindrücke hervor, denn durch übel riechende Dinge können Ohnmachten entstehen, und durch gute Gerüche kann man die stärksten Ohnmachten vertreiben. Wer während des Schlafes den Geruch stark duftender Blumen beständig einzieht, kann vom Schlage gerührt werden, und sterben. — Das, was eigentlich den Geruch bewirkt, der Duft, ist etwas sehr feines, unsichtbares und ungemein flüchtiges, und es giebt nur sehr wenige Dinge, welche keinen Duft von sich geben, oder ausdünsten. Durch das Einathmen und Einziehen der Luft wird der feine Duft, den sie enthält, zu den sehr empfindlichen Nerven, welche in der Schleimhaut liegen, hingeführt, wo er dann die Empfindung oder den Reitz, welchen wir Geruch nennen, bewirkt.

Darum ist es auch nicht nöthig, daß man einen Körper dicht an die Nase bringt, um ihn zu riechen. Wenn man gegen den Wind geht, so kann man schon in einer weiten Entfernung Dinge durch den Geruch wahrnehmen. Sehr weit kann man z. B. den Pulverdampf riechen, und sehr weit durch den Geruch frischen Mist wahrnehmen, weil die aus diesen stark riechenden Körpern ausgedünsteten öhligen und salzigen Theile in der Luft schwimmen, und mit der Luft in die Nase eingezogen werden, wo sie dann die Nerven in der Schleimhaut reitzen, und so den Geruch verursachen. — Der Mensch kann sich an alle Gerüche, und selbst an diejenigen gewöhnen, welche ihm anfangs Eckel verursachen. — Aber warum gab uns der Schöpfer den Sinn des Geruchs? Ohne Zweifel, um uns durch den erquickenden Duft der Blumen und Kräuter, der Speisen und Getränke zu erfreuen; aber auch deswegen, damit wir im Stande seyn möchten, die Schädlichkeit und Unschädlichkeit der Luft, der Speisen und Getränke zu unterscheiden, und vor der schädlichen Luft und den schädlichen Nahrungsmitteln schon durch den Geruch gewarnt würden. Denn die meisten wohlriechenden Nahrungsmittel sind heilsam, und die meisten übelriechenden sind nachtheilig.

Lasset uns nun über den Sinn nachdenken, welchen die Kinder besonders beim Unterricht gebrauchen sollen, über den Sinn des Gehörs. Ihr wißt alle, daß die Ohren die Werkzeuge des Gehörs sind; aber ihr wisset noch nichts von ihrer innern Einrichtung, und werdet erstaunen, wenn ihr sie jetzt kennen lernt. Das äußere Ohr, ich meine den länglicht gewundenen Knorpel, der so verschiedene Vertiefungen hat, ist nur der geringste Theil eures Ohres. Der länglicht runde Gang, welcher aus dem äußeren Ohre in das innere führt, wird nach innen immer enger. Merkt euch, daß man ihn den Gehörgang nennt. Ihr könnt es selbst fühlen, daß der äußere Theil des Gehörganges knorplicht ist, aber sein innerer Theil ist knöchern. Auch das könnt ihr fühlen, daß in dem Gehörgange ein klebriger Saft befindlich ist, der das Innere desselben überkleidet; man nennt ihn das Ohrenschmalz. Die-

ser Saft ist gelblich und bitter, und soll das Ohr vor dem Einkriechen der Insekten beschützen. Eben dazu sind auch die feinen Härchen da, welche man in dem engeren Theile des Gehörganges findet. Zugleich dient das Ohrenschmalz zum Schutz wider die Luft, welche sonst die zarte Haut des Gehörganges zu stark reizen, und dadurch Schmerzen hervorbringen würde. Die innere enge Oeffnung des Gehörganges ist durch eine länglicht runde dünne Haut verschlossen, welche gleich einem Trommelfelle darüber ausgespannt ist, und daher auch das Trommelfell genannt wird. Hinter dieser Haut ist eine kleine Höhle, welche durch eine Röhre mit dem Schlunde in Verbindung steht; sie heißt die Trommel-Höhle, und enthält drei kleine Knochen, welche man, ihrer besondern Bildung wegen, Hammer, Amboß und Steigbügel nennt. Der Griff des Hammers liegt an dem Trommelfelle, mit dem Kopfe des Hammers ist der Amboß verbunden, und die eine Seite des Amboßes hängt wieder mit dem Steigbügel zusammen. Wenn nun das Trommelfell durch einen Schall, der in das Ohr dringt, erschüttert wird, so gerathen auch diese drei Knochen, der Reihe nach, in Bewegung. Außerdem findet sich noch in dem Innersten des Ohres eine Röhre, welche gleich dem Gehäuse einer Schnecke gewunden ist, und daher der Schneckengang heißt. — Wollet ihr nun auch wissen, wie es mit dem Hören zugeht, so merket euch folgendes. Wenn ihr mit einer Messerklinge an ein Glas schlaget, so höret ihr einen Schall, und bemerket, daß das Glas zittert. In eben diese zitternde Bewegung wird nun auch die Luft versetzt, welche das Glas umgiebt, und so entsteht das, was wir Schall nennen. Daß sich der Schall fortpflanzt, kommt daher, weil die Lufttheile so genau unter sich zusammenhängen, wie die Wassertheile. Wenn du einen Stein ins Wasser wirfst, so wird nicht blos derjenige Theil des Wassers bewegt, den der Stein getroffen hat, sondern rund umher geräth das Wasser in Bewegung, und es entsteht eine Welle nach der andern. Gerade so geht es auch in der Luft zu, und nun werdet ihr begreifen, wie es möglich ist, daß der Schall einer weit entfernten Glocke von uns empfunden oder ge-

hört werden kann, und wie es zugeht, daß man stärker hört, wenn man das äußere Ohr vorwärts beugt.

Jetzt bleibt uns nur noch der Sinn des Gesichts übrig. Die Werkzeuge dieses Sinnes sind die Augen, welche am obern Theile des Gesichts, in den sogenannten Augenhöhlen befestigt sind. Ihr könnt es fühlen, daß diese Höhlen aus Knochen gebildet sind, und dieß ist eine überaus weise Einrichtung des Schöpfers; denn durch diese festen Knochen sind die zarten Augen vor Stößen gesichert, und können nun überhaupt nicht so leicht beschädigt werden. Eben diesen Dienst leisten auch die Augenlieder den Augen, indem sie darunter, wie unter einer weichen Decke, geschützt liegen. Am Rande des obern und des untern Augenliedes bemerket ihr kleine Haare, die in einer Reihe dicht bei einander stehen; auch diese Härchen dienen zum Schutze des Auges, indem sie es hindern, daß nicht zu viele Lichtstrahlen auf einmahl gerade in's Auge fallen. Ihr wisset, daß diese Härchen die Augenwimpern genannt werden. Sie leisten dem Auge auch noch einen andern Dienst, indem sie den Staub und andere Dinge auffangen, welche in's Auge fliegen wollen. Zwei Muskeln setzen die Augenlieder in Bewegung, und ziehen sie, wenn wir schlafen wollen, fest zusammen. Auch die Augenbraunen tragen sehr viel zur Beschützung des Auges bei, denn sie fangen den scharfen Schweiß auf, der bei starker Bewegung oder schwerer Arbeit von unserer Stirn fließt, und der die Augen sonst äußerst beschädigen würde. — Das Auge selbst, oder der sogenannte Augapfel, ist kugelförmig. Die äußere Haut desselben hat der Schöpfer hart und hornartig gebildet, damit sie nicht so leicht beschädigt werden könne. Sie heißt daher auch die Hornhaut. Ihr vorderer Theil ist durchsichtig, der hintere undurchsichtig. Hinter der Hornhaut liegt noch eine andere Haut, welche strahlenförmige Streifen hat, und daher die Regenbogenhaut genannt wird. Sie hat eine runde Oeffnung, der Stern genannt, welche wie ein kleiner schwarzer Fleck aussieht. Eine dritte Haut umgiebt die innere Seite der Regenbogenhaut, und heißt die Netzhaut, weil sie netzförmig gebildet

ist. Sie umfaßt eine durchsichtige zähe Feuchtigkeit, welche die gläserne genannt wird, weil sie dem geschmolzenen Glase ähnlich ist. Vorne in dieser gläsernen Feuchtigkeit ist eine rundliche Grube, in welcher ein kleiner heller und durchsichtiger Körper liegt, den man die Kristall-Linse nennt, weil Kristall sehr hell und durchsichtig ist, und weil dieser Körper die Form einer Linse hat. Der Raum, welcher zwischen der Hornhaut und der Linse ist, enthält eine wäßrichte Feuchtigkeit, welche die Geschmeidigkeit des Auges befördert, und es beweglich macht. Damit sich das Auge nach allen Richtungen bewegen könne, so hat der Schöpfer 6 Muskeln an dem Augapfel angebracht.

Jetzt, lieben Kinder, kennet ihr erst die Theile, aus welchen eure Augen bestehen; aber ihr wisset noch nicht, wie es zugeht, daß ihr sehen, d. h. mit euren Augen die Dinge, welche um euch her sind, deutlich wahrnehmen könnet. Dieß sollet ihr jetzt lernen. In einer dunkeln Stube, oder in einer finstern Nacht könnet ihr nichts sehen; durch das Licht werden euch die Dinge erst sichtbar. Die Lichtstrahlen, welche von dem Gegenstande ausgehen, den ihr sehen sollet, dringen durch die Häute und Flüssigkeiten des Auges, und werden auf die Art gebrochen, daß sie sich auf der Netzhaut vereinigen, und da im Kleinen ein Bild des Gegenstandes entwerfen, wie es der Spiegel im Großen thut. Ist der Gegenstand unseren Augen zu nahe, so sehen wir ihn nicht, weil dann das Bild desselben hinter der Netzhaut fällt; ist er zu sehr entfernt, so sehen wir ihn auch nicht, weil das Bild alsdann vor der Netzhaut fällt. Daß wir die Gegenstände nicht doppelt sehen, ob wir sie gleich mit zwei Augen wahrnehmen, ist Folge der Gewohnheit und Uebung. Mit zwei Augen sieht man nicht beträchtlich deutlicher und schärfer, als mit einem. Der Sinn des Gefühls muß fast bei allen Gegenständen dem Sinn des Gesichts behülflich seyn, wenn wir eine vollständige, richtige und deutliche Vorstellung von einem Gegenstande erhalten sollen. Nennet mir nur einige Dinge, oder Eigenschaften der Dinge, von welchen wir keine Vorstellung haben würden, wenn wir sie nicht sehen könnten.

Von der Haut, den Haaren und den Nägeln.

Unser ganzer Körper ist in eine weiche und starke Decke eingehüllt; wir nennen sie Haut. Sie ist einer außerordentlichen Ausdehnung fähig, und nimmt nach jedem Druck ihre vorige Gestalt wieder an, oder ist elastisch. Sie hat eine Menge Blutgefäße, und daher ist sie an verschiedenen Stellen bläulich, oder auch röthlich. Da das Blut beständig wäßrichte Dünste durch die Haut aushaucht, so ist sie auch mit solchen Gefäßen oder kleinen Behältern versehen, welche diese Flüssigkeiten aufnehmen. Noch andere Gefäße der Haut dienen zum Einsaugen der Luft, welche durch die Haut beständig dem Körper zugeführt wird. Die Haut hat überall eine große Empfindlichkeit; an den Fingerspitzen ist diese Empfindlichkeit am größten, und daher fühlen wir auch mit diesen am schärfsten. Viele Nerven, die sich in äußerst kleine Wärzchen endigen, bringen diese Empfindlichkeit hervor, welche durch ein dünnes Häutchen, womit die eigentliche Haut überzogen ist, durch die Oberhaut, ein wenig vermindert wird. Diese Oberhaut ist unempfindlich; man kann sie mit einer Nadel durchstechen, ohne den geringsten Schmerz zu empfinden. Wird sie viel gerieben oder gedrückt, z. B. bei schweren Handarbeiten, so wird sie dick und hart. Daher kommt es, daß diejenigen, welche sich mit schweren Handarbeiten beschäftigen müssen, sehr harte Hände bekommen, und wenig Gefühl in den Händen haben. Die Härte unserer Fußsohlen hat eine ähnliche Ursache.

Die Farbe der Haut ist bei allen Menschen gleich, nehmlich weiß; denn die Schwärze des Negers, die gelbbraune Farbe des Arabers, die kupferrothe Farbe des Amerikaners, und die weiße des Europäers ist nicht die Farbe der eigentlichen Haut, sondern die Farbe einer schleimichten Materie, welche wie ein Netz zwischen der Oberhaut und der eigentlichen Haut sich hinzieht, und die Fetthaut genannt wird. Da aber die Oberhaut sehr dünne, und halb durchsichtig ist, so schimmert die Farbe der innern Fetthaut hindurch, und so scheint es dann, als ob die Oberhaut die Farbe hätte, welche eigentlich der Fetthaut zugehört.

Die äußere Seite der Haut ist größtentheils mit Haaren besetzt, welche aber nur an wenigen Stellen zahlreich, lang und dick sind, und an manchen Stellen ganz fehlen, wie z. B. an den Fußsohlen, an der inneren Fläche der Hand, und an den Augenliedern. Diese Haare entstehen aus Kügelchen, welche in dem Zellgewebe und unter der Haut liegen, und Wurzeln heißen. Kaum werdet ihr es glauben, lieben Kinder, daß jedes, auch das feinste Haar, eine hohle, harte und elastische Röhre, und mit einem Safte angefüllt ist, bei dessen Vertrocknung das Haar abstirbt und ausfällt. Die Wurzeln führen dem Haar seine Nahrung zu, und daher kommt es, daß es nicht wieder wächst, wenn es mit der Wurzel ausgerissen ist, wohl aber, wenn man es nur an der Wurzel abgeschnitten hat. Aber wozu, werdet ihr fragen, nutzen denn die vielen Haare dem Menschen? Ihr Nutzen besteht hauptsächlich darin, daß sie eine zähe und fette Feuchtigkeit absondern, und daß sie die unter ihnen liegenden Theile bedecken, erwärmen und beschützen. Dieß erfahren diejenigen, welche die Kopfhaare größtentheils, oder ganz verlohren haben; sie müssen, um sich vor den Schmerzen und Unannehmlichkeiten, welche daraus entstehen, zu schützen, allerlei künstliche Kopfbedeckungen gebrauchen.

Wir haben nun alle Theile unseres künstlich gebauten Körpers, bis auf die Nägel, kennen gelernt. Merkt euch von diesen, daß diese harten, glatten und unempfindlichen Platten an den Fingern und Zehen mit ihren Wurzeln befestigt sind, daß sie diesen Gliedern eine größere Festigkeit geben, und dadurch den Menschen das Greifen, Anfassen, Gehen und Treten sehr erleichtern. Zugleich dienen sie zum Kratzen, und auch dieser Dienst ist uns oft sehr willkommen und sehr nothwendig. Kinder müssen sich jedoch sorgfältig hüten, diesen Dienst zu oft von den Nägeln zu begehren, denn es ist unanständig. Reinliche Kinder sorgen auch dafür, daß ihre Nägel gehörig beschnitten sind, denn lange Nägel sind eckelhaft.

VII.
Gesundheitslehre.

1. Gesundheit und Krankheit.

Mir schmeckt das Essen, ich fühle keine Schmerzen, ich kann meine Hände und Füße, meine Augen, Ohren und Nase gebrauchen, ich schlafe ruhig, und kann Wind und Wetter ertragen. Also bin ich gesund, und will mich meiner Gesundheit freuen, will mich aber auch in Acht nehmen, daß ich nicht krank werde. Denn dem Kranken ist nicht wohl. Er ist schwach und matt, das Essen schmeckt ihm nicht, er kann nicht Wind und Wetter ertragen, nicht arbeiten, er hat Angst und Schmerzen, und freut sich nicht.

Wenn ich einen gesunden Leib behalten will, so muß ich ihn ernähren durch Essen und Trinken, und ihn erhalten durch Bewegung und Ruhe. Die beste Bewegung ist die Arbeit, und die beste Ruhe der Schlaf. Ich kann krank werden, wenn ich mich ärgere, wenn ich zornig, oder böse, oder wild bin, wenn ich zu sehr springe, wenn ich zu viel esse oder trinke, oder zu unrechter Zeit und zu oft esse; wenn ich mich durch Laufen und Springen erhitze, und dann sogleich trinke; wenn ich zu lange schlafe, oder nicht zu rechter Zeit zu Bette gehe; wenn ich mich nicht wasche und nicht kämme; wenn ich mich nicht vor dem Fallen in Acht nehme, und unvorsichtig einhergehe; wenn ich mich erst erhitze, und dann in den Zug stelle, oder mich bis aufs Hemde ausziehe.

2. Von der Kleidung.

Die Kleidung muß gerade so beschaffen seyn, daß man nicht unbehaglich kalt, aber auch nicht unbehaglich

heiß ist. Sie muß sich daher nach der Jahreszeit und der Witterung richten, aber auch noch besonders nach dem Gesundheitszustande eines jeden Menschen. Es ist gut, sich von Kindheit an mehr an eine kühle, als an eine sehr warme Kleidung zu gewöhnen, und sich gegen die Wirkungen der Kälte abzuhärten, weil man leicht in Umstände gerathen kann, durch die man genöthigt wird, der wärmern Kleidung zu entbehren. Schädlich ist es, sich übermäßig warm zu kleiden, und eine Last von doppelten Hemden, Wämsern, Oberröcken und Pelzen auf dem Leibe zu tragen; es bringt bei der geringsten Bewegung das Blut in Wallung, erschwert das Athmen, und setzt in Gefahr, sich zu erkälten.

An kalten Tagen kleide man sich mitten im Sommer, wie man sich an einem Wintertage kleiden würde. Ueberhaupt ist in unseren Gegenden die leichte Sommertracht sehr schädlich, da die Witterung bei uns so unbeständig ist, und oft auf einen heißen Tag ein sehr kühler, wohl gar ein kalter Abend folgt.

Jede zu stark, oder nur an einigen Theilen des Körpers drückende, pressende und kneipende Kleidung ist schädlich. Besonders schädlich ist es, die Strumpfbänder fest zu schnüren. Der Kopf muß kühl gehalten werden, und jede Kopfbedeckung ist, zumal wenn man starkes Haar hat, unnöthig, ausgenommen zum Schutz vor der Sonne. Selbst die kleinsten Kinder darf man ohne Gefahr mit bloßem Kopfe in die freye Luft schicken. Sehr schädlich sind die warmen wollenen Mützen und die Pelzmützen. Die Kinder werden davon krank, bekommen Ungeziefer und Grind, Flüsse, Kopf- und Zahnschmerzen, und besonders schlimme Augen. Am wenigsten dürfen sie dann einen Hut oder eine Mütze aufsetzen, wenn sie einen ausgeschlagenen Kopf haben.

Dicke Halstücher, besonders wenn sie fest zugeschnürt werden, sind schädlich, und es ist dagegen sehr heilsam, mit bloßem Halse zu gehen. Der Unterleib muß vorzüglich warm gehalten werden. Durchfälle, Koliken und Ruhr können von Erkältung des Unterleibes entstehen. Auch die Füße vertragen gern mehr

Wärme. Nur ein gesunder und abgehärteter Mensch darf baarfuß gehen.

Die engen spizigen Schuhe gehören auch zu den schädlichen Kleidungsstücken. Sie verderben die Füße, machen die Gelenke der Zehen steif, und erzeugen die schmerzhaften Hüneraugen, wovon viele im Alter für die Eitelkeit ihrer Jugend büßen müssen.

Hütet euch, Kleider zu tragen, welche kranke Menschen getragen haben, denn viele Krankheiten sind ansteckend, und mancher, der sonst sehr gesund war, wurde krank, und mußte wohl gar zu früh sterben, weil er die Kleider eines Schwindsüchtigen getragen hatte.

3. Von der Luft.

Es kommt sehr viel darauf an, daß die Luft, welche wir einathmen, frisch, rein und trocken sei; denn sonst kann sie uns nicht beleben und stärken, nicht frisch und fröhlich machen. Reine und trockene Luft muntert auf zur Arbeit, vermehrt den Hunger, macht, daß einem die Speisen wohl bekommen, und giebt einen ruhigen, sanften Schlaf. Nicht wahr, dir ist ängstlich und peinlich zu Muthe, wenn du mit vielen Menschen in einer kleinen Stube lange beisammen seyn mußt, und weder Fenster noch Thüren aufgemacht werden? — Schlechte, verderbte und unreine Luft schwächt den Menschen, macht ihn träge und verdrießlich, und zieht ihm, wenn er lange darin lebt, allerlei böse Krankheiten, besonders Fieber, zu.

Die frische und reine Luft ist also dem Menschen zum Gesundseyn eben so nothwendig, wie Speise und Trank, und wie dem Fisch das frische Wasser. Habt ihr nicht gesehen, daß Pflanzen in der besten Erde, und Thiere bei dem besten Futter, ohne frische Luft verderben? Wie könnte der Mensch ohne frische Luft gedeihen und leben, gesund und froh seyn? Wie sehr freuet ihr euch, wenn ihr lange in der Stube habt sitzen müssen, und nun auf einmal vor's Thor in die frische reine Luft kommet! Nicht wahr, da ist euch noch einmal so wohl, als in der dunstigen Stube?

Wollet ihr wissen, wodurch die Luft verdirbt? Das sollt ihr hören. Aber merkt es euch auch! — Wenn in einer kleinen Stube viele Menschen bei einander sind, und besonders darin bei einander schlafen, so verdirbt die Luft. Was ist nun da zu thun? Man muß Morgens, Mittags und Abends die Fenster und Thüren auf einige Minuten öffnen, und die frische Luft von außen hineinlassen. Aber thun das wohl die Menschen? Ist es Winter oder Herbst, so sagen die meisten: es wäre ja Schade, wenn man die schöne Wärme wollte zum Fenster hinaus gehen lassen! Und im Sommer haben sie wieder andere Einwendungen. Aber ist es nicht besser, ein wenig frieren, und dabei gesund seyn, als warm sitzen, und dabei kränklich, schwach und verdrießlich seyn?

Noch schlimmer ist es, wenn in der Stube, außer den Ausdünstungen der Menschen, auch noch der Dampf von Oehllampen, Talglichtern oder Lichtschnuppen, oder vom Bügeln und vom Plätten der Wäsche, oder vom Wollkämmen und von brennenden Holzkohlen die Luft verdirbt. Dann können die Menschen nicht nur krank werden, sondern sogar ersticken. Man kann die Luft dadurch verbessern, daß man Essig auf einen glühenden Stein gießt. Ein Windofen ist ein guter Luftreiniger.

Wer in einer Stube schläft, in welcher frische Wäsche zum Trocknen aufgehängt ist, setzt sich in die größte Gefahr, plötzlich an einem Schlagflusse zu sterben, oder wenigstens unerträgliche Kopfschmerzen und heftigen Schwindel zu bekommen.

Höret, wie es dem Gastwirth M ü l l e r gieng. Dieser hatte eine ganze Nacht nicht schlafen können und wollte gern am andern Tage ein wenig Mittagsruhe halten. Aber in der Gaststube war unaufhörlich Geräusch. Seine Frau rieth ihm, oben auf eine abgelegene Stube zu gehen; weil er da ganz ungestört schlafen könnte. Sie selbst führte ihn hinauf, und schloss die Thür ab, mit dem Versprechen, ihn in einer guten Stunde zu wecken. In dieser Stube war eine grosse Menge frische Wäsche aufgehängt; das bedachte die

Frau nicht. Als sie nach einer Stunde kam, um ihren Mann zu wecken, fand sie ihn vom Schlage gerührt, todt im Lehnstuhle.

Eben so schädlich sind die Ausdünstungen stark riechender Blumen, und frisch mit Kalk übertünchter, oder mit Farben angemahlter Wände.

In einer ordentlichen und reinlichen Wohnstube sieht man keine Spinnengewebe; im Sommer nur wenig Fliegen, keinen Staub, kein Stroh und keinen Unrath, also z. B. keine Aepfelschaalen, oder Knochen. Die Fenster sind hell und klar, und man spürt keinen übeln Geruch oder stinkende Ausdünstungen.

4. Du sollst reinlich und ordentlich seyn.

Ferdinand nahm sich des Morgens nie die Zeit, sich zu waschen und zu kämmen, und seine Kleidungsstücke gehörig zu säubern. Er spottete wohl gar über seine reinliche Schwester Marie, wenn sie sich bei dem Aufstehen sorgfältig den Mund mit reinem und kalten Wasser ausspülte, die Zähne putzte, das Gesicht, den Kopf und die Ohren wusch, und dann ihr langes Haar mit vieler Mühe auskämme. Diesem guten Beispiele folgte der unreinliche Ferdinand nicht, so oft ihn auch der Vater und die Mutter dazu ermahnten, und wegen seiner Unsauberkeit straften. Daher erlebte er auch manche Schande. Kam er in die Schule, so hieß ihn der Lehrer oft wieder hinausgehen und sich waschen, und eben so oft mußte er im Winkel stehen, weil er sich die Haare nicht ausgekämmt und die Striefeln nicht gereiniget hatte. Ja er bekam sogar endlich einen eckelhaften ansteckenden Ausschlag an den Händen, den man die Krätze nennt, und durfte nun eine lange Zeit gar nicht mit andern Menschen umgehen. Jeder verachtete ihn, und keiner mochte bei dem schmutzigen Ferdinand sitzen. Dagegen wurde die reinliche Marie überall gern gesehen, und von allen Menschen wegen ihrer Reinlichkeit geschätzt und geliebt. Sie sah immer gesund und frisch aus, und durfte sich nie schämen.

Die Unreinlichkeit, lieben Kinder, ist die Ursache von vielen Krankheiten, besonders von ansteckenden Krankheiten und bösen Ausschlägen. Wer davor bewahrt bleiben will, der muß nicht nur das Gesicht, die Hände und die Füße fleißig waschen, sondern auch den ganzen Körper, und zwar in jeder Woche wenigstens einmahl. Darum wäre es wohl zu wünschen, daß man an jedem Orte Anstalten zum Baden hätte, und daß das Baden eine allgemeine Sitte würde. Nur dadurch wird die Haut so rein gehalten, daß sie frey ausdünsten kann.

Wenn aber das Baden heilsam seyn soll, so muß man folgende Regeln dabei sorgfältig beobachten:

1) Man muß sich sorgfältig an solchen Stellen baden, wo gar keine Gefahr ist.

2) Man muß gesund und wohl seyn.

3) Man darf nicht erhitzt seyn, oder kurz vorher viel gegessen haben.

4) Man muß sich nicht langsam, sondern geschwind, mit dem Kopfe und dem ganzen Körper, unter das Wasser tauchen.

5) Man muß im Bade nicht still sitzen, sondern sich stark bewegen, oder schwimmen. Und

6) Nach dem Bade muß man nicht ruhen, sondern gemächlich gehen.

In B. hatten die mehresten jungen Leute Lust zum Baden. Sie giengen alle Tage, gegen Abend, in Gesellschaft, nach einem Teiche. Einige konnten schwimmen. Diese wollten sich eines Tages, weil ein Fremder dabei war, als grosse Schwimmer zeigen, kleideten sich daher schnell aus, obgleich sie noch vom Wege erhizt waren, sprangen ins Wasser, und durchschwammen den Teich einigemahl. Einen von ihnen rührte der Schlag, als er noch fern vom Ufer war; diess war die Folge der zu schnellen Abwechselung der Hitze mit der Kälte. Die übrigen Schwimmer waren weit von ihm entfernt, und als sie herbei kamen, theils zu furchtsam, theils zu ermüdet, um ihn retten zu kön-

nen. Gott! wer schildert das Schmerzgefühl derjenigen, die gern gerettet hätten, aber nicht schwimmen konnten! Man lief in gröſster Eile, um vom nahen Dorfe einen Kahn und Stangen zu holen. Viele Menschen eilten zur Hülfe herbei. Man fand den Verunglückten bald; Aerzte kamen auch; aber vergebens war das Bemühen, ihn in's Leben zurück zu bringen. Schrecklich war die Lage derer, die den Eltern des Ertrunkenen die Todtesnachricht bringen muſsten. Man denke sich den Gram guter Eltern, welche die frohe Hoffnung, an dem schon erwachsenen Sohne eine Stüze ihres Alters zu haben, auf einmahl zernichtet sahen. O vergesset es doch nicht, lieben Kinder, daſs Vorsichtigkeit bei jedem Unternehmen nöthig ist, vorzüglich aber da, wo nahe Gefahr des Lebens droht! — Sollten nicht endlich so viele Beispiele, durch ihre eigene Schuld Ertrunkener, Vorsicht und Behutsamkeit lehren?

Ein warmes Bad muß man in einem hinlänglich warmen Zimmer nehmen, ja nicht in einem kalten; ohne diese Vorsicht wird man sich durch ein warmes Bad mehr schaden, als nützen. Dieses gilt auch von den Fußbädern, welche bei Anhäufung des Bluts im Kopfe und in der Brust sehr heilsam sind.

Nicht blos seinen Körper und seine Kleidung soll man reinlich halten, sondern auch das Hausgeräth, die Betten, die Stuben und die Kammern müssen stets reinlich und ordentlich gehalten werden. Dazu gehört, daß man das Hausgeräth fleißig scheure und putze, die Betten von Zeit zu Zeit in die Sonne lege, oder in die frische Luft hänge, und ausklopfe, und die Stuben oft auskehre oder scheure. Nur muß man sich wohl hüten, in einer gescheuerten Stube, die noch nicht wieder recht trocken ist, zu schlafen, denn das ist sehr schädlich.

5. Von den Speisen.

Warum esset und trinket ihr? Nicht wahr, um euren Hunger zu stillen, um euren Körper zu erhalten, und ihn zu ernähren? Und eure vorzüglichsten Nahrungsmittel sind folgende: Brod, Gemüse (nennet mir einige Arten von Gemüse!) Hülsen= und Saamen=

menfrüchte, (wer kann einige nennen?) Obst, Milch, Fische und Fleisch. — Merkt euch, daß Pflanzenspeisen nicht so nahrhaft und stärkend sind, als Fleischspeisen, und daß Fleischspeisen auch nahrhafter sind, als Speisen von Fischen. Darum sollten unsere Mahlzeiten aus einem kleineren Theile Fleisch und einem größeren Theile Gemüse bestehen. Von bloßen Fischspeisen geräth das Blut in Fäulniß, und wer blos Gemüse essen wollte, würde nicht Kraft und Stärke genug haben.

Soll dir das Essen immer recht wohl schmecken, so sorge dafür, daß du hungrig werdest, denn der Hunger ist der beste Koch, und wenn du recht hungrig bist, so wird dir auch die einfachste Kost herrlich schmecken. Aber wenn du müßig gehest, oder kurz vor der Mahlzeit allerlei Näschereien issest, so kannst du nicht hungrig werden. Du mußt fleißig arbeiten, und dich in freier Luft bewegen, dann wirst du gewiß hungrig zu Tische kommen, und dann werden auch die Speisen bei dir gedeihen.

Aber merke dir dabei, was das Sprüchwort sagt: allzuviel ist ungesund. Denke nicht: viel Essen giebt viel Nahrung, denn wenn du das, was du gegessen hast, nicht verdauen kannst, so schadet es dir.

Hüte dich, vielerlei Speisen durch einander zu essen, damit es dir nicht gehe, wie dem unverständigen und gierigen Moritz. Dieser hatte einige Groschen geschenkt bekommen, und gieng nun auf den Markt, um sich einmal, wie er sagte, etwas zu gute zu thun. Erst kaufte er Pfefferkuchen, und verzehrte sie, dann Aepfel, dann gebackene Pflaumen, und nun noch fettige Kuchen, welche eine Frau feil bot. Das alles verzehrte Moritz in einer Stunde. Und was geschah? Er konnte diese Speisen nicht verdauen, klagte über Kopf- und Leibschmerzen, wurde übel, und quälte sich einige Stunden, ehe er sich übergeben konnte. Noch am andern Tage war er sehr krank, und mußte nun mehrere Tage fasten.

Pflanzen müssen, ehe man sie genießt, sorgfältig untersucht werden, damit keine Giftpflanzen oder

Giftwurzeln, als: Bilsenkraut, Schierling, Gleiße, Wolfskirsche oder Bollwurz, Stechapfel, Schwarzkümmel, und dergleichen darunter sey.

Alle Schwämme oder Pilze verdauen sich schwer, und sind ungesund, und da überdieß leicht giftige Schwämme darunter seyn können, so thut man am besten, wenn man keine ißt.

Reife Kartoffeln sind nicht ungesund, wenn sie von guter Art sind, und nicht übermäßig genossen werden. Unreif sind sie ein wahres Gift für den menschlichen Körper, erzeugen die Ruhr, und andere schlimme Krankheiten. Vor der Mitte des Septembers sollte Niemand Kartoffeln essen. Fette Speisen in Menge zu genießen ist sehr schädlich. Der Husten, an dem beim Anfange des Winters so viele leiden, ist mehr dem zu häufigen Genuß des Schmalzes und des Schweinefleisches, als der Kälte zuzuschreiben.

Scharfe, gesalzene, und gewürzte Speisen erhitzen das Blut, und sind ungesund. Viel und besonders alten Käse zu essen ist ungesund, weil er Grieß und Steine in der Blase erzeugt. Süße Sachen schwächen den Magen, machen Blähungen, und unterdrücken die Eßlust. Hütet euch, die Speisen heiß zu genießen; ihr verderbet dadurch nicht nur eure Zähne, sondern schwächet auch den Magen.

Kupferne Geschirre müssen gut überzinnt seyn, und irdene Gefäße müssen eine gute Glasur haben, sonst können sie für die Gesundheit sehr schädlich werden; doch ist bei den letztern weniger Gefahr, als bei den erstern. Besonders muß man sich hüten, saure Speisen in kupfernen und zinnern Gefäßen zuzubereiten und aufzubewahren, denn sie lösen das Kupfer und das dem Zinne gewöhnlich beigemischte Blei auf, und verwandeln es in Gift. Höret hiervon ein warnendes Beispiel.

Der Schuster Bodenteich in H. kochte Pflaumenmuſs. Nachdem ſeine Frau daſſelbe in Töpfe gethan hatte, blieb am Rande des kupfernen Keſſels, wie gewöhnlich, etwas ſitzen. Der Schuſter, welcher aus unzeitiger Sparſamkeit nichts von dem ſchönen Muſs wollte umkommen laſſen, kratzte alles ſorgfältig mit

dem Löffel ab, was am Rande des Kessels sitzen geblieben war, und aſs es begierig. Einige Stunden nachher empfand er heftige Leibschmerzen. Er nahm einen Schluck Brantwein, aber die Schmerzen wurden nur ärger darnach, und er brachte die Nacht unter schrecklichen Quaalen zu. Am Morgen war sein Leib aufgeschwollen, und es muſste ein Arzt zu Hülfe gerufen werden. Doch dieser kam leider zu spät, denn schon war der Unglückliche an dem Muſse, welches er so unvorsichtig genossen hatte, gestorben. Die Säure der Pflaumen hatte nehmlich den Grünspan aus dem Kupfer gezogen, und so das Muſs vergiftet.

Wer unglücklicher Weise etwas Giftiges genossen hat, muß sogleich viel warme Milch, oder Wasser, mit frischer geschmolzener Butter oder Oel vermischt trinken. Brechmittel sind am wirksamsten, wenn jemand Schierling oder Wolfskirschen u. dgl. gegessen hat.

Weizenbrod, Kuchen und Semmel schaden in zu großer Menge, und warm genossen, und sind nicht so gesund, als Roggenbrod. Doch muß auch dieses einige Tage alt seyn, wenn es den Namen einer heilsamen Speise verdienen soll. Zu den vorzüglich schädlichen Speisen gehört auch das fette Backwerk (Kuchen), besonders Pasteten und Torten, die nur ein äußerst starker Magen zu verdauen im Stande ist.

Marie pflegte, wenn sie Brod in Vorrath backte, für ihre Kinder kleine Salzkuchen zu backen, um ihnen ein Vergnügen zu machen. Eines Tages hatte sie dieſs auch gethan, und lieſs sich von den Kindern erbitten, ihnen die Kuchen sogleich zu geben, ehe sie noch kalt geworden waren. Zwar hatten sie alle versprochen, nicht eher davon zu essen, als bis sie kalt geworden wären: allein Christian, Marien's zweiter Sohn, konnte doch seine Begierde nicht mäſsigen, sondern verschlang den ganzen heiſsen Kuchen So lief er aufs Eis, ward durstig, und trank das eiskalte Wasser. Auf einmahl fühlte er Uebelkeit, und kaum konnte er noch das Haus erreichen. Mit jeder Stunde ward sein Zustand schlimmer, und noch vor Abend war er todt. Die Aerzte öffneten seinen Leib, um die Ursach

seines plötzlichen Todes zu erfahren, und fanden den Kuchenteich in einem Klumpen vereinigt, und noch ein Stück davon im Schlunde.

6. Von den Getränken.

Der Mensch muß nur in der Absicht trinken, um seinen Durst zu löschen, nicht aber, um den Gaumen zu kitzeln.

Das gesundeste Getränk für den Menschen ist reines, klares Wasser; es kühlt, verdünnt, und reinigt das Blut, erhält Magen, Eingeweide, Gehirn und Nerven in Ordnung, und macht den Menschen ruhig, heiter und froh. Auch zehret das Wasser nicht, wie man gewöhnlich glaubt, sondern es macht Gedeihen, wenn man sich dabei viel Bewegung in frischer Luft macht.

Die Menschen trinken gewöhnlich viel zu viel warmes Getränke, als: Kaffee, Thee u. dgl. Es ist daher nicht anders möglich, als daß ihr Blut scharf und unrein, und ihr Angesicht blaß werden muß. Besonders schadet dem weiblichen Geschlechte, welches mehr in Stuben sitzt, als das männliche, der zu häufige Genuß des warmen Getränkes.

Dünnes, rein ausgegohrnes, und gut gehopftes Bier, ist für Erwachsene nicht schädlich; aber Kindern sollte man es nicht geben, weil es ihnen das Blut erhitzt, und die Lust zum Wassertrinken benimmt.

Der Branntwein ist unter allen Getränken das schädlichste. Er reitzt so stark, daß ein Mensch, der nicht an ihn gewöhnt ist, kaum einen Theelöffel voll davon vertragen kann. Er hindert die Verdauung, macht Wallung und Hitze, und wirkt auf das Gehirn so stark, daß derjenige, welcher viel davon genießt, alle Besinnung verliert, und so schwerfällig und kraftlos wird, daß er nicht mehr auf seinen Füßen stehen kann. Wie schrecklich uud wie eckelhaft ist der Anblick eines Betrunkenen! Auch dann, wann er sich rholt hat, bleibt er schwach, und dieß Gefühl der Schwäche verleitet ihn, aufs neue zu trinken. Auf

diese Art gewöhnen sich viele an das Branntweinsaufen, indem sie es nach und nach zu der unglückseligen Fertigkeit bringen, sehr viel davon zu trinken, ohne berauscht zu werden. Die Folgen dieser abscheulichen Gewohnheit sind schrecklich. Die Säufer können die genossenen Speisen nicht mehr verdauen, und verlieren daher endlich alle Eßlust. Bei einigen entsteht von der heftigen Reitzung ein Bluthusten und Lungensucht; die gewöhnliche Folge ist die Wassersucht Dabey werden die Seelenkräfte ebenfalls geschwächt; die Säufer verlieren endlich so ganz das Gedächtniß und die Urtheilskraft, daß sie zu den meisten Geschäften gar nicht mehr zu gebrauchen sind. Eben dieß ist der Fall bei Weinsäufern. Der Wein ist zum täglichen Getränk für Gesunde nicht tauglich; nur als stärkende Arznei solle er von Kranken getrunken werden. Wer gesund ist, der trinke nur dann Wein, wenn er durch starke Arbeiten oder langes Gehen ermattet ist, oder dann, wenn er einmal mehr Lebhaftigkeit und Frohsinn als gewöhnlich zu haben wünscht. Soll aber der Wein stärken und fröhlich machen, so muß man wenig trinken.

Heitmann in Br. erbte von seinem redlichen Vater Haus und Hof im besten Stande. Schöne Pferde, Kühe und Schweine waren in den Ställen; die Gärten voll schöner Obstbäume, und das Ackerland trug reichlich Korn und Hülsenfrüchte. Auch baares Geld erbte Heitmann von seinem Vater, denn dieser war arbeitsam und sparsam gewesen, so lange er lebte. In den ersten Jahren war auch Heitmann ein recht guter Wirth, und es gieng ihm sehr wohl. Aber eben dieser Wohlstand, in dem er lebte, verleitete ihn zum Müssiggange, und er gewöhnte sich, alle Nachmittage in ein Wirthshaus zn gehen, und da bis an den späten Abend zu bleiben. Dort fand er Säufer, mit welchen er spielte, und die ihn nach und nach zum Branntweintrinken verleiteten, um ihm dann, wenn er berauscht war, desto leichter im Spiele Geld abzugewinnen. Bald genug fiel er so tief in das Laster der Trunkenheit, dass er oft, wenn er um Mitternacht taumelnd nach Hause kam, seine Frau schlug, und das Gesinde misshandelte. Von diesem ward er endlich bei der Obrig-

keit verklagt, die ihm nun mit Gefängnifsstrafe drohte, wenn er sich noch einmahl an den Seinigen vergriffe. Bei nüchternem Muthe versprach er Besserung, aber am folgenden Tage war er schon wieder betrunken. So verschwendete er nach und nach all' sein baares Geld, und fieng nun an, seiner Frau heimlich Speck, Würste, Linnen und Kleidungsstücke wegzunehmen, um sie an schlechte Leute, die ihn in seinem Laster bestärkten, zu verkaufen. Dadurch kam der unglückliche Mann endlich so weit, dafs er die Abgaben nicht mehr bezahlen konnte, und ein Stück Vieh nach dem andern um einen sehr niedrigen Preis verkaufen mufste, denn bei dem Saufen hatte er das Vieh versäumt, und so war es in schlechtem Stande. Eines Tages kam Heitmann spät aus dem Kruge, als alle Einwohner des Dorfs schon in tiefem Schlafe lagen. Halb betrunken schwärmte er umher, und kam auf den unglücklichen Einfall, dem vor dem Dorfe wohnenden Müller einen Schrecken einzujagen. Er taumelte hin, brüllte vor der Mühle, war wieder still, und suchte ins Haus zu kommen. Durch das Gebell der Hunde erwachte der Müller, sah aus dem Fenster, und rief: wer da? Heitmann schwieg, und suchte die Thür zu öffnen. Der Müller glaubte, es wären Diebe, welche ihn überfallen wollten, holte seine Flinte, und rief: sagst du nicht, ob du Freund oder Feind bist, so schiefs ich dich über den Haufen. Heitmann schwieg immer noch. Der Müller schofs zu, und traf ihn in's Bein. Er stürzte hin. Man lief nun mit Knüppeln hinaus, und schlug so unbarmherzig auf ihn los, dafs er einige Wunden am Kopfe, und einen ganz blauen Rücken bekam. Als sich die Wuth des Müllers abgekühlt hatte, und sich in Mitleid verwandelte, holte man eine Laterne, und sahe mit Schrecken, dafs es Heitmann war, den man so jämmerlich geprügelt hatte. Der Müller liefs ihn nun in's Haus tragen, und auf's beste verpflegen, denn er bereute seine Wuth und seine Uebereilung. Es kam zu einer gerichtlichen Untersuchung, und der Müller war sehr bereitwillig, die Heilungskosten zu tragen. Heitmann mufste für seinen dummen Spafs schrecklich büfsen; aber auch dieses besserte ihn nicht, und man war endlich genöthigt, ihn in das Zucht-

haus nach W. zu bringen, wo er Zeit genug bekam über sein ruchloses Leben nachzudenken.

Ein eben so unglückliches Ende nahm Wachtmeister, der durch Heirath eine Schenke erhalten hatte. Da er täglich mit Bier- und Branntweinschenken zu thun hatte, so gewöhnte er sich, durch Müssiggang verführt, allmählig an das Saufen, und da er auf die Bitten und Vorstellungen seiner rechtschaffenen Frau und seines Bruders nicht hören wollte, so kam er endlich in diesem Laster so weit, dass man ihn selten nüchtern fand. Durch niedrige Possen machte er sich bei seinen Gästen lächerlich und verächtlich, so dass sie beständig ihren Spott mit ihm trieben. Eine Zeit lang schien er sich bei dieser schändlichen Lebensart recht wohl zu befinden; denn die viele Hitze vom Branntwein hatte ihn aufgedunsen; aber nach und nach ward sein Verstand schwächer, und eines Tages zeigten sich auf einmahl Spuren von Wahnsinn. Er sprang nehmlich plötzlich von seinem Stuhle auf, nahm Krüge und Gläser, und warf sie aus dem Fenster, holte seine Flinte, und wollte einen seiner Gäste erschiessen. Man bemächtigte sich zwar sogleich seiner, und brachte ihn in Verwahrung, aber sein Verstand kam nicht wieder, er blieb wahnsinnig, und war durch kein Mittel zu retten, denn sein Körper war zu sehr geschwächt, und sein Blut gänzlich verdorben. Zuweilen kam er zur Besinnung, und dann beweinte er seinen unglücklichen Zustand, klagte sich selbst an, und bat alle, die um ihn waren, sich durch sein trauriges Schicksal warnen zu lassen. Er starb im Wahnsinn.

Kindern ist der Branntwein noch viel schädlicher, als Erwachsenen; sie werden davon ungesund, träge, dumm und lasterhaft. Unvernünftig ist es, wenn man einem Fieberkranken Branntwein, mit Pfeffer gemischt, als Arznei eingiebt, und eben so unvernünftig, wenn man ihn den Kindern nüchtern zu trinken giebt, um ihnen die Würmer abzutreiben, denn es ist nicht wahr, daß jenes Mittel das Fieber vertreibe, und dieses die Würmer in den Gedärmen tödte. Selbst das Waschen des Kopfs mit Branntwein kann kleinen Kindern schädlich werden.

Am allermeisten muß man sich hüten, Branntwein zu trinken, wenn man in großer Kälte eine

Reise thut; man kann sich sehr leicht dadurch den Tod zuziehen.

7. Von der Bewegung und Ruhe.

Die körperliche Bewegung, besonders in freier Luft, hat mannichfaltigen Nutzen für den Menschen: sie bewirkt Hunger und Durst, hilft Essen und Trinken verdauen, und macht, daß es gedeiht; sie reinigt das Blut, und erhält die Eingeweide gesund; sie giebt Ruhe, und einen sanften Schlaf. Die körperliche Arbeit besonders ist dem Menschen überaus heilsam; sie verschafft ihm eine blühende Gesundheit und ein langes Leben, schenkt ihm Heiterkeit und Wohlstand, und bewahrt ihn vor vielen Uebeln. Ohne viele körperliche Bewegung und ohne Arbeit kann der Mensch unmöglich gesund seyn. Aber man kann es hierin leicht übertreiben. Dieß thun z. B. diejenigen, welche einen langen Weg machen wollen, und gleich anfangs so laufen, daß sie zuletzt matt und kraftlos werden. Nie muß man so stark und so lange laufen, daß man außer Athem kommt, und Herzklopfen fühlt.

Den Kindern ist Bewegung eben so nöthig, als Erwachsenen. Kinder, welche viel sitzen müssen, werden ungesund. besonders ist es für kleinere Kinder sehr schädlich, wenn man sie immerfort auf dem Arme trägt, oder sie halbe Tage lang in durchlöcherten Kinderstühlen sitzen läßt.

Die Bewegung und die Arbeit kann nur dann schaden, wenn der Mensch seine Kräfte übermäßig anstrengt, oder in seiner frühen Jugend zu schwere Arbeiten anhaltend verrichtet; dann wird sein Körper kraftlos, stumpf, und vor der Zeit alt. — Wer sich so stark bewegt, oder so eifrig und mühselig arbeitet, daß er Schweiß vergießt, und sich erhitzt, der hüte sich auf einmal stille zu sitzen, oder sich der Zugluft auszusetzen, oder einen kalten Trunk zu thun, denn durch alles dieß setzt er seine Gesundheit und sein Leben in Gefahr.

Grobmann gieng gern auf Hochzeiten, und war immer in solchen Wirthshäusern zu finden, wo es

recht ausgelassen und lermend zugieng, und wo die halbe Nacht hindurch wild getanzt wurde. Da tanzte er dann so lange und so heftig, dass ihm der Schweiss von der Stirn floss, wie bei der schwersten Arbeit. Dabei trank er beständig Bier und Branntwein, und gebehrdete sich wie ein Unsinniger. An einem heissen Sommertage wollte er sich auf diese Art einen lustigen Tag machen, und als nun bei der heftigen Erhitzung nichts mehr seinen Durst löschen wollte, so rief er: gebt mir einen Eimer mit Wasser, das muss helfen! Einige Anwesende, welche vernünftiger waren, erinnerten ihn, dass er sich durch einen kalten Trunk auf die Erhitzung den Tod zuziehen könnte; aber Grobman verlachte ihre wohlgemeinten Erinnerungen, und rief: meint ihr, dass ich so weichlich bin, wie ihr seyd? Ich kann alles vertragen; nur Wasser her! Und damit taumelte er nach der Küche. Hier legte er sich neben einen vollen Eimer hin, und trank sich recht satt. Das hat geholfen! rief er prahlend. Aber es dauerte nicht lange, so fühlte Grobmann den heftigsten Fieberfrost; man musste ihn endlich nach Hause und ins Bette bringen, aus dem er nicht wieder aufstand, denn schon am folgenden Tage brach er Blut, und nachdem er sich mehrere Monate mit der Schwindsucht gequält hatte, starb er in der Blüthe seiner Jahre, als ein warnendes Beispiel, wie unglücklich der Mensch durch Wildheit und Ausgelassenheit werden kann.

Viele Jünglinge und Mädchen müssen früh und elend an der Lungensucht sterben, weil sie den wilden Tanz zu sehr liebten. Wer nicht beim Tanze vollkommenen Athem behält, sollte sich dieses Vergnügens ganz enthalten. In einem niedrigen, engen und dumpfigen Zimmer zu tanzen ist höchst schädlich.

8. Vom Schlafen.

Wer ruhig schlafen will, muß sich nicht mit vollem Magen niederlegen, nicht hitzige Getränke genossen, sich dem Tage über müde gearbeitet, und ein gutes Gewissen haben. — An einem ruhigen Schlafe ist sehr viel gelegen; denn wer nicht ruhig geschlafen hat, kann

am Morgen nicht munter und froh seyn, und weder Kraft, noch Lust zur Arbeit haben.

Das Schlafgemach muß nicht warm und niedrig, sondern kalt, hoch und geräumig seyn, und so viel als möglich frische Luft haben. Deshalb muß man am Tage fleißig die Fenster öffnen, und keine Vorhänge um die Betten haben. — Auf und unter Federbette zu schlafen, ist nicht gut; denn diese Betten haben zu viel Wärme, auch sammeln sich die bösen, unreinen und oft kranken Ausdünstungen darin, und machen den Körper ungesund. Besonders verursachen sie Flüsse, Kopf- Zahn- Ohren- und Gichtschmerzen. Die besten Betten für Erwachsene sind die von Pferdehaaren, Häcksel oder Stroh, und baumwollene oder wollene durchnähte Decken. Wenn man sich aber einmal daran gewöhnt hat, auf Federbetten zu schlafen, so müssen sie im Sommer alle acht, und im Winter alle 14 Tage an die Luft gebracht, ausgeklopft, und alle Monate mit reinen Ueberzügen versehen werden.

Auch für Kinder sind Betten von Pferdehaaren, Stroh oder Moos am besten, nur müssen sie oft frisch ausgestopft werden. Federbetten sind Kindern noch weit schädlicher, als Erwachsenen.

Man muß sich hüten, in fremden Betten zu schlafen, wenn sie nicht zuvor gelüftet, und mit reinen Ueberzügen versehen sind. Ist man daher auf der Reise, und muß in einem Wirthshause übernachten, so thut man wohl, wenn man mit einem Strohlager vorlieb nimmt, oder sich unausgekleidet auf das Bette legt.

Man kann auch zu viel schlafen, und das merkt euch wohl, lieben Kinder, damit ihr nicht Langschläfer werdet, wie Georg und Heinrich waren. Diese wollten, als Kinder, niemals gleich aufstehen, wenn die Mutter sie weckte, sondern liessen sich wohl dreymahl wecken, ehe sie die Augen öffneten, und Anstalt machten, sich anzukleiden. Darum kamen sie fast jeden Tag zu spät in die Schule, und mussten deshalb oft Strafe leiden. Die Mutter ermahnte sie vergebens, sie möchten sich doch endlich das Langeschlafen abgewöh-

nen, denn künftig würden sie früh aufstehen müssen, und dann würde es ihnen sehr schwer werden. So kam es denn auch, als sie zu einem Tischler in die Lehre gebracht waren. Dieser war mit seinen Lehrlingen sehr strenge, und daher mussten die beiden Langschläfer viel Beschämung, und harte Strafen erdulden, ehe sie sich daran gewöhnen konnten, früh und rasch aufzustehen. Nun gedachten sie oft an die gütigen Ermahnungen ihrer Mutter, und beweinten zu spät ihren Ungehorsam. Als sie sich endlich daran gewöhnt hatten, mit Aufgang der Sonne aufzustehen, wurden sie noch einmahl so gesund und munter, als sie zuvor gewesen waren, und ihr Lehrmeister hatte sie nun recht lieb, denn sie waren tüchtige Arbeiter

Ohne dringende Nothwendigkeit sollten niemals Kinder bei Erwachsenen, oder mehrere Kinder in einem Bette schlafen, denn so muß eines des andern Ausdünstungen einathmen, und dabei kann man nicht gesund seyn und nicht ruhig schlafen. Aber noch schädlicher, und sehr gefährlich ist es, wenn ein gesunder Mensch in einem Bette schläft, worin ein Kranker gelegen hat, ohne daß es zuvor gelüftet und ausgeklopft worden ist. Ist die Krankheit sehr bösartig gewesen, so muß man die Betten verbrennen, oder tief vergraben.

9. Von den Wohnungen.

Wenn eine Wohnung gesund seyn soll, so müssen die Stuben und Kammeru hell, geräumig und luftig seyn. In dunkeln, dumpfigten und feuchten Wohnungen werden die Menschen ungesund und schwach, gichtisch und kränklich, ja wohl dumm, verdrießlich und schwermüthig. Kinder gedeihen in solchen Wohnungen nicht, sondern werden blaß, schwellen, zehren aus und sterben. Wer aus Armuth in feuchten Kellerstuben wohnen muß, kann sie verbessern, wenn er ihnen von innen und von außen vieles Licht, und so viel als möglich reine Luft zu verschaffen sucht, den niedrigen Fußboden erhöht, und die feuchten Wände frisch und trocken ausmauert.

Stuben und Kammern müssen alle Tage gekehrt und gereinigt, und wo möglich alle Jahr geweißt

werden. Dieß ist gesund und auch löblich, denn es ist ein Zeichen der Liebe zur Ordnung und zur Reinlichkeit.

Bei kaltem Wetter muß man die Stuben nicht unmäßig heitzen, und sich nicht an den warmen Ofen setzen oder stellen, am allerwenigsten sich auf die Ofenbank legen und schlafen, denn daß macht den Menschen dumm und krank. Torf und Steinkohlen zu brennen, und damit zu heitzen, ist nicht schädlich, wenn nur die Oefen gehörig eingerichtet sind, und die nöthige Vorsicht angewendet wird. Eine sehr üble und gefährliche Gewohnheit ist es, die Schlafstube noch kurz vor dem Schlafengehen zu heitzen. Daraus kann großes Unglück entstehen, wie ihr aus folgender Geschichte lernen könnt

Eine wohlhabende Wittwe, welche zwei erwachsene Töchter hatte, mufste eine Nacht aus dem Hause bleiben, um bei ihrer kranken Schwester zu wachen. Die beiden Mädchen dachten, sie wollten sich einmahl recht was zu gute thun, und heitzten, weil der Abend sehr kalt war, die Schlafstube ungewöhnlich stark. Nun giengen sie beide fröhlich zu Bette, nachdem sie zuvor den Ofen fest zugemacht hatten. Die Unglücklichen! Sie standen nicht wieder auf; denn der Ofen bekam von der starken Hitze einen Rifs, und ein Stück Holz, welches nur halb verbrannt war, fieng an zu schwelen, und füllte bald die ganze Stube mit Rauch an. Beide Mädchen mufsten ohne Rettung erstieken. Zwar war die eine vom Schlafe erwacht, aber vergebens hatte sie es versucht, die Thür zu erreichen; man fand sie in schrecklicher Gestalt auf dem Boden liegen: in der Todesangst hatte sie sich das ganze Gesicht zerkrazt, und die Haare ausgerauft. Welch ein Anblick war es für die unglückliche Mutter, als sie am Morgen ihre beiden geliebten Kinder, die Hoffnung und Stütze ihres Alters, nicht mehr am Leben fand! O lernet doch, so lieb euch euer Leben ist, mit Feuer und Licht behutsam umgehen, lieben Kinder, damit euch nicht ein ähnliches Unglück widerfahre!

Merkt euch auch dieß, daß es äußerst gefährlich ist, die Stuben und Schlafkammern, oder sich selbst durch

Holzkohlen, welche in einem Feuerbecken oder in einem Topfe sind, zu erwärmen; man wird davon elend, und kann sehr leicht ersticken.

10. Von Erhitzungen und Erkältungen.

Wenn man durch heftige körperliche Bewegung, durch Arbeiten, Laufen oder Tanzen sehr erhitzt ist, so muß man folgendes beobachten:

1) Nicht auf einmal ruhig sitzen oder liegen, sondern in einer mäßigen Bewegung bleiben.

2) Nichts kaltes, und auch keinen Branntwein, Wein, Punsch oder Kaffee trinken, denn es ist ein höchst verderbliches Vorurtheil, daß man Hitze durch Hitze vertreiben müsse. Nichts ist vielmehr der Lunge und dem Magen schädlicher: es entsteht ein abmattender Schweiß, und hinterher manche gefährliche Krankheit.

3) Nicht die Haut oder den Körper der kalten Luft oder dem Winde aussetzen, und also nicht in bloßem Hemde gehen, sondern die Kleider anziehen. Es ist freilich behaglicher, ohne Kleider zu gehen, wenn man erhizt ist, es scheint so stärkend zu seyn; aber dennoch ist es höchst gefährlich; die schlimmen Folgen kommen nach.

4) Nicht kalt baden, und wenn man von Regen durchnäßt ist, nicht in den nassen Kleidern still sitzen.

5) Sich nicht auf den kalten Erdboden, auch nicht in's Gras setzen oder legen, und am wenigsten so schlafen; denn davon kann man an allen Gliedern gelähmt werden, und die Schwindsucht oder die Gicht bekommen.

Dieß alles muß man *nicht thun*, wenn man erhitzt ist. Und was soll man dagegen *thun*? Man soll sich bei einer gelinden Bewegung zu erhalten, und abzukühlen suchen, dann die vom Schweiße durchnäßten Kleidungsstücke mit trockenen verwechseln, und nun langsam seinen Durst löschen. Wie aber, wenn der

Mensch bei schwerer Arbeit und heißer Luft brennenden Durst fühlt, und es kaum länger aushalten kann, soll er dann auch nicht trinken? Ja, er darf es zur Noth wohl thun, aber nur nicht viel auf einmal, auch darf er dabei nicht ruhen, sondern er muß rasch fortarbeiten, oder sich bewegen; sonst erkältet er sich, und wird krank. Noch besser ist es, besonders auf der Reise, seinen Durst mit einem in Bier oder Wasser eingetunkten Stückchen Brod zu löschen.

Wer sich in feuchter und kalter Witterung, oder im Winde verkältet hat, muß keine hitzige schweißtreibende Mittel einnehmen, sondern einige Tassen warmes Wasser, mit dem vierten Theil Essig vermischt, trinken, sich recht warm mit Kleidern bedecken, und durch starke Bewegung das Blut wieder nach der Haut treiben. Ist die Erkältung sehr groß, so muß man ein warmes Fußbad nehmen, Essig trinken, und sich ins Bette legen.

Wenn der Körper und die Füße naß und kalt geworden sind, so muß man die nassen Kleider und Strümpfe nicht anbehalten, sondern die Haut abtrocknen, und warme trockene Kleider anziehen. Unterläßt man dieß, so bekommt man leicht Flüsse, Gliederreissen und Gicht. Eben dieser Gefahr ist man ausgesetzt, wenn ein Theil des Körpers der Zugluft oder der Kälte ausgesetzt ist, indeß der ganze übrige Körper warm liegt und ausdünstet; wenn man also z. B. an einer feuchten Wand sitzt, oder gar daran schläft. — Man kann sich vor jenen Uebeln bewahren, wenn man die Haut von Kindheit an durch Luft, Waschen und Baden stark, rein und kühl erhält, und sich bei jeder Witterung, auch der rauhesten und unangenehmsten, und in jeder Jahreszeit mit der gehörigen Vorsicht viel körperliche Bewegung in freier Luft macht.

Hütet euch, lieben Kinder, zu früh Sommerkleider anzuziehen, oder euch gleich in den ersten warmen Tagen des Frühlings so leicht zu kleiden, als ob ihr mitten im Sommer lebtet, denn an solchen Tagen kann man sich am allerleichtesten und gefährlichsten erkälten, weil gewöhnlich die Abende empfind-

lich kalt sind. Es ist doch wohl vernünftiger und besser, ein wenig Hitze auszustehen, und dabei gesund zu bleiben, als sich zu erkälten, und dann lange zu leiden? Die Kälte ist ein Hauptfeind alles Lebens, obgleich ein mäßiger Grad von Kälte sehr stärkend seyn kann. Die Wärme dagegen bringt in der ganzen Natur Leben und Wirksamkeit hervor. Ohne Wärme kann nicht einmahl ein Saamenkorn keimen. Leset folgendes auffallende Beispiel von der außerordentlichen Kraft der Wärme, Leben zu nähren und zu erwecken, welches sich am zweiten August 1790 in der Stadt Strasburg ereignete.

Hier stürzte sich an gedachtem Tage ein Soldat, Namens Petit, ganz nackend aus dem Fenster des Krankenhauses in den Fluss. Erst um drei Uhr Nachmittags vermisste man ihn, und er mochte über eine halbe Stunde im Wasser gelegen haben, als man ihn herauszog. Er war ganz todt. Man that weiter nichts, als dass man ihn in ein recht durchwärmtes Bett legte, den Kopf hoch, die Arme an den Leib, und die Beine nahe neben einander gelegt. Man legte ihm dabei immerfort warme Tücher, besonders auf den Magen und auf die Beine: auch wurden in verschiedenen Gegenden des Bettes heisse Steine, mit Tüchern umwickelt, gelegt. Schon nach 7 bis 8 Minuten nahm man an den obern Augenliedern eine kleine Bewegung wahr. Einige Zeit darauf öffnete sich die obere, bis dahin fest geschlossene, Kinnlade; es kam Schaum aus dem Munde, und Petit konnte einige Löffel Wein verschlucken. Der Puls kam wieder, und eine Stunde darauf konnte er reden.

11. Von der Erhaltung einzelner Theile des Körpers.

Unsere Sinnen-Werkzeuge müssen wir mit der größten Sorgfalt gesund zu erhalten suchen, denn unglücklich ist der Mensch, welcher auch nur einen seiner Sinne nicht gebrauchen kann; er muß viele Freuden und Annehmlichkeiten entbehren, und viel Leiden erdulden. — Die Werkzeuge des Sehens, des

Hörens und des Geruchs werden durch fleißige Uebung in freier reiner Luft gesund erhalten, geschärft und gestärkt. Diesen drei Sinnen schadet nichts so sehr, als das übermäßige Warmhalten des Kopfes, besonders durch Pelzmützen, denn dadurch wird das Blut im Kopfe angehäuft, es entstehen Flüsse und Geschwüre, deren Eiter oft zurücktritt, und dann Blindheit oder Taubheit verursacht.

Den Augen schadet besonders blendendes, ungleiches und schnell abwechselndes Licht. Darum hütet euch z. B. bei der Arbeit, und besonders bei feiner Arbeit so zu sitzen, daß euer Gesicht gegen eine frisch geweißte Mauer, auf welche die Sonne scheint, gerichtet ist, oder euch, wenn ihr leset, so zu setzen, daß die Sonne auf das Blatt scheint. Eben so schädlich ist es, das Bette so zu stellen, daß das Tageslicht gerade in die Augen strahlt. Hütet euch, alles zu sehr in der Nähe, oder schief von der Seite zu sehen, oder euch lange in verdorbener, mit Staub, Rauch oder feuchten Dünsten angefüllter Luft aufzuhalten, oder in den langen Winterabenden bei scharfen Oehl- und Lichtdämpfen, bei starker Ofenhitze, oder in der Dämmerung solche Arbeiten vorzunehmen, wobei ihr eure Augen anstrengen müsset. Die dachförmigen Lichtschirme, welche die Lichtflamme ganz umgeben, das ganze Zimmer beschatten, und alles Licht auf das Papier werfen, taugen nicht. Ueberhaupt sollte man nur grobe Arbeiten bei Lichte verrichten.

Dem Gehör schadet jeder scharfe, starke und unerwartete Schall oder Knall, verdorbene Luft, Federbetten, Staub, vieler Schleim in der Nase und in den Ohren, und das Zusammendrücken der äußeren Ohren durch Mützen und Kopfbinden.

Dem Geschmack schadet der Genuß scharfer Speisen, und besonders übermäßiger Genuß scharfer Gewürze, z. B. des Pfeffers; ferner das Tabackrauchen, und unmäßiges Wein- und Branntweintrinken.

Das Gefühl wird besonders durch beständige Uebung, durch ununterbrochene Thätigkeit, und durch sorgfältiges Reinhalten der Haut gesund erhalten.

Wir

Wir wollen uns hierbei merken, daß es äusserst gefährlich ist, die von der Kälte erstarrten Hände am heißen Ofen, oder gar am Feuer zu erwärmen; man muß sie reiben, und so zu erwärmen suchen. Nicht weniger schädlich ist es, die Hände, welche man eben in kaltem Wasser gehabt hat, sogleich wieder in warmes zu stecken. Hat man vom Frost das Kribbeln in den Händen, oder in den Füßen, so stellt man das verlohrne Gefühl am besten dadurch her, daß man sich mit Schnee reibt.

Da unsere Seele, vermittelst der Eindrücke, welche die Sinne von den äußeren Gegenständen bekommen, Vorstellungen erhält, so ist es nothwendig, daß wir unsere Sinne, besonders in der Jugend, täglich und vielfältig zu üben suchen, um recht verständig zu werden; und vor dem thörichten Glauben an Gespenster bewahrt zu bleiben. Es würde weit weniger Aberglaube in der Welt seyn, wenn alle Menschen von Kindheit an ihre Sinne sorgfältig geübt, und dadurch gesund erhalten hätten. Besonders können uns Gesicht und Gehör, wenn sie nicht geübt sind, in der Nacht betrügen, so daß wir furchtbare Gestalten zu sehen, und schreckliche Töne zu hören glauben, wo doch weder etwas zu sehen noch zu hören ist. Sind aber diese Sinne gehörig geübt, und geht man beherzt auf das, was man sieht oder hört, los, und faßt es mit den Händen, so wird man finden, daß alle Gespenster nur Betrug böser Menschen, oder Täuschungen unserer Sinne sind. Höret hiervon ein merkwürdiges Beispiel.

In einem Magdeburgischen Dorfe wohnte ein rechtschaffener und verständiger Prediger, welcher seine grösste Freude an der Erziehung seiner Kinder fand. Er hatte oft die Erfahrung gemacht, wie viel Unheil die thörichte Furcht vor Gespenstern unter den Menschen anrichtet, und liess es sich daher bei der Erziehung seiner Kinder angelegen seyn, sie vor dieser Furcht zu bewahren. Sie mussten, schon in der ersten Kindheit, des Abends eine Zeitlang allein im Finstern bleiben, mussten gewöhnlich ohne Licht zu Bette gehen, und zuweilen im Finstern aus abgelegenen Gegenden des Hauses, wo sie genau Bescheid wussten

etwas holen. Oft erzählte der Prediger Gespenstergeschichten, und zeigte dann immer, dafs Betrug oder kindische Furcht und Einbildung dabei im Spiele gewesen wäre. Eines Abends, als er auch dergleichen Geschichten erzählt hatte, sagte er zu seiner zwölfjährigen Tochter Marie: würdest du dich wohl scheuen, ohne Licht auf den obersten Boden zu gehen, und die Garnwinde von da herunter zu holen? Nein, gewifs nicht, lieber Vater, antwortete Marie. — Nun, wir wollen sehen! Jetzt geh' einmahl, und hole sie, aber geh' bedächtig, und nimm dir Zeit! Marie gieng, ohne sich zu bedenken, und fand auch bald, was sie holen sollte. So lange war ihr nicht die geringste Furcht angekommen. Aber indem sie die ersten Stufen der Treppe hinunter gehen wollte, hörte sie etwas rasselnd hinter sich her kommen. Jetzt fieng sie an, furchtsam zu werden; doch hatte sie noch Muth genug, sich umzusehen. Aber freilich erblickte sie in der Finsternifs nichts, und indem sie nun weiter gieng, hörte sie das rasselnde Ding wieder dicht hinter sich. Sie raffte allen ihren Muth zusammen, und rief: wer da? bekam aber keine Antwort. Es war ein Glück, dafs sie noch so viel Muth behielt, denn sonst wäre sie gewifs die Treppe hinabgestürzt, und hätte dann vielleicht Arm und Bein zerbrochen. Indessen als sie nun auf die zweite Treppe kam, und das rasselnde Ding nicht aufhörte, sie zu verfolgen, schrie sie voll Angst: Licht! Licht! und kam endlich, ganz aufser Athem, doch mit der Garnwinde in der Hand, in das Wohnzimmer. Hier sahe sie sich wild um, und siehe da, ihr Verfolger war auf einmahl verschwunden. Sie erzählte nun zitternd, was ihr begegnet war, und kaum hatte man angefangen, die Sache zu untersuchen, so entdeckte man schon mit Lachen das rasselnde Gespenst. Es war nichts anders, als eine getrocknete Bohnenranke, mit einigen Schaalen voll klappernder Bohnen, welche der guten Marie an der Rockkante hängen geblieben war; denn als sie sich diese wieder anhieng, und damit fortgieng, war gleich das Rasseln wieder da.

Eine gute, verständliche und angenehme Sprache möchtet ihr doch wohl alle gern haben? Nun, so ge-

brauchet auch sorgfältig die Mittel, durch welche ihr eure Stimme rein erhalten könnet. Schnüret nicht den Hals mit dicken oder steifen Halsbinden zusammen, haltet die Nase rein, und gebrauchet also fleißig das Schnupftuch, spühlet oft den Mund mit Wasser aus, und übet euch, langsam, vernehmlich und laut zu sprechen, richtet dabei den Kopf in die Höhe, und strecket die Brust hervor.

Die Nase soll zum Athemholen, und der Mund zum Sprechen dienen; man muß daher nicht durch den Mund Athem schöpfen, wie die unreinlichen Kinder thun, welche die Nase immer voll Schleim haben, sondern durch die Nase, und eben darum diese rein halten, sich nicht an den Schnupftaback gewöhnen, und es dahin zu bringen suchen, daß man im Schlaf den Mund geschlossen hat, und durch die Nase Luft schöpft.

Auch die Zähne gehören zu denjenigen Theilen unseres Körpers, welche wir mit der größten Sorgfalt gesund erhalten sollen, denn sie sind nicht blos zum Sprechen, sondern auch zum Kauen der Speisen nothwendig. Wenn die Speisen nicht gehörig gekaut, und dadurch in einen Brei verwandelt werden, so kann sie der Magen nicht verdauen, und dann nähren sie auch den Menschen nicht, sondern schaden vielmehr seiner Gesundheit. Wollet ihr eure Zähne gesund erhalten, so hütet euch vor allen Dingen, heiße Speisen zu essen, und viel warme Getränke zu genießen. Gewöhnet euch nicht an den schädlichen Kaffee und Thee, sondern trinket lieber kaltes Wasser, esset gekochte Speisen nicht eher, als bis sie lauwarm sind, reiniget des Morgens beim Aufstehen, und nach dem Essen den Mund, die Gurgel und die Zähne mit lauhwarmen Wasser (denn dieß ist den Zähnen viel zuträglicher, als kaltes, reinigt sie auch besser) von allem Schleim, der sich angesetzt hat, und von den zurückgebliebenen Speisen, und setzet nicht eine Ehre darein, Taback zu rauchen, oder die härtesten Fruchtkerne zu zerbeißen; stochert auch nicht mit Messern, Gabeln und Nadeln in den Zähnen, sondern bedienet euch dazu eines zugespitzten Holzes, oder einer Feder. Wer schlechte Zähne hat, soll sie nicht

durch Arzneien, z. B. durch Zahnpulver, sondern einzig durch Reinlichkeit, durch Kauen, frische Luft und kaltes Wasser zu verbessern suchen. Die schrecklichen Zahnschmerzen bringen diejenigen, welche daran leiden müssen, oft zu dem Entschlusse, sich die kranken Zähne ausziehen zu lassen. Es giebt Fälle, in welchen dieß rathsam ist, aber man muß dabei sehr vorsichtig zu Werke gehen, und zuvor andere Mittel versuchen, ehe man zum Ausziehen schreitet. Oft ist Ueberladung des Magens die Ursache der Zahnschmerzen, und in diesem Falle nimmt man wiederholt kleine Gaben Rhabarber. Zuweilen rühren die Zahnschmerzen von Vollblütigkeit her, und dann schröpfe man im Nacken, und setze Blutigel an den Hals, hinter das Ohr und den Kinnbackenwinkel der leidenden Seite, hüte sich dabei vor heißen Stuben und vor Erhitzung, nnd trinke viel kaltes Wasser. Will man den Schmerz stillen, so muß man ja kein Nelkenöhl nehmen, denn dadurch wird der Schmerz nur heftiger, und endlich unausstehlich. Das unschädlichste Linderungsmittel ist folgendes: man nehme ein halbes Loth rein zerstoßene Myrrhe, gieße 6 bis 8 Unzen kochendes Wasser darauf, lasse den Aufguß klar ab, nehme davon immerfort einen lauwarmen Schluck in den Mund, und behalte ihn einige Minuten im Munde. Eben diese Wirkung thun 60 bis 80 Tropfen Myrrhenessenz, in eine Tasse lauwarmes Wasser getröpfelt.

Da der Speichel zum Kauen und Verdauen der Speisen sehr nothwendig ist, so muß man alles vermeiden, wodurch viel Speichel verlohren geht, z. B. Tabackrauchen, Tabackkauen, und das Benetzen des Fadens beim Spinnen mit Speichel*). Es ist eine häßliche und schädliche Gewohnheit mancher Kinder, beständig und ohne Ursache den Speichel auszuwerfen.

---

*) Beim Spinnen muß man den Faden mit Wasser, das zuvor durch Bier, Seife oder Stärke klebrig gemacht worden ist, benetzen, auch den Flachs von allen Fasern und Schaben sorgfältig reinigen, sonst fliegen diese beim Athemholen in die Brust, und verursachen mancherlei Uebel.

12. Von der Schönheit und Vollkommenheit des menschlichen Körpers.

Schön ist ein Mensch nur dann, wenn sein, von Natur wohlgestalteter Körper, gesund und vollkommen, d. h. ohne Gebrechen ist. Gesundheit und Vollkommenheit des Körpers ist für jedes Geschlecht, für jedes Alter, das einzige Schönheitsmittel; alle andere Mittel, welche Thorheit, Eitelkeit und Betrug erfunden haben, sind elender Tünch, der wieder abfällt, und traurige Spuren seines Mißbrauchs hinterläßt. Und wodurch wird Gesundheit erlangt? Nur durch den freien Gebrauch und durch die beständige Uebung des Körpers in den ersten eilf Jahren des Lebens, so lange das Kind noch Milchzähne hat. Ferner: durch den Genuß der freien reinen Luft, durch Waschen und Baden, leichte und freie Kleidung, durch einfache und nahrhafte Speisen, und Wassertrinken. — Wodurch wird die Vollkommenheit des Körpers erlangt? Wenn der Körper, welcher in den ersten eilf Jahren durch freie Selbstthätigkeit in allen leichten Bewegungen geübt, und dadurch geschmeidig gemacht wurde, nach dem eilften Jahre durch Leibesübungen und körperliche Spiele mit der gehörigen Vorsicht in allen schweren Bewegungen geübt, und dadurch stark gemacht wird.

Dabei müssen sich Kinder gewöhnen, ihren Körper gerade, aufrecht, mit hoher Brust, und aufgerichteten Kopfe zu tragen und zu halten, wenn sie stehen, oder gehen, oder sitzen. Es ist dagegen sehr schädlich, nachlässig, krumm und schief zu gehen, zu stehen, oder zu sitzen; es ist schädlich, die Brust einzuziehen, den Kopf auf die Brust hängen zu lassen, und von der Seite zu sehen. Auch sollten Kinder eigentlich beide Hände gleich gut und geschickt gebrauchen lernen; die linke, wie die rechte.

Wer es sich angewöhnt hat, mit dem Gesichte allerlei wunderliche Mienen, und mit dem Körper seltsame Gebehrden und Stellungen zu machen, der wird dadurch häßlich und lächerlich.

Doch die Gesundheit und Vollkommenheit des Körpers macht nicht allein die Schönheit des Menschen aus;

denn Vernunft und gute Gesinnungen sind die eigenthümlichsten und größten Vorzüge des Menschen. Wenn also euer Körper noch so gesund und noch so schön ist, und ihr habt ein zorniges, rachgieriges, oder zänkisches und halsstarriges Gemüth, seyd ungehorsame, oder faule, oder leichtsinnige Kinder, so wird euch kein vernünftiger Mensch um eures schönen Körpers willen lieben und achten. Darum bemühet euch mit gleicher Sorgfalt die Gesundheit und Schönheit eurer Seele und eures Körpers zu erhalten.

13. Von dem Verhalten in Krankheiten.

Kinder und Erwachsene leben nicht immer vernünftig, ordentlich und mäßig, und daher sind sie nicht immer gesund, sondern fühlen sich oft krank und schwach. Wie sollen sie sich dann verhalten? Dieß sollet ihr jetzt lernen, lieben Kinder.

Wer sich krank fühlt, soll sich vor allen Dingen ruhig und geduldig verhalten, und die Hülfe eines Arztes suchen. Das thun leider nur wenige Kranke. Sehr viele wollen in der Krankheit nicht ruhig seyn, sondern arbeiten, und ihre Geschäfte betreiben, und dadurch machen sie die Krankheit schlimmer. Andere wollen sich nicht geduldig den Befehlen und Anordnungen des Arztes unterwerfen, sondern geschwind geheilt seyn, und nehmen darum einen Quacksalber an, der dann freilich die Krankheit oft geschwind genug vertreibt, aber auf eine solche Art, daß eine noch gefährlichere Krankheit hinterher kommt.

Ihr fraget, lieben Kinder, was Quacksalber sind? So nennt man die niedrigen Betrüger, welche sich rühmen, alle Krankheiten schnell und glücklich zu heilen, ja sogar die Beschaffenheit und den Ursprung der Krankheit aus dem Urin des Kranken sicher beurtheilen zu können, und die doch nicht die allergeringste Kenntniß vom menschlichen Körper, von den Heilkräften der Natur, und von den Kräften der Arzneimittel haben, daher auch nicht von der Obrigkeit zu Aerzten bestellt sind, sondern sich eigenmächtig und heimlich zu Aerzten aufwerfen. Ueberall finden sich solche Betrüger, und ge-

wöhnlich sind es solche Hirten, oder Scharfrichter, oder verdorbene Handwerksleute. Zuweilen gelingt es ihnen, durch ihre Arzneien einen Kranken wieder gesund zu machen; aber dann hat allemal seine starke Natur das Beste dabei gethan, und er kann froh seyn, daß er so glücklich davon gekommen ist. Sehr oft kommen auch ihre Betrügereien an den Tag, und dann werden sie von der Obrigkeit so hart gestraft, wie sie es verdienen. Sie verstehen die Kunst, einfältige Leute auszufragen, und hernach stellen sie sich, als hätten sie alles aus dem Urin gesehen, was ihnen diese erst selbst in ihrer Einfalt gesagt haben. Einige richten ihre Weiber dazu ab, daß sie die Leute, welche den Urin der Kranken bringen, ausforschen, und ihnen dasjenige vorher hinterbringen, was sie nachher mit großer Prahlerei aus dem Urin prophezeien. Andere horchen hinter der Thür, oder hinter einer spanischen Wand, was die Leute, welche Arznei holen wollen, unter einander reden. So habe ich einst von einem verdorbenen Schuster gehört, der als ein Wunderdoktor weit und breit gerühmt wurde; dessen Schwager war Schenkwirth im Dorfe. Wenn nun ein Kranker kam oder schickte, dessen Umstände der Schuster noch nicht wußte, so war er allezeit nicht zu Hause, oder hatte nothwendig zu thun, und seine Frau bestellte die Leute in einer oder zwei Stunden wieder. Gewöhnlich sagte sie ihnen dann: sie möchten nur unter der Zeit in den Krug gehen, und das thaten sie auch wohl von selbst. Der Schenkwirth war nur von seinem Schwager, dem Wunderdoktor, dazu angewiesen, wie er die Leute ausfragen sollte. Was sie ihm sagten, schrieb er geschwind auf ein Papier, und schickte dieß seinem Schwager. Kamen nun die Kranken, oder ihre Boten wieder hin zum Schuster, so trat er mit einer großen Perücke hervor, nahm das Uringlas in die Hand, legte mit einer wichtigen Miene den Finger an die Nase, und erzählte ihnen nun so viel von ihren Umständen, daß sie vor Verwunderung nicht wußten, was sie sagen sollten. Sie bezahlten nun dem Lügenpropheten gern, was er verlangte, und dieser theilte dann das Geld mit seinem Schwager. Die Pillen, die er den Leuten gab, machte er aus bloßer Semmelkrume, und

vergoldete oder versilberte sie, und seine Fieberpulver bestanden aus Zucker, Salz und Kreide. Und es war noch gut, daß er seinen Kranken keine schädlichere Sachen gab. Schlimmer machte es ein anderer Quacksalber, der das alte Fieber durch Tropfen kurirte, zu welchen er Arsenik oder Rattengift nahm. Davon vergieng zwar das Fieber schnell, aber hinterher bekamen die Leute von seinen Gifttropfen schlimmere Zufälle, als das Fieber, und blieben Zeitlebens ungesund.

Es ist Aberglaube, daß Krankheiten durch Behexen und Besprechen entstehen können. Alle Krankheiten haben ihre natürlichen Ursachen.

In H. waren noch viele einfältige Leute, welche an Hexen und Hexereien glaubten, so oft sie auch vom Prediger und von dem Schullehrer eines bessern belehrt worden waren. Michels Kind war verfüttert, und wurde sehr elend. Anstatt sich an einen vernünftigen Arzt zu wenden, und das Kind mäfsig und ordentlich zu halten, gebrauchte man allerlei thörichte Mittel gegen die Hexerei, so lange, bis das arme Kind zum Krüppel geworden war. — Konrads Kind war von der ungesunden Milch seiner Mutter, die sehr ärgerlich war, krank und schwach, bekam Krämpfe, und hatte heftige Verzuckungen, wobei es das Gesicht schrecklich verzerrte. Die abergläubischen Eltern glaubten steif und fest, ihr Kind sey behext, und begnügten sich daher, es zu bekreuzen und zu segnen, ohne einen Arzt herbei zu rufen, und Arzneimittel zu gebrauchen. Es mufste elend sterben. — Heinemanns Kinder hatten beim Spielen im Garten den giftigen Stechapfel gegessen; sie kamen schreiend, unter heftigen Schmerzen, nach Hause, und klagten den Eltern ihre Noth. Bald bekamen sie schreckliche Verzuckungen. Die Eltern, welche ihre Kinder noch kurz zuvor so munter und froh gesehen hatten, konnten diese plötzliche Veränderung nicht begreifen, und ohne erst nach der Ursache zu forschen, waren sie gleich darin einig, dafs die armen Kinder behext seyn müfsten. Sie schickten daher eiligst nach dem Kuhhirten in einem benachbarten Dorfe, der in dieser Gegend als ein Wundermann berühmt war. Dieser kam, gab

den Kindern einen Trank ein, wobei er mancherlei närrische Gebehrden machte, um die vermeinte Hexerei zu bannen. Allein schon in der folgenden Nacht starben zwei von den Kindern auf die kläglichste Art, weil sie nicht zu rechter Zeit Hülfe bekommen hatten: auch das dritte musste sterben, weil die Hülfe des Arztes zu spät kam. Dieser öffnete nun die todten Körper, um die Ursache des Todes zu erforschen, und da fand es sich denn bald, dass der giftige Saamen sie getödtet hatte. Jetzt machten sich die abergläubischen Eltern bittere Vorwürfe, dass sie so thöricht gehandelt, und vom Aberglauben verführt, die ordentliche Hülfe eines geschickten Arztes versäumt hatten. Sie konnten sich nie hierüber zufrieden geben.

Wenn der Arzt die Krankheit eines Menschen heilen soll, so muß er die Beschaffenheit und die Ursache der Krankheit wissen. Man muß daher dem Arzt alle Zufälle, Zeichen und Umstände des Kranken, und sein ganzes Befinden vom Anfange der Krankheit an genau und richtig erzählen, ihm die Leibesbeschaffenheit und die Lebensart des Kranken anzeigen, und ihm alle die Umstände sagen, welche die Ursache der Krankheit seyn könnten. Es ist daher gut, daß der Arzt den Kranken sehe und spreche, und selbst die Natur und Ursache der Krankheit erforsche. Der Kranke muß dann den Rath und die Anweisung des Arztes in Ansehung der Lebensordnung, des Essens und Trinkens genau befolgen, und die verordneten Arzneien treulich und zur rechten Zeit gebrauchen. Auch muß er diese Arzneien bis zum Ausgange der Krankheit fortbrauchen, und nicht ungeduldig oder mißtrauisch werden, wenn die Krankheit nicht gleich nach der ersten Arzenei vergeht, denn das ist eben so unmöglich, als daß ein Baum auf den ersten Hieb falle.

Die Pfleger eines Kranken müssen mit ihm, als mit einem Unglücklichen, sanft und liebreich umgehen, ihn sorgfältig warten und pflegen, nicht viel mit ihm reden, so lange die Krankheit noch gefährlich ist, und dafür sorgen, daß es still und ruhig um ihn her sey, und daß er immer frische, reine und trockne Luft habe.

VIII.

Von der Zeitrechnung und vom Kalender.

Eigentlich heißt die Zeit vom Aufgange der Sonne bis zum Untergange derselben ein Tag, und dieß wäre der natürliche Tag. Aber so rechnen wir unsere Tage nicht, denn sonst würden sie niemals aus vier und zwanzig Stunden, sondern mitten im Sommer höchstens aus sechzehn, und mitten im Winter nur aus sieben bis acht Stunden bestehen. Nach der Zeitrechnung, welche bei uns eingeführt ist, nehmen wir Tag und Nacht zusammen, und nennen dieß einen Tag. Wenn wir also von jemand sagen: er ist auf acht Tage verreist, so heißt das eigentlich: auf acht Tage und acht Nächte. Solch ein Tag von vier und zwanzig Stunden, der sich um Mitternacht anfängt, und bis zur folgenden Mitternacht dauert, heißt ein bürgerlicher Tag. Wir zählen aber nur zwölf Stunden, von Mitternacht bis Mittag, und dann eben so viele von Mittag bis Mitternacht. Die Uhren dienen dazu, um genau die Stunden abzumessen. Man hat dreierlei Uhren. Die eine Art ist unbeweglich, nehmlich die Sonnenuhren. Die Sonnenuhren zeigen bei Sonnenschein die Stunden mittels eines Zeigers an, der in der Mitte der Uhr aufrecht steht, und dessen Schatten immer auf die Zahl der Stunde fällt, welche verflossen ist. Fällt also der Schatten des Zeigers zwischen vier und fünf, so ist es um halb fünfe. Die Sanduhren sind jetzt fast gar nicht mehr gebräuchlich. In einem verschlossenen Glase ist feiner Sand, der in einem überaus feinen Strahl durch eine unten im Glase angebrachte Oeffnung in ein anderes Glas läuft. Die Einrichtung ist so gemacht, daß er gerade in einer Stunde abläuft. Man kann an diesen Uhren nur wissen, daß eine Stun-

de des Tages verflossen ist, aber nicht: die wie vielste Stunde.

Die brauchbarsten Uhren sind also unstreitig die Räderuhren, denn man kann sie bei Sonnenschein und in der Finsterniß gebrauchen, und sie zeigen weit genauer die Zeit an, als Sonnenuhren und Sanduhren. Die Räderuhren werden, wenn sie groß sind, wie z. B. die Wanduhren und Thurmuhren, durch Gewichte in Bewegung gesetzt. Sind sie klein, wie die Taschenuhren, so setzt man sie durch eine dünne zusammengekrümmte Stahlplatte, welche die Feder heißt, und sich nach und nach ausdehnt, in Bewegung. Eine Räderuhr zeigt nicht nur die Stunden, sondern auch die Minuten, (deren sechzig auf eine Stunde gehen) ja sogar, wenn sie darnach eingerichtet ist, die Sekunden an. Sechzig Sekunden machen eine Minute aus. Wie viel Sekunden gehen also auf eine Stunde?

Der Mond läuft in jedem Jahre ungefähr dreizehnmal um die Erde, und wird, eben so, wie unsere Erde, von der Sonne erleuchtet. Aber bei seinem Umlauf zeigt er uns nicht immer die ganze von der Sonne erleuchtete Hälfte, sondern bald einen größeren, bald einen kleineren Theil derselben. Diese Veränderungen seiner erleuchteten Scheibe finden wir im Kalender mit folgenden Namen angezeigt: Neumond; erstes Viertel; Vollmond; letztes Viertel. Den Neumond sehen wir gar nicht, weil uns der Mond alsdann seine dunkle Seite zukehrt. Aber einige Tage nach dem Neumond sehen wir einen schmahlen Abschnitt der Mondscheibe, in Form einer Sichel, am Himmel glänzen. Sieben Tage nach dem Neumonde sehen wir die Mondscheibe halb erleuchtet, und dieß wird das erste Viertel genannt. Nun wird die Mondscheibe an jedem Abende größer und runder, und sieben Tage nach dem ersten Viertel ist sie ganz rund, denn nun steht der Mond der Sonne gegen über, und zeigt uns seine ganze erleuchtete Hälfte: Nun nennen wir ihn Vollmond. Der Vollmond nimmt alle Abend ab, und hat sich nach sieben Tagen wieder in den halben Mond verwandelt, d. h. wir sehen seine Scheibe nur halb er=

leuchtet, und zwar des Morgens um 6 Uhr. Dann sagen wir: es ist das letzte Viertel. Von dieser Zeit an rückt der Mond der Sonne wieder näher, und steht nach sieben Tagen mit ihr in einerlei Gegend des Himmels, daher wir ihn dann gar nicht sehen, und folglich wieder Neumond haben.

Die Zeit von einem Neumonde bis zum andern, wird ein Monat oder Mond genannt. Wie viel Tage würden also zu einem Monat gehören, wenn sich der Mond wirklich genau in Zwischenräumen von sieben Tagen viermahl so veränderte, wie es vorhin beschrieben worden ist? — Aber so rechnen wir nicht, den wir würden mehr als zwölf Monate im Jahre zählen müssen, wenn wir die Monate genau nach dem Umlauf des Mondes abmessen wollten. Um eine gerade Zahl zu haben, hat man zwölf Monate angenommen, und jedem Monat einige Tage mehr gegeben, als er haben müßte, wenn er genau nach dem Umlauf des Mondes abgemessen werden sollte. Der Mondschein ist für die, welche des Nachts reisen oder arbeiten, sehr nützlich. Wenn euch aber jemand bereden will, daß einige Geschäfte besser im zunehmenden, und andere besser im abnehmenden Monde gerathen, so glaubet es nicht.

Wir sagen zwar: die Sonne geht auf und geht unter; aber eigentlich geht oder bewegt sich die Sonne am Himmel nicht, sondern bleibt unbeweglich an demselben Orte stehen. Aber unsere Erde bewegt sich um die Sonne, und zwar binnen einer Zeit von drei hundert fünf und sechzig Tagen und sechs Stunden, und indem sie sich um die Sonne herum bewegt, dreht sie sich zugleich drei hundert fünf und sechzigmal um sich selbst, wie sich das Rad um seine Axe dreht, und dabei zugleich immer weiter fortbewegt. Die Sonne kann die Erde, da sie fast so rund, wie eine Kugel ist, nicht auf einmal ganz bescheinen, oder erleuchten, sondern nur diejenige Hälfte der runden Erde, welche ihr zugekehrt ist. Nimm eine Kugel, und halte sie, wenn es finster ist, gegen ein Licht; nicht wahr, so wird nur die eine Hälfte der Kugel von dem Lichte erleuchtet, und die andere nicht? Es sieht also freilich alle Tage so aus, als ob

die Sonne untergienge, weil wir die allmählige Bewegung unserer Erde unmöglich wahrnehmen können, so wenig wir es wahrnehmen, daß ein Schiff allmählig auf dem Flusse fortschwimmt, wenn wir nicht etwa ein besonderes Merkzeichen haben, woran wir dieß erkennen.

Daß man also die Zeit in Jahre eintheilte, und drei hundert fünf und sechzig Tage zu einem Jahre rechnete, dieß kommt daher, weil man alle Tage die Sonne erscheinen und wieder verschwinden sahe. Und nun gebt einmal recht Acht auf die Sonne, so werdet ihr bemerken, daß sie nie an demselben Orte des Himmels erscheint und verschwindet. In manchen Monaten scheint sie nur kurze Zeit, weil diejenige Hälfte unserer Erde, welche wir bewohnen, sich nach sechs oder acht Stunden schon wieder von der Sonne abkehrt: in manchen Monaten aber sehen wir die Sonne sechzehn bis siebzehn Stunden am Himmel, weil in dieser Zeit diejenige Hälfte unserer Erde, auf der wir wohnen, sich für so lange Zeit der Sonne zukehrt. Es giebt also Monate im Jahre, wo unsere Tage kurz, und dann folglich auch die Nächte desto länger sind; und wiederum andere Monate, in welchen wir kurze Nächte und lange Tage haben. Zweimahl im Jahre, nehmlich den ein und zwanzigsten März und den drei und zwanzigsten September ist der Tag bei uns gerade eben so lang, als die Nacht, also beim Anfange des Herbstes. Den kürzesten Tag im Jahre haben wir am ein und zwanzigsten December, und den längsten am ein und zwanzigsten Juni.

Nun wissen wir alle, woher die Abwechselung von Tag und Nacht entsteht; nehmlich von dem Umdrehen der Erde um sich selbst, oder, wie man auch sagt, um ihre Axe. Wir wissen auch, daß am Ende eines Jahres oder eines Zeitraums von drei hundert fünf und sechzig Tagen noch sechs Stunden übrig bleiben, weil die Erde gerade so viel Zeit gebraucht, um ihren Lauf um die Sonne zu vollenden. Diese überzähligen sechs Stunden rechnet man allemahl im vierten Jahre zusammen, und macht einen Tag daraus,

den man den Schalttag nennt, weil er dem jedesmahligen vierten Jahre eingeschaltet wird, und zwar im Monat Februar, der also dann neun und zwanzig Tage enthält. Das Jahr, in welchem diese Einschaltung geschieht, heißt ein Schaltjahr.

Wenn hundert Jahre verflossen sind, so sagt man: ein Jahrhundert ist zu Ende. Wir haben das Ende eines Jahrhunderts erlebt, und nennen dieses zu Ende gegangene Jahrhundert das achtzehnte, weil seit der Geburt Jesu Christi, des größten Wohlthäters der Menschen, des weisesten und tugendhaftesten Mannes, der je gelebt hat, achtzehn hundert Jahre verflossen sind.

In dem Kalender, den wir vermuthlich alle kennen, ist die Zeitrechnung durch ein ganzes Jahr genau angezeigt. Er ist also ein sehr nützliches Buch. Doch enthält er auch manches Unnütze, z. B. die Vorhersagung der Witterung, denn kein Mensch ist im Stande, auch nur einen Tag, viel weniger ein ganzes Jahr vorher zu wissen, wie die Witterung seyn werde, da nichts veränderlicher ist, als das Wetter. Das Nützlichste in dem Kalender ist die Anzeige der Tage, Wochen und Monate durchs ganze Jahr; die Bestimmung der Festtage, der Abwechselungen des Mondes, und die Anzeige der Sonnen- und Mondfinsternisse, welche in dem Laufe des Jahres eintreten.

Die Namen der zwölf Monate sind sehr alt, und nicht Deutschen Ursprungs. Besser wäre es daher, wenn wir die deutschen Namen gebrauchen, welche schon vor tausend Jahren ein Deutscher Kaiser, welcher Karl der große hieß, den Monaten gab. Er nannte mit Recht den Januar Wintermonat, den Februar Hornung — von dem alten deutschen Worte Hor, welches Koth bedeutet, weil es in diesem Monate gewöhnlich thauet, und dann viel Koth entsteht; — den März nannte er den Lenz- oder Frühlingsmonat, den April Ostermonat; den Mai Wonnemonat, weil er Wonne oder Freude bringt; den Juni Brachmonat, weil dann die Brachäcker, d. h. die unbesäet gebliebenen Aecker zur Wintersaat zube-

reitet werden; — den Juli Heumonat; den August Erntemonat; den September Herbstmonat; den October Weinmonat; den November Windmonat, und den December Christmonat, weil das Geburtsfest Jesu Christi in diesem Monat gefeiert wird, und zwar, wie wir alle wissen, um Weihnachten. Dieses Fest fällt allemahl auf den fünf und zwanzigsten December.

Das Osterfest fällt nicht immer auf denselben Tag, und nicht immer auf denselben Monat, sondern entweder am Ende des März, oder vor dem fünf und zwanzigsten April.

Das Pfingstfest fällt allemal sieben Wochen nach Ostern ein.

Der Kalender enthält auch ein genaues Verzeichniß der Jahrmärkte und Messen, welche in verschiedenen Städten gehalten werden. Unter Messen versteht man große Jahrmärkte, zu welchen sich sehr viele Kaufleute aus fremden und entfernten Ländern mit ihren Waaren einfinden. In Deutschland giebt es mehrere Orte, wo Messen gehalten werden. Die bekanntesten sind die Messen, welche in Leipzig, in Frankfurt am Main, Frankfurt an der Oder und Braunschweig gehalten werden.

In unseren Kalendern steht auch ein Abschnitt von Sonnen- und Mondfinsternissen. Mit diesen Finsternissen hat es folgende Bewandniß. Wir wissen aus dem vorigen, daß die Erde um die Sonne, und der Mond um die Erde, aber auch zugleich mit der Erde um die Sonne läuft. Indem sich nun diese großen Körper um einander herumdrehen, so geschiehet es zuweilen, daß einer dem andern das Licht der Sonne wegnimmt oder auffängt, indem er zwischen ihm und die Sonne tritt. Da nun beide, die Erde und der Mond, ihr Licht von der Sonne erhalten, und also finster werden müssen, wenn ihnen dieß Licht entzogen wird, so ist's natürlich, daß der Mond vor unsern Augen verdunkelt da steht, wenn die Erde bei ihrer Umwälzung um die Sonne zwischen ihn und die Son-

ne getreten ist; denn nun wirft die Erde ihren Schatten auf den Mond, und verursacht dadurch eine Mondfinsterniß. Ist nun der Fall umgekehrt, daß nemlich der Mond zwischen die Sonne und unsere Erde getreten ist, so wird zwar die Erde nicht ganz dadurch verdunkelt, da der Mond kleiner, als die Erde ist; aber der Mond entzieht uns doch dann größten Theils den Anblick der Sonnenscheibe, so daß es uns scheint, als sey die Sonne zum Theil verfinstert, und darum nennen wir diese Erscheinung eine Sonnenfinsterniß. Diese Benennung ist also eben so wenig richtig und passend, als der Ausdruck: die Sonne geht auf und geht unter; denn die Sonne wird ja bey einer so genannten Sonnenfinsterniß nicht wirklich verfinstert, sondern nur durch die Mondscheibe verdeckt, und so zum Theil unseren Augen entzogen. Da nun in diesem Falle der Mond den größten Theil der Sonnenstrahlen auffängt, so wird es bei Sonnenfinsternissen bisweilen so dunkel, daß die Sterne am Himmel zu sehen sind, und es aussieht, als ob es Nacht werden wollte.

IX.

Merkwürdige Natur-Erscheinungen.

Die Luft, welche unsere Erde von allen Seiten umgiebt, sammt den Dünsten, welche sie enthält, wird die Atmosphäre oder Luftkreis genannt. Je höher man, z. B. auf hohen Bergen, in diesem Luftkreise hinaufsteigt, desto dünner wird die Luft, und desto weniger drückt sie. Daher kommt es, daß die Bergbewohner stärker und fröhlicher sind, als die Bewohner der Thäler.

Alle Dünste und Dämpfe, welche beständig von der Erde und allen Dingen auf der Erde aufsteigen,

sam-

sammeln sich in der Atmosphäre, und indem sie sich verbinden, entsteht daraus Regen, Schnee, Nebel, Wind, und jede andere Veränderung der Witterung. — Wenn sich die Luft in einigen Gegenden der Atmosphäre auf einmal sehr stark ausdehnt, und dagegen in anderen Gegenden derselben sich zusammendrängt, so entsteht eine starke Bewegung unter den Luftmassen, und diese Bewegung wird Wind genannt. Ist der Wind sehr heftig, so wird er Sturm genannt; den heftigsten Sturm nennt man einen Orkan. Ein Sturm zerbricht die stärksten Bäume, wirft Häuser und Thürme um, und verheert zuweilen ganze Wälder. Eine solche Verheerung nennt man einen Windbruch.

Der Thau entsteht aus den wäßrigen Dünsten, welche am Tage aus der Erde aufsteigen, durch die Kälte der Nacht verdichtet werden, und dann niederfallen. Wenn daher die Nächte sehr warm sind, so fällt wenig oder gar kein Thau. Gefriert der Thau, so nennt man ihn Reif. Wenn es gereift hat, so sind die Bäume und Gräser so weiß, als ob sie gepudert wären. Wenn nehmlich die Bäume und andere Körper sehr kalt sind, so müssen die darauf gefallenen Dünste nothwendig zu Eistheilchen werden. Bei großer Kälte gefrieren sogar die Ausdünstungen, die aus unserem Munde gehen, und das Haar wird davon, wie mit einem Reife, überzogen.

Der Nebel entsteht ebenfalls aus Dünsten, die sich schon verdichtet haben, und also eigentlich nicht mehr Dünste sind. Da das Wasser, aus welchem er besteht, in sehr feine Theile zertheilt ist, so schwimmt er in der Luft. Wenn sich diese feinen Theile verbinden, so bilden sie sehr feine Tropfen, welche alsdann niederfallen. Dann sagt man: der Nebel fällt. Scheint die Sonne unmittelbar auf den Nebel, so wird dieß schwimmende Wasser durch die Wärme ausgedehnt, es muß verdunsten, und die auf die Erdfläche gelagerte Nebel-Masse muß sich heben. Man sagt dann: der Nebel steigt. Der Nebel, welcher sich an heitern Sommerabenden zeigt, entsteht daraus, daß sich die Luft abgekühlt hat. Flüsse, welche nicht zugefroren sind, rauchen im Winter, wenn es stark frieret, weil die oberen Wasserschichten, wegen ihrer größeren Dichtigkeit und Schwere, zu Grunde gehen, und das

noch wärmere Wasser von unten auf in die Höhe drängen, welches zwar verdunstet, aber sogleich wieder tropfbar wird. — Die Nebel, welche in den höheren Gegenden des Luftkreises schwimmen, nennen wir Wolken. Aus aufsteigenden Nebeln bilden sich Wolken, deren verschiedene Farben blos daher entstehen, daß das Sonnenlicht auf eine sehr verschiedene Weise in den Wolken gebrochen wird. Manche Wolken mögen über drei Meilen von der Erdfläche entfernt stehen.

Aus feinen Nebeltropfen bildet sich in der oberen Luft der Regen. Man unterscheidet Staubregen und Platzregen, Strichregen und Landregen. Hagel ist gefrorner Regen. Der Schnee besteht aus nichts anderem, als aus gefrornen sehr feinen Wassertheilchen, welche bei stiller Luft in Gestalt sechszackiger Sterne niederfallen. Hängen sich mehrere derselben an einander, so werden Schneeflocken daraus. Wenn alles Wasser, welches ein ganzes Jahr hindurch als Regen, Schnee und Hagel niederfällt, auf der Oberfläche unserer Erde stehen bliebe, ohne zu verdunsten, so würde es ungefähr 30 Zoll hoch über dem ganzen flachen Lande stehen. — Zuweilen hat der Regen eine röthliche Farbe (der so genannte Blutregen); dieß rührt von einigen Schmetterlings Arten her, welche eine rothe Materie von sich geben, wenn sie aus ihren Hüllen hervorkriechen. Abergläubische und unwissende Menschen erzählen, daß es Frösche geregnet habe. Damit hat es folgende Bewandniß: wenn es nach langer Dürre einmal regnet, so kommen die Frösche aus ihren trocknen Löchern hervor, und hüpfen in großer Menge auf dem nassen Boden herum, indem sie ihren Durst löschen. — Der Regenbogen ist ein großer siebenfarbiger Halb-Cirkel, welcher in den Regentropfen sichtbar wird, wenn die Sonne einer dunklen Wolke gegenüber steht, und wir uns zwischen der Sonne und der Wolke befinden. Die Sonnenstrahlen werden nehmlich in den herabfallenden Regentropfen auf eine verschiedene Weise gebrochen. Die oberste Farbe des Regenbogens ist die rothe, und die unterste die violette

Es giebt in der Natur einen Stoff, von dessen Beschaffenheit uns nur dieß bekannt ist, daß er einem Körper die Kraft giebt, andere Körper bald anzuziehen und

bald abzustoßen, wobei sich fast immer ein Lichtfunke oder eine Flamme mit einem größeren oder geringeren Geräusche zeigt, und derjenige Körper, der davon getroffen ist, erschüttert wird. Dieses Natur-Ereigniß wird Elektricität genannt. Reibt man z. B. eine reine und trockene Glasröhre mit einem wollenen Lappen, und hält sie über kleine Stücken Papier, so werden diese einigemal angezogen und zurückgestoßen; kommt man dieser Röhre mit dem Finger nahe, so sieht man im Dunkeln einen Funken, hört ein Knistern, und fühlt ein Stechen im Finger. Hält man die Röhre, nachdem sie lange und stark gerieben ist, gegen das Gesicht, so hat man eben die Empfindung, als wäre das Gesicht mit Spinnengewebe überzogen. Eben dieß bemerkt man, wenn man Bernstein, Schwefel, Porzellan oder Siegellack reibt. Man hat eine eigene Maschine erfunden, durch welche man die Elektricität sehr leicht erregen kann, die Elektrisirmaschine. Wenn die Glasscheibe, welche sich daran zwischen zwei Reibekissen herumdreht, in Bewegung gesetzt wird, so fängt eine blecherne Röhre, welche damit in Verbindung steht, die durch das Reiben des Glases erregte Elektricität auf, und mit einem krummen, an jedem Ende mit einem blanken Knopfe versehenen Drahte, der einen gläsernen Handgriff hat, lockt man die Elektricität aus der Röhre, denn indem man sie mit dem Knopfe des Drahtes berührt, fährt der elektrische Funke heraus. Man kann diesen Funken so stark machen, daß Metalle dadurch in einem Augenblick geschmolzen, und Thiere getödtet werden können. Diese elektrische Materie befindet sich nun auch in den Wolken, welche man Gewitterwolken nennt, und wenn sie in Gestalt eines zackigen Feuerstrahls ausfährt, so sagen wir: es blitzt, oder wetterleuchtet. Den Knall, welcher gewöhnlich auf den Blitz oder Wetterstrahl folgt, nennen wir den Donnerschlag. Wenn die elektrische Flamme, welche wir Blitz nennen, einen Körper, z. B. einen Baum oder ein Haus trifft, so zerstört sie ihn, indem sie ihn entweder in Brand steckt, oder zersplittert. Trifft der Blitz einen Menschen, so betäubt, lähmt oder tödtet er ihn. Doch dieß geschieht sehr selten, und der Nutzen, den die Gewitter bringen, ist weit größer, als der Schaden, den sie anrichten. Sie

kühlen die Luft ab, und reinigen sie von schädlichen Dünsten. Der Regen, welcher gewöhnlich die Gewitter begleitet, macht das Land fruchtbar, und befördert das Wachsthum der Pflanzen sehr merklich. — Die nachtheiligen Wirkungen des Blitzes an Gebäuden verhütet man am sichersten durch wohl eingerichtete Blitzableiter. Dieß sind eiserne Stangen, welche am obern Ende mit einer scharfen Spitze versehen seyn müssen. Um sie vor dem Rost zu bewahren, überzieht man sie mit Zinn oder mit Firniß, und vergoldet die Spitze. Breite, genau an einander befestigte Kupferbleche thun eben diese Dienste. Der Blitzableiter wird von der Erde bis über die Spitze des Daches geführt, und dicht am Hause befestigt, doch so, daß er bis in die feuchte Erde hinabreicht. An einem solchen Blitzableiter fährt die elektrische Materie, ohne das Haus zu beschädigen, herunter in die Erde. Ein Haus, welches von hohen grünenden Bäumen umgeben ist, wird vom Blitze nicht getroffen, weil der Blitz sich nach den Bäumen hinzieht. Eben darum muß man aber auch nie bei einem Gewitter unter Bäumen Schutz suchen.

Ihr habt wohl schon oft von Irrlichtern oder Irrwischen gehört? Dieß sind kleine Flammen oder Lichter, welche sich an sumpfigen Oertern sehen lassen, und eine hüpfende Bewegung haben. Sie entstehen aus brennbaren Dünsten, welche sich entzünden, und so lange leuchten, als sie brennen. Man hat diese leuchtenden Dünste darum Irrlichter genannt, weil bisweilen Reisende, welche ihnen nachgiengen, dadurch von ihrem Wege ab, und mehrentheils in Sümpfe geführt wurden. Eine ähnliche Bewandniß hat es mit den so genannten Sternschnuppen und Feuerkugeln. Wenn diese leuchtenden Körper aus der obern Luft herabschießen, so sieht es gerade so aus, als ob ein Stern vom Himmel fiele. Sie schießen mit der größten Geschwindigkeit brennend fort, und lassen zuweilen einen röthlichen Strich in der Luft zurück, der sich allmählig verliert. Zuweilen hört man ein Gezische, womit sie sich bewegen, und oft zerspringen sie mit einem Knall. Ihr Licht ist blendend hell.

Zuweilen sieht man an der mitternächtlichen oder Nord-Seite des Himmels einen hellen Schein, aus welchem bisweilen Strahlen hervorschießen, und der sich

nach und nach über einen großen Theil des Himmels verbreitet. Der Himmel sieht dann zuletzt ganz roth und feurig aus, und gewährt einen überaus schönen Anblick. Man nennt diese Natur=Erscheinung ein Nordlicht, und sie ist unstreitig, so wie das Wetterleuchten, eine Wirkung der Elektricität. Es ist thöricht, sich davor zu fürchten, denn das Nordlicht richtet nie Schaden an, und hat auch nichts Böses zu bedeuten.

X.

Europa.

Wir wissen aus dem vorigen, daß derjenige Theil unserer Erde, in welchem wir wohnen, Europa heißt, und daß die 5 großen Theile der Erde wieder in kleinere Theile, oder in Länder und Staaten eingetheilt sind, welche auf der Landkarte durch die verschiedenen Farben bezeichnet werden. Die Länder, in welche Europa getheilt ist, haben folgende Namen:

1) Deutschland, unser Vaterland, welches mitten in Europa liegt.

2) Die Schweiz oder Helvetien, ein kleines bergigtes Land, dessen Einwohner Schweizer genannt werden, liegt zwischen Frankreich, Deutschland, und Italien, nährt zahlreiche und schöne Viehheerden, hat Wein und Obst, wenig Getreide, und ist das höchste Land in Europa. Wir wollen uns die Namen von zwei ansehnlichen Städten merken, welche in diesem Lande liegen. Sie heißen: Zürich und Bern.

3) Italien, ein großes und sehr fruchtbares Land, welches man daher den Garten von Europa genannt hat. Es ist reich an Reis, Wein, Oehl, Zitronen, Pomeranzen, Feigen, Apfelsinen und schöner Seide, und hat einen Ueberfluß an Vieh. In Italien findet man unter andern die starken Büffel, viele Maulthiere und Esel, und den schönen weißen Marmor, aus welchem unsere Bildhauer Statüen und Bildsäulen machen. Unter den

Städten Italiens sind die merkwürdigsten: Turin, Mailand, Genua, Florenz, Rom, Venedig und Neapel.

4) Frankreich, ein großes, fruchtbares Land, welches reich an Wein, Getreide, Oehl, Obst und edlen Früchten ist. Wir merken uns die Hauptstadt dieses Landes: Paris, die Residenz des Französischen Kaisers, in welcher mehr als siebenmal hunderttausend Menschen wohnen, und die Städte, Lyon, Toulon, Marseille, Bourdeaux, Brest, Antwerpen und Strasburg. Die Einwohner Frankreichs werden Franzosen genannt.

5) Spanien, ebenfalls ein großes, und zum Theil sehr fruchtbares Land, in welchem die feinste Schaafwolle, gute Seide, sehr viel Wein (besonders Malaga) und Oehl (Olivenöhl), Baumwolle, Zucker, Manna und Taback gewonnen wird. Die Spanischen Pferde, Esel und Maulesel sind vortrefflich. Die Hauptstadt dieses Landes, und Residenz (Wohnort) des Königs von Spanien heißt Madrit. Noch merken wir: Malaga, Sevilla, Cadix, Gibraltar (eine England gehörende starke Festung), und Barzellona.

6) Portugal, ein kleines, meistentheils fruchtbares, aber wenig angebautes Land, in welchem viel Wein, Oehl und Reis wächst. Auch an Südfrüchten, d. h. an Pomeranzen, Citronen und Feigen, ist kein Mangel. Man findet in Portugal weit mehr Esel und Maulesel, als Pferde. Wie man bei uns auf Pferden reitet, so reitet man in Portugal auf Mauleseln. Die Hauptstadt des Landes und königliche Residenz heißt Lissabon; merkwürdig sind noch Setuval und Porto. Die Einwohner Portugals werden Portugiesen genannt.

7) Holland, jetzt ein Königreich, ist ein kleines, morastiges, von vielen Kanalen durchschnittenes Land, in welchem sehr wenig Getreide, kein Holz und kein Wein, auch nur sehr wenig Obst wächst. Die Holländer verstehen sich aber sehr gut auf die Viehzucht, und daher hat das Land Ueberfluß an Butter und Käse. Da es am Meere liegt, so fehlt es auch nicht an Seefischen und Seesalz. Die größte Stadt in diesem Lande heißt Amsterdam Die Residenz des Königs Ludwigs I., Bruder des Französis. Kaisers

Napoleon, ist Utrecht; Rotterdam aber die zweite große Handelsstadt.

8) Großbritannien, oder: England, Schottland und Irland, besteht aus zwei großen Inseln. In England baut man vortreffliche Gersten und Hopfen, und daher ist auch das Englische Bier das beste. Die Viehzucht ist in diesem Lande sehr hoch getrieben, besonders die Schaaf- und Pferdezucht, daher die Englische Wolle, nächst der Spanischen, die beste ist, und die Englischen Pferde für die schönsten in Europa gehalten werden. Das Englische Leder ist berühmt. Sehr reich ist England an Steinkohlen, und das beste Zinn ist das Englische. — Schottland ist an Eisen und Fischen, besonders an Häringen und Stockfischen sehr reich, hat treffliche Schaafzucht, und Ueberfluß an Steinkohlen. Auch Irland hat treffliche Wolle, Getreide, Flachs, Hanf und Fische, besonders Lachse, im Ueberfluß. Der König von England wohnt in London, einer der größten Städte in der Welt, in welcher mehr als eine Million Menschen wohnen. Wer diese ungeheure Stadt nach ihrer ganzen Länge durchwandert, hat einen Weg von beinahe anderthalb Meilen zu machen. Sie enthält 8000 große und kleine Straßen, 34 Marktplätze, und noch 71 andere Plätze, und beinahe 500 Kirchen und Kapellen. Beständig kommen auf dem Flusse, an welchem London liegt, auf der Themse, Schiffe aus allen Theilen der Erde an, und man rechnet, daß jährlich mehr als 13000 Schiffe aus- und einlaufen. Die Hauptstadt Schottlands heißt Edimburg, die von Irland Dublin. Die übrigen merkwürdigen Städte dieser drei Reiche sind: Manchester, Birmingham, Bristol, Glasgow, Cork, und die Häfen Portsmouth und Plymouth.

9) Dänemark, ein kleines ebenes Land, welches schönes Rindvieh, Pferde, Schaafe, Schweine, Fische, Austern, Steinkohlen, Bernstein, aber weder Salz, noch Metalle, und wenig Holz hat. Die Einwohner des Landes werden Dänen genannt. Die Hauptstadt heißt Koppenhagen. Hier wohnt der König von Dänemark.

10) Norwegen, ein großes Land, welches auch dem König von Dänemark gehört. Es ist voll hoher und rauher Berge, deren Gipfel zum Theil bestandig mit

Schnee bedeckt ist. Diese Berge enthalten den Reichthum des Landes, denn in ihrem Innern findet sich Silber, Kupfer und Eisen in Menge. Ackerbau und Viehzucht können die Einwohner, welche Normänner genannt werden, fast gar nicht treiben, denn ihr felsigtes Land bringt weder Getreide noch Gras hervor. Desto mehr beschäftigen sie sich mit der Jagd und Fischerei. In den Norwegischen Wäldern finden sich Elenthiere, Bären, Wölfe, Hermeline und Haasen genug, und das Meer, an welchem Norwegen liegt, versorgt die Normänner mit Lachsen, Häringen, Stockfischen und Austern so reichlich, daß sie einen großen Theil davon verkaufen können. Die ansehnlichsten Städte in Norwegen sind: Bergen, Christiania, die Hauptstadt, und Drontheim.

11) Schweden, eines der größten Länder in Europa, aber dennoch eins der ärmsten, daher es auch nur wenig Einwohner hat. Nur an Eisen ist Schweden unermeßlich reich. Es wird daraus vortrefflicher Stahl gemacht, und mit diesem, so wie mit dem Kupfer, welches auch in großer Menge gefunden wird, ein sehr einträglicher Handel getrieben. Außer dem Bergbau sind die Schweden auch mit der Fischerei beschäftigt. Ihr Land ist voll großer fischreicher Seen, und liegt auch von einer Seite am Meere. Das Rennthier ist in Schweden zu Hause. Wölfe finden sich in ganzen Schaaren. Auch Elenthiere sind häufig — Die Hauptstadt des Landes, und Residenzstadt des Königs heißt Stockholm. Gothenburg ist nach Stockholm die wichtigste Handelsstadt.

12) Rußland ist das größte Land in Europa, und daher von sehr verschiedener Beschaffenheit. Im äußersten Norden findet man nur Gesträuche, Beeren, Marienglas, Pelzthiere in großer Menge, Fische und Federvieh. In einem andern Theile des Landes bringt der Boden doch Gerste und einige Gartenfrüchte hervor, und die mittäglichen Gegenden haben Ackerbau, Obst und gute Viehzucht, wilde Pferde, und ungeheure Waldungen. Noch weiter gegen Mittag bringt das Land Wein, Obst, Lorbeerbäume und Getreide, worunter auch der Reis ist, in Menge hervor. In diesen Gegenden sind die Esel und die Kameele die gewöhnlichen Lastthiere, die Büffelochsen ziehen den Pflug, und die Pferde werden erlegt und gegessen. Viele

Bewohner dieses fruchtbaren Landstrichs wissen nichts von Häusern, sondern wohnen beständig in schlechten Hütten oder in Zelten, und ziehen mit ihren Heerden aus einer Gegend in die andere. Viele schlagen in Felsen, Höhlen oder Erdhütten ihre Wohnung auf. Diese Bewohner Rußlands heißen Tataren. Die Hauptstadt Rußlands und Residenz des mächtigen Russischen Kaisers heißt Petersburg. Eine andere sehr große Stadt dieses Landes heißt Moskau. Archangel am weißen Meer treibt großen Handel Wilna aber ist die Hauptstadt im Polnischen Lithauen, so wie Riga in Liefland.

13) Die Türkei ist ein sehr fruchtbares und warmes Land, und daher reich an vortrefflichen Produkten, besonders an Reis, Wein, Südfrüchten, Baumwolle, Seide, Taback; an Rindvieh, Schaafen, Pferden, Eseln und Maulthieren; an Marmor, Alaun, Schwefel, Eisen und Salpeter. Das Türkische Garn ist berühmt. Aus der Seide machen die Türken prächtige Stoffe und Tapeten. Der Mais oder das Türkische Korn ist auch bei uns bekannt. Aus Ziegenfellen macht man in der Türkei den schönsten Korduan und Saffian. Die Hauptstadt des Landes heißt Constantinopel. Sie ist die Residenz des Türkischen Kaisers, welcher auch Großsultan oder Großherr genannt wird, und die größte Stadt in Europa, aber nicht die schönste, denn sie hat fast lauter hölzerne Häuser, und krumme schmutzige Strassen. Sie hat eine Million Einwohner. Weiters sind zu merken: Adrianopel und Belgrad.

14) Ungarn ist zum Theil ein sehr gebürgigtes und waldiges Land, zum Theil aber auch äußerst fruchtbar, und besonders reich an Gold und Wein, in einigen Gegenden auch an Getreide, Mais, Reis, Safran, Honig, Mandeln, Obst, schönem Rindvieh und schönen Pferden, an Stein und Quellsalz, und fast allen Mineralien. In dem Sande einiger Ungar'schen Flüsse werden Goldkörner gefunden. Auch hier bedient man sich des Büffels beim Ackerbau. An Fischen hat das Land Ueberfluß. Es werden besonders Hausen und Karpfen in grosser Menge gefischt. Die vornehmste Städte Ungarns heißen Presburg, Ofen, Pest, Kremnitz und Carlstadt. In dem zu Ungarn gehörigen Siebenbürgen ist

die Hauptstadt Hermannstadt und der Handelsplatz Cronstadt zu merken. Mitten durch das Land strömt die Donau.

15) Galizien ist ein salzreiches Land. Es giebt hier bei Wielitschka ein Salzbergwerk, in welchem man ungeheure Höhlen findet, deren Wände und Gewölbe aus lauter Steinsalz bestehen. In den Bergen Galiziens wird Alabaster und Marmor gefunden. Wachs und Honig wird in Menge gewonnen. Auch an Getreide und Obst fehlt es nicht. Die vornehmsten Städte des Landes sind Lemberg und Crakau.

16) Preußen ist größten Theils ein ebenes und fruchtbares Land, voll schöner Wiesen und Viehweiden. Seine Hauptprodukte sind: Getreide, Buchweizen, Hirse, Hülsenfrüchte, Flachs, Hanf, Taback, Vieh aller Art, Honig und Wachs, Wildpret, auch Bären, Wölfe, Elenthiere, hie und da Auerochsen und Biber; sehr viel Fische, holzreiche Waldungen, Bernstein, Eisen, Blei und Steinkohlen. Die Weichsel strömt durch das Land. In einem Theile Preußens giebt es vortreffliche Pferde und Ochsen. Die größten Städte dieses Landes heißen: Königsberg, Danzig (jetzt eine unmittelbare, republikanische, unter französischem Schutze stehende, große Handelsstadt), Elbing; Warschau und Posen) jetzt dem Könige von Sachsen als Großherzogthum gehörig). An den Preußischen Küsten (Meeres-Ufern) hat das Meer ungeheure Sandfelder und Sandberge (Dünen) aufgethürmt, welche man schon zum Theil urbar gemacht, d. h. bebaut und mit vielen Bäumen bepflanzt hat. Auf diese Art vergrößert sich das Land in jedem Jahre.

17) Böhmen, ein gebürgigtes und waldigtes, aber doch im Ganzen sehr fruchtbares Land. Am reichsten ist es an Getreide, Hopfen, Honig, Wachs, Obst, Edelgesteinen, Holz, Eisen und Zinn. Die Böhmen sind sehr betriebsam und geschickt, besonders im Leinweben und Spitzenklöppeln, in der Verfertigung des Glases, im Bergbau und in der Musik. Die Elbe durchströmt dieß Land. Das Riesengebürge trennt es von dem benachbarten Schlesien. Die Hauptstadt Böhmens heißt Prag. Karlsbad und Töplitz sind Badeörter, und Eger eine starke Festung.

18) Mähren ist auf allen Seiten von Gebürgen eingeschlossen, hat aber dennoch Getreide, auch Reis und Mais, Safran und Süßholz, Flachs und Hanf wird in Menge gewonnen. Die zahlreichen Bergwerke liefern Vitriol, Alaun, Schwefel, Eisen, Blei, Silber und Steinkohlen. Die beiden vornehmsten Städte heißen Brünn und Ollmütz.

19) Schlesien, ein zum Theil bergigtes Land, hat sehr fleißige und geschickte Einwohner. Die Schlesische Leinwand ist berühmt, und die Schlesische Wolle wird theuer bezahlt. In den zahlreichen Bergwerken des Landes wird Silber, Kupfer, Eisen und Blei gefunden; Steinkohlen sind in der größten Menge vorhanden. Die Oder durchströmt dieß Land. An ihrem Ufer liegt die Hauptstadt des Landes, Breslau.

20) Die Lausitz, ist ein kleines, holz- und steinreiches Land, dem es auch nicht an Vieh, besonders an guten Schaafen fehlt, und dessen Einwohner die Bienenzucht, den Obst- und Gartenbau, und zum Theil auch den Weinbau sehr emsig betreiben. Die vorzüglichsten Städte dieses Landes heißen: Bautzen, Görlitz, Luckau und Zittau. In diesem Lande liegt auch das kleine, aber durch die eben so musterhafte, als betriebsame Brüdergemeine, sehr berühmte Herrnhut. In der Lausitz entspringt der Spree-Fluß, an welchem Berlin liegt.

Die Länder Böhmen, Mähren, Schlesien und die Lausitz werden zu Deutschland gerechnet. Die mehresten Einwohner dieser 4 Länder sprechen auch die deutsche Sprache als ihre Muttersprache. Doch haben die Böhmen eine eigene Sprache, außer welcher sie aber auch noch die deutsche sprechen.

XI.

Deutschland.

Deutschland ist unter den 20 Europäischen Ländern, von welchen wir eben etwas gelesen haben, eins der

größten und fruchtbarsten, und besteht aus mehreren größeren und kleineren Staaten. Die Beherrscher derselben sind Könige, Großherzoge, Herzoge, Markgrafen, Landgrafen, Fürsten, Burggrafen, Grafen und Herren. Der Könige sind gegenwärtig sieben, nemlich: der König von Böhmen, von Preussen, von Baiern, von Sachsen, von Holland, von Westphalen und von Würtemberg. Großherzoge: der von Berg, von Baaden und von Würzburg. Der erste einzige geistliche Fürst ist der Fürst Primas, sonst Kuhrerzkanzler.

Ein kleiner Theil Deutschlands liegt am Meere, nemlich an der Ostsee und Nordsee, und an dem Adriatischen Meere. Das übrige Deutschland ist von folgenden Ländern eingeschlossen: von Dänemark, Holland, Frankreich, Helvetien oder der Schweiz, Italien, Ungarn, Galizien und Preußen.

Deutschland enthält viele Berge und Gebürge. Einige darunter sind so hoch, daß ihre Gipfel fast das ganze Jahr hindurch mit Schnee bedeckt sind. Eins unter diesen Gebürgen, der Harz, besteht aus einer 16 Meilen langen Reihe von Bergen, unter welchen der Brocken oder Blocksberg der höchste ist. Der Schwarzwald, der Thüringer Wald, das Erzgebürge und das Fichtelgebürge sind ebenfalls sehr große Bergketten.

Fünf große schiffbare Flüsse durchströmen Deutschland. Sie heißen: Donau, Elbe, Oder, Rhein und Weser. Außerdem giebt es in Deutschland noch sehr viele kleinere Flüsse, die aber auch schiffbar sind, und eine große Menge Seen, unter welchen der Bodensee an der Grenze Deutschlands und der Schweiz der größte ist.

Nur sehr kleine Landstriche in Deutschland sind unangebaut, und diese heißen Haiden. Die meisten Deutschen Länder sind wohl angebaut und fruchtbar, und daher sind die Produkte Deutschlands überaus zahlreich. Besonders sind die meisten Deutschen Länder reich an Obst, Holz, Getreide, Flachs, Wein, Vieh, Silber, Eisen und Kupfer. Die reichsten Silberbergwerke sind im Erzgebürge, welches eben von seinem Reichthum an Erz oder Metallen den Namen hat, und im Harzgebürge. Im Erzgebürge wird auch Zinn gefunden.

Das größte Deutsche Land ist das Oesterreichische Kaiserthum, welches Franz I. beherrscht. Es hat sehr reiche Bergwerke, welche vortreffliches Eisen und Quecksilber liefern. — Die Hauptstadt des Landes heißt Wien. Sie liegt an der Donau, ist die Residenz des Kaisers, und die größte und volkreichste Stadt Deutschlands. Zu merken sind ferner: Linz, Grätz, Triest.

Das Königreich Baiern liegt auch zum Theil an der Donau, und ist ein fruchtbares Land. Es gehört dem König von Pfalz-Baiern, Maximilian Joseph I. Die Hauptstadt des Landes und Residenz des Königs heißt München, und ist eine der schönsten Städte in Europa. — Mehrere tausend Einwohner Baierns nähren sich von dem Gewinne des Salzes, woran dieß Land einen unerschöpflichen Reichthum hat. Eben so reich ist auch Salzburg, welches jetzt zu Oesterreich gehört, das außerdem noch sehr ergiebige Metallbergwerke und gute Viehzucht hat. Zum Königreich Baiern gehört jetzt auch das Tyrol, ein Land, welches voll hoher Berge ist, die bis in die Wolken reichen, und unter denen viele mit Schnee bedeckt sind. Auf diesen Bergen wohnen Gemsen, (wilde, unsern Ziegen ähnliche Thiere), Steinböcke, Murmelthiere und Adler. Ja, man findet sogar in diesem rauhen Lande Berge, welche aus lauter Eis bestehen. Sie werden Gletscher genannt. Die Tyroler wandern in ganz Deutschland als Handelsleute herum. Die merkwürdigsten Städte Tyrols sind Innsbruck und Botzen.

Franken, jetzt größtentheils Baiern einverleibt, liegt in der Mitte Deutschlands, und ist ein warmes, fruchtbares, mit Getreide, Wein und Obst reichlich versehenes Land. Außer den gewöhnlichen Getreidearten wächst hier noch eine, welche in Niederdeutschland nicht sehr häufig ist, der Dinkel. Das Fichtelgebürge liegt in diesem Lande. Die merkwürdigsten Städte Frankens heißen: Nürnberg, Erlangen, Anspach, Bayreuth, (Würzburg, dem Erz-Großherzoge gehörig, und Bamberg. — In einer Gegend Frankens wächst das Süßholz, welches die Apotheker zur Arznei gebrauchen, so häufig, daß jährlich mehrere 100 Centner davon verkauft werden.

Schwaben, gleichfalls jetzt größtentheils dem Könige von Baiern unterworfen, ist ein außerordentlich frucht-

bares und warmes Land. Daher bringt es Getreide, Wein und Obst im Ueberflusse hervor. Doch giebt es auch öde, unfruchtbare Gegenden in Schwaben, denn zwei hohe und rauhe Gebürge, der Schwarzwald und die Alp, ziehen sich durch das Land. Der größte Strom in Europa, die Donau, hat hier seinen Ursprung. Die merkwürdigsten Schwäbischen Städte sind folgende: Stuttgardt, die Residenz des Königs von Würtemberg, welchem ein nicht unbeträchtlicher Theil von Schwaben gehört; Karlsruhe, die Residenz des Großherzogs von Baden; Augsburg, eine von Alters her berühmte Reichs- und Handelsstadt, in welcher besonders schöne Silber-Arbeiten gemacht werden, und Ulm an der Donau, gleichfalls, wie jene, eine ehemalige Reichs- nunmehr aber Baierische Stadt. Die übrigen merkwürdigen Städte sind im Würtembergischen: Tübingen, Ludwigsburg, Heilbronn, Hall und Ellwangen; im Badischen: Pforzheim, Rastadt und Mörsburg; im Baierischen Antheil von Schwaben: Memmingen und Nördlingen.

Das ehemalige Kuhrfürstenthum Hessen gehört jetzt zum Königreich Westphalen, und die sehr schön gebaute Hauptstadt Cassel ist die Residenz des Königs Hieronymus I. Bruder des französischen Kaisers Napoleon. In der Nachbarschaft dieses Landes liegt Frankfurt am Main, eine berühmte Handelsstadt und Residenz des Fürst Primas, in welcher jährlich zwei Messen gehalten werden. Diese Messen werden von Kaufleuten aus fast allen Europäischen Ländern, besonders aus Frankreich und England besucht. Zu merken sind ferner: Darmstadt, Wiesbaden, Fulda und Hanau.

Die Pfalz am Rhein ist ein schönes fruchtbares Land an der Grenze Deutschlands, und gehört theils an Frankreich, theils dem Großherzog von Baden. Der Rhein, an welchem es liegt, trennt es von Frankreich. Es ist ein weinreiches Land. Der Wein, welchen man hier gewinnt, wird Rheinwein genannt. Die Landstraßen sind größtentheils mit Nußbäumen besetzt, und in den Weinbergen stehen ächte Kastanien- und Mandelbäume. Obst wächst in großem Ueberfluße. Die schönste Stadt des Landes heißt Mannheim; außer der noch Heidelberg, eine blühende Universität, zu merken ist.

Das Königreich Westphalen ist ein großes, nicht überall fruchtbares Land. Ein kleiner Theil desselben liegt auch am Rhein, ein anderer liegt an der Weser und Ems. Die Einwohner beschäftigen sich mehr mit der Viehzucht und dem Leinweben, als mit dem Ackerbau. Nur der Flachsbau wird fast überall eifrig betrieben. Die Bilefelder Leinwand wird theuer bezahlt. In dem gebürgigen Theile Westphalens giebt es große Eisen- und Stahl-Fabriken. In der Stadt Iserlon werden Fischangeln, Nadeln, Schnallen, Ketten und Fingerhüte in großer Menge verfertiget. In Schwelm macht man Schraubenstöcke, Schlösser, Zangen, Wagenwinden, Aexte, Beile, Sägen, Meißel, Hubeleisen, Bohrer, Feilen und mehr dergleichen Eisenwaaren. Zu den merkwürdigsten Westphälischen Städten gehören folgende: Düsseldorf, Wesel, Münster, Osnabrück, die Handelsstadt Embden an der Mündung der Ems, nicht weit von den Küsten der Nordsee, Minden an der Weser, Elberfeld, Bielefeld und Pyrmont, mit einem berühmten Gesundbrunnen.

Niedersachsen, sonst der Niedersächsische Kreis, gehört jetzt ebenfalls größtentheils zum Königreich Westphalen. Die Elbe durchströmt dieses Land, in welchem es große unbebaute Striche oder Haiden giebt. Ein Theil von Niedersachsen ist gebürgigt: er enthält das hohe, rauhe, aber silberreiche Gebürg, welches der Harz genannt wird. Einige Gegenden Niedersachsens haben Ueberfluß an Getreide, nnd in den Ländern an der Ostsee und Nordsee wird starke Viehzucht, besonders Pferdezucht getrieben. Die Holsteinische Butter ist bekannt, und die Holsteinischen Pferde werden theuer bezahlt. Die vorzüglichsten Niedersächsischen Städte sind folgende: Hamburg, die größte Deutsche Handelsstadt, an der Elbe, von 100,000 Einwohnern. Jährlich laufen 3 bis 4000 Schiffe hier ein, worunter die Hälfte Seeschiffe sind. In dem geräumigen Hafen dieser Stadt liegen beständig Schiffe aus England, Dänemark, Schweden, Rußland, Amerika und Asien vor Anker, beladen mit den Produkten aller Erdtheile, besonders mit rohem Zucker, Kaffee, Wein, Indigo, Taback, Baumwollen und Gewürzen. Es giebt in dieser reichen Stadt mehr als 300 Zuckersiedereien, und so viel Kattundruckereien, daß gegen 2000 Menschen darin Arbeit finden.

Mehr als 100,000 Menschen wohnen in Hamburg, und die meisten nähren sich vom Handel. — Bremen an der Weser ist auch eine ansehnliche Handelsstadt. — Lübeck liegt nicht weit von der Ostsee, und treibt ebenfalls ansehnlichen Handel. Dieß gilt auch von Bremen, das mit den zwei vorigen bis jetzt noch seine alte Verfassung hat. — Hannover ist die Hauptstadt des ehemaligen Kuhrfürstenthums Braunschweig-Lüneburg, welches auch das Hannöverische Land genannt wird. — Braunschweig ist die Hauptstadt des ehemaligen Herzogthums Braunschweig, und die Residenz des nun verstorbenen Herzogs von Braunschweig. Die Messen, welche hier jährlich gehalten werden, sind berühmt. Ueber die Bestimmung dieser beiden Staaten aber ist bis jetzt noch nichts entschieden. — Magdeburg ist eine berühmte Festung an der Elbe, und die Hauptstadt des Herzogthums Magdeburg, eines sehr fruchtbaren Landes, welches dem Könige von Westphalen gehört. — Eben so auch Halberstadt, in welchem unter andern auch sehr viel Anis und Kümmel gewonnen wird. — Glückstadt ist die Hauptstadt des Herzogthums Holstein, eines Dänischen Landes; worinnen noch Altona zu merken, wie in dem Mecklenburgischen Schwerin, Rostock und Neustrelitz angeführt zu werden verdienen.

Obersachsen sonst der Obersächsische Kreis, macht einen beträchtlichen Theil Deutschlands aus, und besteht aus drei Ländern, welche Sachsen, Brandenburg und Pommern heißen. In dem mittäglichen Theile dieses Kreises liegt das Erzgebürge, aus welchem die Bergleute viel Silber, Kupfer und Eisen hervorholen. Der nördliche Theil hat einen niedrigen, flachen, sandigen Boden, aber zum Theil auch fruchtbare Gegenden und vortreffliches Holz zum Schiffbau. Ein Theil des Kreises, welcher an der Ostsee liegt (Pommern), hat gute Viehzucht. Die Flüße, welche Obersachsen durchströmen, sind folgende: die Elbe, die Oder, die Havel, die Saale, die Warthe und die Spree. Der südliche Theil des Landes gehört größtentheils dem Könige von Sachsen, der nördliche gehört beinahe ganz dem Könige von Preußen. — Sachsen ist eins der besten Länder in Deutschland. Seine Einwohner sind sehr geschickt und fleißig.

fleißig. Die Hauptstadt dieses Landes heißt Dresden. Sie ist die Residenz des Königs, und gehört zu den schönsten Städten Deutschlands. Die Elbe fließt durch diese Stadt. Auch Leipzig ist eine schöne Sächsische Stadt, und eine berühmte Handelsstadt. Ihre Messen werden nicht nur von Deutschen, sondern auch von Russischen, Französischen, Englischen und Türkischen Kaufleuten besucht. — Meißen, Wittenberg nnd Trebniz sind noch drei merkwürdige Städte im Königreich Sachsen, im übrigen südlichen Sachsen aber sind zu merken; Gotha, Weimar und Dessau. — Halle liegt zwar auch in Sachsen, an der Saale, ist aber keine Sächsische, sondern eine zum Königreich Westphalen gehörige Stadt und Universität.

Die Mark Brandenburg ist zwar nicht so fruchtbar, als Sachsen, aber sehr sorgfältig angebaut. Sie wird von der Oder, Elbe, Havel, Spree und Warthe durchströmt. Außer dem Ackerbau beschäftigen sich die Brandenburger mit der Viehzucht, der Bienenzucht, dem Seidenbau, und in einigen Gegenden auch mit dem Weinbau. In den Städten giebt es ansehnliche Manufakturen und Fabriken, besonders Baumwollen- Wollen- und Seidenfabriken. Die Hauptstadt des Landes und die Residenz des Königs von Preußen ist Berlin, eine sehr große und größten Theils schön gebaute Stadt, in welcher mehr als 160,000 Menschen wohnen, worunter ungefähr 25000 Soldaten sind. Unter den Fabriken dieser Stadt ist die Porzellan-Fabrik die merkwürdigste. Sie giebt mehr als 300 Arbeitern, und über 60 Mahlern Beschäftigung. In einer andern Fabrik sind einige hundert Arbeiter beschäftigt, feines und grobes Tuch zu verfertigen. Die Zuckersiedereien, die Leder-Fabriken, die Branntweinbrennereien, die Seiden- Baumwollen- Fabriken und die Buchdruckereien geben mehreren tausend Menschen Nahrung, und man rechnet, daß in den sämmtlichen Berlinischen Manufakturen und Fabriken mehr als 16000 Menschen Beschäftigung finden. — Berlin liegt zwischen der Oder nnd Elbe, an der Spree, einem mäßigen Flusse, der aber doch große beladene Kähne trägt, und sich zwei Meilen von Berlin mit der Havel vereinigt. Da die Havel in die Elbe fallt, so können die Waaren zu Wasser bis nach Hamburg gebracht werden.

Auch mit der Oder ist die Spree durch einen Kanal verbunden, und die Waaren können daher auf der Spree und Oder bis in die Ostsee gebracht werden. Potsdam, eine schöne Stadt mit prächtigen Schlössern und Lustgärten, liegt an der Havel, von schönen Bergen umgeben, unter welchen viele Weinberge sind. — Frankfurt an der Oder, eine Handelsstadt, in welcher Messen gehalten werden, liegt in einer schönen Gegend. Auch hier wird der Weinbau sehr stark getrieben.

Pommern ist ungleich fruchtbarer, als die Mark Brandenburg, und hat daher Ueberfluß an Getreide. Die Ochsen, Kühe, Pferde, Schaafe und Schweine sind in diesem Lande vorzüglich groß und stark. Die Flüsse Pommerns sind fischreich. Die Oder strömt mitten durch das Land. Die Hauptstadt des Landes, Stettin, liegt an der Oder, nicht weit vom Ausflusse derselben in das frische Haff, einem großen See, der mit der Ostsee in Verbindung steht. — Ein kleiner Theil von Pommern gehörte bisher dem König von Schweden, und hieß daher Schwedisch-Pommern. Die Hauptstadt desselben heißt Stralsund.

XII.

Von den Rechten und Pflichten der Unterthanen in wohleingerichteten Staaten.

Kinder sind, so lange sie in dem Hause ihrer Eltern leben, diesen Gehorsam schuldig, d. h. sie dürfen nicht thun, was ihnen gut dünkt, oder in den Sinn kommt, sondern sie müssen thun, was ihre Eltern wollen, und was diese ihnen befehlen oder gebieten. Wenn sie aber erwachsen sind, und eine Kunst, oder ein Handwerk, oder eine Wissenschaft erlernt haben, wodurch sie sich ihren Unterhalt erwerben können, so gehören sie nicht mehr blos zur häuslichen, sondern auch zur bürger-

lichen Gesellschaft, und müssen, als Mitglieder derselben, den Gesetzen gehorchen, welche in ihrem Vaterlande gelten; diese Gesetze heißen Landesgesetze, weil sie nicht für einige Menschen, sondern für alle Einwohner des ganzen Landes gemacht sind, und weil sie von ihnen allen befolgt werden sollen, damit Ordnung, Ruhe und Sicherheit in dem Lande herrsche.

Es gab nicht immer so viel Menschen auf der Erde, als jetzt, und die Menschen lebten auch ehemals nicht in Städten, Dörfen und Ländern gesellschaftlich bei einander, sondern wohnten zerstreut, in schlechten Hütten. Damals gehorchten die Mitglieder einer Familie dem Hausvater, und es gab keine Könige, keine Fürsten und Obrigkeiten unter den Menschen; keiner war mehr, als der andere, denn alle bauten das Feld, hüteten ihr Vieh, und nährten sich von den Früchten des Feldes, und von der Milch ihrer Heerden. Nach und nach vermehrten sich aber die Bewohner der Erde, und nun mußten sie nothwendig näher bei einander wohnen. Da es nun von jeher gute und böse Menschen gab, so entstand sehr bald Streit unter ihnen, als sie näher zusammen wohnten. Wenn dann einer sich stärker fühlte, oder mehr Verstand hatte, als sein Nachbar, so nahm er diesem mit Gewalt sein Eigenthum weg, wozu er freilich kein Recht hatte. Aber man nannte dieß dennoch das Recht des Stärkeren, oder auch, weil es dabei auf die Stärke der Faust ankam, das Faustrecht. Ihr könnt leicht denken, lieben Kinder, daß die Schwachen, die Sanftmüthigen, die Friedfertigen, und besonders die Weiber und Kinder sehr unglücklich waren, so lange dieses sogenannte Recht galt; denn keiner war damals seines Eigenthums und selbst seines Lebens sicher, keiner konnte in Ruhe und Freude genießen, was er sich mit Mühe erworben hatte; Streit und Krieg nahm kein Ende, weil jeder Beleidigte sich, sobald er konnte, an seinem Beleidiger zu rächen suchte. Dieses elenden Lebens wurden die Menschen endlich überdrüßig, und die Vernünftigsten unter ihnen besonders sannen darauf, wie diesem Unfug abzuhelfen seyn möchte. Da kamen sie denn endlich darin überein, daß die Erfahrensten, Redlichsten und Weisesten unter ihnen ausmachen sollten, was jeder thun und lassen sollte, und alle übrige

sollten sich darnach richten. Das, was jene ausgemacht hatten, nannte man Gesetze oder Verordnungen. Nun würde der Zustand der Menschen sehr glücklich gewesen seyn, wenn sich wirklich alle nach den Gesetzen gerichtet hätten; allein die Unverständigen, die Zornigen und Eigensinnigen, die Unredlichen und Leichtsinnigen kehrten sich oftmals nicht an die Gesetze, sondern thaten, was ihnen gut dünkte, beleidigten die Redlichen und Friedfertigen, und nahmen ihnen mit Gewalt ihr Eigenthum. Da wurden diese mit einander einig, gewisse Personen unter sich zu wählen, welche darauf achten und dafür sorgen sollten, daß die Gesetze von allen treulich befolgt würden. Diese Personen nannte man zusammen genommen die Obrigkeit, und alle übrige Einwohner des Landes wurden Unterthanen genannt, weil sie jenen unterthan, d. h. gehorsam seyn sollten. Eben so, wie die Lehrer in der Schule, die Eltern in ihrer Familie, die Aufseher in einer Fabrik, und die Offiziere bei einem Regiment Soldaten darauf Acht haben, daß alles ordentlich und ruhig zugehe, und keiner den andern beleidige oder beraube: eben so hat die Obrigkeit in einem Lande darauf Acht, daß in dem Lande, und in den Städten, Flecken und Dörfern des Landes die Ordnung, Ruhe und Sicherheit nicht durch böse Menschen gestört werde. Sie hat auch das Recht, diejenigen zu strafen, welche sich nicht nach den Gesetzen richten wollen, sondern aus bösem Willen oder aus Leichtsinn Unruhe und Unordnung anrichten.

Ihr habt wohl schon die furchtbaren Häuser gesehen, welche man Zuchthäuser und Stadtgefängnisse nennt? In diesen Häusern findet man lauter kleine Stuben, welche mit festen Thüren, mit großen und festen Schlössern und Riegeln verwahrt sind, und nur ein kleines Fenster haben, das von außen mit starken eisernen Stäben versehen ist. In solche Stuben, welche man Kerker oder Gefängnisse nennt, werden die Verbrecher, d. h. die bösen Menschen eingesperrt, welche die Gesetze nicht befolgt, sondern durch Diebstahl, Betrug, Räuberei und Mordthaten, Unordnung und Unglück angerichtet, oder sich den Befehlen der Obrigkeit widersetzt haben. Da müssen sie oft Jahre lang, manche sogar Zeitlebens für ihre Verbrechen büßen. Vielleicht denkt ihr,

lieben Kinder, daß diese Leute aus Unwissenheit gesündigt haben? Nein, sie haben allerdings gewußt, was sie thun und lassen sollten, denn schon durch ihr eigenes Nachdenken konnten sie ja einsehen, daß es unrecht und schändlich sei, Andere vorsetzlich zu beleidigen, sie zu betrügen, oder ihnen ihr Eigenthum wegzunehmen, und daß es dagegen ihre Pflicht sei, der Obrigkeit zu gehorchen. Und ohnehin können alle Einwohner eines Landes genau erfahren, was von der Obrigkeit geboten oder verboten ist, weil die obrigkeitlichen Gesetze und Verordnungen öffentlich bekannt gemacht werden. Dieß geschieht theils in einer Schrift, welche in jeder Woche gedruckt herauskommt, und für wenig Geld zu haben ist, (sie heißt die Zeitung), theils dadurch, daß jedes neue Gesetz auf Blättern abgedruckt wird, und diese Blätter an den Ecken der Straßen angeheftet werden, so daß sie jeder lesen kann. Also kann kein Unterthan sich mit seiner Unwissenheit entschuldigen, wenn er die Gesetze übertreten hat.

Damit auch ihr recht früh mit dem, was ihr künftig als Unterthanen zu thun schuldig seid, bekannt werden, und nicht aus Unwissenheit dagegen sündigen möget, so leset das Folgende mit großer Aufmerksamkeit, und präget es eurem Gedächtnisse tief ein.

1. Von den Rechten der Menschen.

1. Alles, was einem Menschen erlaubt und freigestellt bleiben muß, und ihm weder geboten, noch verboten werden darf, wird sein Recht genannt. So hat z. B. jeder Mensch das Recht, alles, was er sich erworben hat: sein Geld, sein Haus, seine Kleider und Sachen nach seinem Belieben zu gebrauchen, wenn er nur damit Andern keinen Schaden zufügt.

2. Wenn also jemand mein Recht gewaltsam anzugreifen und zu verletzen suchte, mir z. B. mein Geld wegnehmen, und es zu seinem Nutzen gebrauchen wollte, so dürfte ich ihn durch Zwang und Gewalt davon abhalten, oder mich gegen ihn vertheidigen, und ihm das Genommene wieder abnehmen.

3. Jeder Mensch darf seine Anlagen, Fähigkeiten und Kräfte frei und ungehindert ausbilden; dieß ist das

erste unter den allgemeinen Menschen-Rechten. Es darf also keiner durch grausame und unbarmherzige Behandlung die Geisteskräfte eines Anderen zerrütten oder verderben; es darf keiner den Andern hindern, diese Kräfte zu üben, und durch Uebung zu erhöhen und zu vervollkommnen. Wenn also z. B. ein Herr seinen Diener, oder ein Lehrmeister seinen Lehrling mit Fleiß in der Unwissenheit erhielte, ihm alle Gelegenheit und Mittel nähme, um etwas zu lernen, oder ihn gar in Irrthümer führte, um dann mit ihm machen zu können, was er wollte, der hätte auf eine schädliche Weise die Rechte der Menschheit gekränkt.

4. Jeder Mensch darf nicht nur sein Leben erhalten, es beschützen und vertheidigen, sondern auch überhaupt für die Erhaltung und Beförderung seines äußern Wohlstandes sorgen. Wer also einen Menschen so grausam und gewaltthätig behandelt, daß sein Leben oder seine Gesundheit dadurch in Gefahr kommt, der verletzt die allgemeinen Menschenrechte, und ist strafbar.

5. Jeder Mensch darf die Annehmlichkeiten des Lebens frei genießen. Es darf also keiner den Andern hindern, auf seine eigene Art sich des Lebens zu freuen. Wenn z. B. ein Mensch auf den Einfall käme, junge Leute, welche auf einem öffentlichen Platze mit Spielen sich vergnügen, gewaltsam daran zu hindern, und sie weg zu treiben, obgleich ihre Spiele ganz unschuldig sind, so wäre dieß eine strafbare Handlung, denn er kränkte dadurch die Menschenrechte.

6. Jeder Mensch darf alle die Sachen erwerben, besitzen und gebrauchen, welche zur Erhaltung seines Lebens, und zur Beförderung seiner Glückseligkeit dienen. — Hierin besteht das Recht des Eigenthums. — Folgendes darf ich mein Eigenthum nennen: 1) alle die Sachen, welche ich zuerst in Besitz nehme, da sie noch keinem andern zugehörten, denn ich verletze dadurch nicht das Eigenthumsrecht eines Menschen; 2) alles, was ich durch eigne Thätigkeit und Betriebsamkeit, durch Anwendung meiner Verstandeskräfte erworben habe; 3) alles, was mir ein Anderer von seinem Eigenthum freiwillig auf irgend eine Weise (durch Verkauf, Schankung, Vermächtniß, Tausch) überlassen und abgetreten hat.

Einige unter diesen Menschenrechten sind veräußerlich, d. h. sie sind von der Art, daß ich sie vernünftiger Weise einem Andern übertragen kann und darf. So kann ich einen Theil meiner äußeren Freiheit, einen Theil meiner Kräfte und meiner Erhaltungsmittel, ja selbst einen Theil meiner Glückseligkeit, meines Vergnügens und Lebensgenusses an einen Andern überlassen, indem ich z. B. für Jemanden beschwerliche Dienste übernehme, ihm etwas schenke, oder ein Vergnügen aufgebe, um einem Andern bei seiner Arbeit zu helfen, oder ihm in seiner Krankheit beizustehen. Es giebt aber auch unveräußerliche Rechte, d. h. solche, die ich entweder gar nicht, oder doch nur unter gewissen Bedingungen an Andere überlassen darf. Diese sind: das Recht, nach meinen Einsichten und Ueberzeugungen zu handeln, mein Leben zu erhalten und es zu genießen, und überhaupt meine Glückseligkeit zu befördern und zu vergrößern.

Mein Eigenthumsrecht kann ich einem Andern abtreten, entweder ohne alle Bedingung, durch Schankung, oder mit gewissen Bedingungen, welche der Andere sich gefallen läßt, durch einen Vertrag. Dieß geschieht z. B., wenn ein Hausbesitzer einen Theil seines Hauses einem Andern zur Wohnung überläßt, oder es ihm verkauft. Ein Vertrag wird auch ein Kontrakt genannt. Es giebt also Mieths = Pacht = Kauf = Kontrakte u. a. m.

Die Obrigkeit schützt jeden Bürger des Staates bei dem Genusse seiner Rechte, und sichert ihm diesen Genuß.

2. Von den Pflichten der Menschen gegen ihre Mitbürger.

1. Jeder Mensch hat ein Recht auf sein Leben; also sollst du keinen Menschen um sein Leben bringen. — Wer einem Menschen vorsätzlich das Leben nimmt, begeht das schreckliche Verbrechen eines Mordes, oder Todschlages. Ein vorsätzlicher Mörder wird von der Obrigkeit am Leben gestraft (hingerichtet), weil er ein höchst gefährlicher Mensch ist. Die Obrigkeit hat das Recht, einem Mörder das Leben nehmen zu lassen. Wer einen seiner Verwandten tödtet, wird

härter gestraft, als ein anderer Mörder; auch derjenige, welcher jemanden mit besonderer Grausamkeit tödtet.

Wer in der Hitze, aus Uebereilung oder aus Unvorsichtigkeit einen Mord begeht, kommt auf mehrere Jahre ins Zuchthaus. Eben so wird derjenige gestraft, welcher den Versuch macht, einen Menschen umzubringen, und an der Ausführung des Mordes gehindert wird. — Wer einen Menschen, der in Lebensgefahr ist, ohne eigne große Gefahr retten kann, und es nicht thut, erhält Gefängnißstrafe. Dagegen erhalten diejenigen Belohnung, welche so edelmüthig sind, mit eigener Gefahr einem Menschen das Leben zu retten. Wer einen Ertrunkenen, Erhenkten, Erstickten oder Erfrornen findet, soll ihn sogleich ins Leben zu bringen suchen, und der Obrigkeit davon Nachricht geben. Wer solche Verunglückte rettet, erhält eine Belohnung an Gelde; wer sie ohne Beistand läßt, wird gestraft. Auch derjenige erhält Strafe, welcher einen Andern deswegen verspottet, weil er einen Erhenkten losgeschnitten hat.

2. Jeder Mensch hat ein Recht auf seine Gesundheit; daher sollst du keinem Menschen Schaden an seiner Gesundheit zufügen. Je größer der Schade ist, welchen ein Mensch dem andern an seiner Gesundheit zufügt, desto größer ist auch die Strafe, welche er nach den Gesetzen erhält. Ein geringeres Vergehen dieser Art wird mit Geld- oder Gefängnißstrafe, ein größeres mit Zuchthausstrafe belegt. Wer einen seiner Mitbürger verwundet, erhält nicht nur Strafe, sondern muß auch noch die Heilungskosten bezahlen, und dem Verwundeten eine Entschädigung an Gelde, wegen der ihm verursachten Schmerzen, und der Störung in seinem Berufe geben. Wer einen Andern durch Verwundung oder Mißhandlung ganz zur Arbeit untüchtig macht, muß ihn Zeitlebens ernähren.

3. Jeder Mensch hat ein Recht auf seine Freiheit; daher sollst du keinem Menschen seine Freiheit nehmen. Wer einen Menschen verhindert, das zu thun, was er rechtmäßiger Weise thun darf, oder ihn einsperrt, so daß er sich nicht hinbegeben kann, wohin er will und darf, der hat ihm seine Freiheit genommen. Ein Mensch, der seine Freiheit nicht hat,

kann seine Kräfte nicht dazu gebrauchen, wozu sie ihm von Gott gegeben sind, nehmlich zu seiner Vollkommenheit und Glückseligkeit. Jeder Mensch hat also ein Recht auf seine Freiheit, und er verliert dieß Recht nur dann, wenn er seine Freiheit mißbraucht, um Andern zu schaden. Dann hat die Obrigkeit das Recht, ihm seine Freiheit zu nehmen; aber kein Anderer hat hiezu ein Recht, und wer daher einen Menschen mit Gewalt von etwas abhält, was er thun darf, oder ihn gar einsperrt, wird gestraft. Wer Kinder ihren Eltern oder Erziehern durch List oder Gewalt wegnimmt, um sie zu seinen Absichten zu gebrauchen, z. B. um sie zum Seiltanzen, oder ähnlichen Kunststücken abzurichten, der wird als ein Menschen-Räuber sehr hart gestraft.

4. Jeder Mensch hat ein Recht auf Ehre; daher sollst du keines Menschen Ehre und guten Namen kränken, und wenn du es thust, wenn du also z. B. einen Menschen verächtlich behandelst, ihn durch Gebehrden, Schimpfworte und beleidigende Handlungen kränkst, so bist du nach den Gesetzen strafbar. Auch derjenige, welcher einem Andern schlechte Handlungen, die er wirklich begangen hat, öffentlich vorwirft, wird von der Obrigkeit als ein Ehrenschänder bestraft, denn nur die förmliche Anklage, aber nicht öffentliche Beschimpfung ist erlaubt. Wer Andere in einer Schrift, oder durch ein Gemälde, auf welchem sie in einer lächerlichen oder verächtlichen Gestalt dargestellt sind, beschimpft, (durch sogenannte Pasquille) wird ebenfalls als ein Ehrenschänder gestraft. In diese Strafe fällt auch derjenige, welcher solche Schmähschriften oder Pasquille verbreitet und bekannt macht. Außer der Strafe muß derjenige, welcher Andere beschimpft hat, auch noch dem Beschimpften Abbitte und Ehren-Erklärung thun.

5. Jeder Mensch hat ein Recht auf sein rechtmäßig erworbenes Eigenthum; daher sollst du nicht stehlen, und keinem Menschen in Ansehung seines Eigenthums oder Vermögens Schaden zufügen, besonders wenn dir das Eigenthum Anderer zur Bewahrung anvertraut worden ist. — Wer das, was einem Andern gehört, ohne Vorwissen und ohne Einwilligung des rechtmäßigen Eigenthümers wegnimmt,

um es zu behalten, begeht einen Diebstahl, und wird von der Obrigkeit hart gestraft, wenn der Diebstahl entdeckt wird. Auch derjenige wird als ein Dieb bestraft, der etwas findet, und es weder demjenigen zurück giebt, der es verlohren hat, noch der Obrigkeit seinen Fund anzeigt. Je größer der Werth eines gestohlnen Gutes ist, desto größer ist auch die Strafe des Diebes. — Wer bei einem Diebstahle Thüren und Schlösser erbricht, oder tödtliche Instrumente bei sich führt, oder gar dem Eigenthümer Gewalt anthut, wird härter bestraft, als ein gewöhnlicher Dieb. Eben dieß geschieht, wenn sich Jemand an solchen Sachen vergreift, welche bei Feuer-Wasser- oder Kriegsnoth gerettet worden sind. Wer solche Sachen stiehlt, welche unmöglich sorgsam verwahrt werden können, z. B. gefälltes Holz in einer Haide, oder auf einem Holzmarkte, Floßholz, Wildpret, Feld- und Gartenfrüchte, Ackergeräthschaften u. dgl., der wird vorzüglich hart gestraft. Eben so derjenige, welcher seine Herrschaft oder seine Hausgenossen bestiehlt. — Wer einen Andern gewaltsam überfällt, um ihm sein Eigenthum zu nehmen, der wird als ein Räuber zum Festungsbau verurtheilt; hat er bei dem Raube sogar einen Menschen getödtet, so wird er als ein Mörder am Leben gestraft. — Wer sich, um zu rauben und zu stehlen, mit einer Bande von Räubern vereinigt, wird härter gestraft, als jeder andere Dieb und Räuber; vorzüglich aber wird der Anführer einer solchen Bande gestraft.

Die Strafen des Diebstahls und Raubes treffen nicht blos diejenigen, welche die Hauptpersonen dabei gewesen sind, sondern auch diejenigen, welche auf irgend eine Weise, z. B. durch Anweisung einer guten Gelegenheit zum Stehlen, oder durch Verheimlichung des Diebstahls, als Diebes-Hehler, an demselben Antheil genommen haben.

Auch diejenigen werden von der Obrigkeit gestraft, welche aus Rache, Bosheit, Muthwillen oder Unachtsamkeit fremdes Eigenthum beschädigen, z. B. dadurch, daß sie mit dem Feuer und Lichte unvorsichtig umgehen, und einen Brand veranlassen. Sie müssen außerdem noch den verursachten Schaden ersetzen.

Wer Fruchtbäume und andere Bäume, die ihm nicht gehören, besonders diejenigen, welche auf öffentlichen Plätzen und an den Landstraßen stehen, umhaut, oder beschädigt, und aus Muthwillen oder Bosheit Lebensmittel verdirbt, wird vorzüglich hart gestraft.

Wer boshaft genug ist, Feuer anzulegen, wird als ein Mordbrenner von der Obrigkeit am Leben gestraft. Wer darum weiß, daß ein Anderer Feuer anlegen will, und es der Obrigkeit nicht anzeigt, muß Gefängniß- oder Zuchthausstrafe leiden. Dagegen bekommt derjenige eine ansehnliche Belohnung an Gelde, welcher der Obrigkeit von solchen gefährlichen Menschen, die Feuer anlegen wollen, oder angelegt haben, sichere Nachricht giebt.

Wer Andere durch falsche Versicherungen irre führt und hintergeht, oder ihnen gar durch solche Versicherungen einen Schaden an ihren Vermögen zufügt, der ist ein Betrüger. Wer sich der Betrügerei schuldig gemacht hat, muß nicht nur den dadurch verursachten Schaden ersetzen, sondern auch Geld- oder Gefängnißstrafe erleiden. Am härtesten werden diejenige gestraft, welche falsches Geld machen, oder wissentlich Andern falsches Geld geben. — Wer solche Sachen, die ihm zur Verwahrung anvertraut, oder geliehen sind, abläugnet, und unterschlägt, wird härter gestraft, als jeder andere Betrüger. Kaufleute, welche die Waaren, oder das Gewicht und Maaß verfälschen, sind schändliche Betrüger, und haben harte Strafe zu erwarten, wenn die Obrigkeit ihre Betrügerei entdeckt.

3. Von den Pflichten der Unterthanen gegen den Landesherrn und gegen die Obrigkeit.

Der Landesherr hat ein Recht, von seinen Unterthanen zu fordern, daß ein jeder derselben die bürgerlichen Gesetze willig befolge; denn wenn nicht alle Bürger eines Staats sich den Gesetzen unterwerfen, und ihnen Gehorsam leisten, so kann der Landesherr seine Unterthanen nicht bei ihren Menschenrechten schützen,

und die allgemeine Ruhe, Ordnung und Sicherheit erhalten.

Da die Obrigkeit die Stelle des Landesherrn vertritt, so darf sie die Unterthanen dazu anhalten, daß ein jeder derselben zum allgemeinen Besten alles das thue und leiste, was die Gesetze von ihm fordern. Wer sich also weigert, die gesetzmäßige Abgaben und Zölle zu entrichten, und dem Staate die Dienste zu leisten, welche er von seinen Bürgern fordern darf, (z. B. Kriegsdienste, Kriegsfuhren u. s. w.) kann von der Obrigkeit dazu gezwungen werden.

Jeder muß das Beste seines Vaterlandes und seiner Mitbürger, so viel er kann, zu befördern, und Schaden zu verhüten suchen, sollte er auch selbst darüber Schaden leiden.

Eines der größten Verbrechen begeht derjenige, welcher gefährliche und boshafte Anschläge gegen den Landesherrn und den Staat macht, oder sich mit den Feinden seines Vaterlandes in ein Verständniß einläßt. Eben so strafbar ist derjenige, welcher öffentlich die Gesetze und Anordnungen der Obrigkeit mit Frechheit tadelt, darüber spottet, und wohl gar die öffentlich angehefteten Bekanntmachungen der Obrigkeit abreißt oder besudelt. — Wer Andere beredet, daß sie sich mit ihm gewaltsam den Befehlen der Obrigkeit widersetzen, oder mit Ungestüm etwas fordern sollen, das gegen die Gesetze ist, macht sich, als ein Aufrührer, und Störer der öffentlichen Ruhe eines sehr großen Verbrechens schuldig, und wird mit lebenslänglicher Einsperrung bestraft.

Wer sich von einem Andern beleidigt, und in seinen Rechten gekränkt glaubt, soll sich nicht selbst Recht verschaffen; sondern bei der Obrigkeit Schutz und Genugthuung suchen. Der angreifende Theil aber soll sich ohne Widerrede den Befehlen der Obrigkeit unterwerfen, und die Strafe leiden, welche auf sein Verbrechen gesetzt ist.

Jeder Unterthan soll der Obrigkeit mit der gebührenden Achtung und Ehrerbietung begegnen, und dieselbe auch durch äußerliche Zeichen an den Tag legen. Daher sind Schmähschriften, welche gegen die Obrigkeit gerichtet sind, doppelt strafbar. Keiner soll sich den Abgeordneten, Bedienten oder Wachen, welche die

Obrigkeit sendet, widersetzen, wenn sie thun, was ihnen aufgetragen ist.

4. Von dem Verhalten der Menschen bei dem Gebrauche ihrer Rechte.

Es ist nicht genug, daß ein Mensch den andern nicht in dem Genusse seiner Rechte stört, seine Abgaben entrichtet, und sich den Anordnungen der Obrigkeit unterwirft. Jeder soll auch bei dem Gebrauche seiner Rechte gesetzmäßig verfahren; wer dieß nicht thut, wird entweder seines Rechtes verlustig, oder seine Handlung wird für ungültig erklärt.

Nur die Mündigen, d. h. diejenigen, welche ein gewisses Alter (entweder, nach Sächsischen Gesetzen, das 21ste, oder nach Preußischen Gesetzen, das 24ste Jahr,) erreicht haben, dürfen ihre Gesetze selbst in Ausübung bringen. Minderjährige, d. h. solche Personen, welche dieses Alter noch nicht haben, können nur durch Andere ihre Rechte ausüben lassen. So lange der Vater lebt, ist dieser der Stellvertreter seiner minderjährigen Kinder; lebt er nicht mehr, so erhalten sie von der Obrigkeit einen Aufseher, welcher der Vormund genannt wird. Diejenigen, welche unter einem Vormunde stehen, werden Mündel genannt. Sie dürfen, ohne Einwilligung ihres Vormundes, nichts Wichtiges unternehmen.

Wer nicht mehr minderjährig ist, sondern die Volljährigkeit ereicht hat, darf seine Rechte selbst gebrauchen, und dieß auf jede Art thun, welche ihm vortheilhaft zu seyn scheint, so lange er dabei die Rechte Anderer nicht kränkt. Er darf also z. B. Verträge schließen, wodurch er Andern seine Rechte abtritt. Auch darf er bestimmen, wer seine Rechte, und insbesondere sein Eigenthum nach seinem Tode haben soll; er darf ein Testament machen.

Keiner darf über unerlaubte Handlungen einen Vertrag schließen. Verträge von Wichtigkeit muß man entweder schriftlich, oder im Beiseyn von Zeugen abschließen, oder von der Obrigkeit bestätigen lassen. Zum Zeichen, daß man einen Vertrag oder Kontrakt

mit Jemanden abgeschlossen habe, pflegt man Geld oder Geldeswerth zu geben. Dieß geschieht besonders bei Kauf= oder Miethskontrakten, indem man etwas darauf giebt, d. h. einen geringen Theil des Mieths= oder Kaufgeldes voraus bezahlt. Wer durch Zwang oder Betrug dahin gebracht worden ist, einen Vertrag zu schließen, und dieß beweisen kann, darf sein gegebenes Wort zurücknehmen; in jedem andern Falle aber muß er sein gegebenes Wort halten. Die Obrigkeit sorgt dafür, daß jeder sein gegebenes Wort halte, und den eingegangenen Vertrag erfülle.

5. Von den Ständen in der bürgerlichen Gesellschaft.

Da die Obrigkeiten mehr Gewalt haben müssen, als die übrigen Menschen, so mußten verschiedene Stände unter den Menschen entstehen; es mußten einige vornehm, andere geringe, andere weder vornehm noch geringe seyn, oder zum Mittelstande gehören. Ein Mensch ist vornehmer als der andere, das heißt so viel, als: ein Mensch hat mehr Ansehen und Macht, als der andere. Bei uns Deutschen giebt es 4 Stände, nemlich: Fürsten, Edelleute, Bürger und Bauern; doch sind die Bürger von den Bauern eigentlich nur durch ihr Gewerbe und ihre Lebensart unterschieden, und nicht durch den Stand. Diese Stände sind erblich, d. h. die Kinder erben den Stand des Vaters. Der Sohn eines Fürsten ist also auch wieder ein Fürst, und die Tochter eines Fürsten ist auch wieder eine Fürstin. Man nennt jenen Prinz, und diese Prinzessin. Die Söhne und Töchter eines Edelmanns sind auch wieder adelich, oder gehören zum Adelstande; die Kinder eines Bürgers sind von Geburt bürgerlichen Standes, und die Kinder eines Bauers sind gebohrne Bauern. Die Adelichen heißen auch Grafen, Freiherrn oder Barone, und diejenigen, welche so heißen, gehören zum hohen Adel

Jeder Stand hat besondere Rechte, damit ein jeder desto leichter die Beschäftigungen verrichten kann, die

seinem Stande zukommen, und kein Stand dem andern hinderlich werde. Die Rechte des Adelstandes beziehen sich vorzüglich auf den Vorrang, der ihm vor den übrigen Ständen zugetheilt ist. In Rücksicht der Abgaben hat der Adelstand eigentlich keinen Vorzug; denn wenn er auch nicht gerade die Abgaben entrichtet, welche die übrigen Stände entrichten müssen, so hat er dafür wieder andere Beschwerden zu ertragen, welche diesen nicht aufgelegt sind. — Zu dem Bürgerstande gehören alle diejenigen, welche nicht adelich sind, und auch nicht Bauern genannt werden können, weil sie bürgerliche Gewerbe treiben. Diese Gewerbe sind: die Handlung, die Künste, die Handwerke, die Bierbrauerei, der Weinschank und die Gastwirthschaft. Wer von der Obrigkeit einer Stadt die Erlaubniß hat, sich in der Stadt niederzulassen, und ein bürgerliches Gewerbe zu treiben, hat das Bürgerrecht erlangt. Wer ein bürgerliches Gewerbe treiben will, muß sich zuvor die dazu nöthigen Eigenschaften, Geschicklichkeiten und Kenntnisse erwerben. Wer Handlung treiben will, muß sie zuvor ordentlich erlernen; ein Handwerke muß als Lehrbursche die Lehrjahre ausgehalten haben, welche in den Gesetzen bestimmt sind. Nach vollendeten Lehrjahren wird er losgesprochen, und zum Gesellen aufgenommen. Als Geselle geht er auf die Wanderschaft, und wenn er durch Verfertigung eines Meisterstücks einen Beweis seiner Geschicklichkeit abgelegt hat, so wird er Meister. Als Meister hat er das Recht, seine Arbeit öffentlich, jedoch an fremden Orten nur zur Meß- und Jahrmarktszeit, zu verkaufen. Weder Adeliche, noch Bauern dürfen ein bürgerliches Gewerbe treiben. — Den Bauernstand machen alle Einwohner der Dörfer aus, und die Beschäftigung dieses Standes ist der Ackerbau und die Viehzucht. Bauerngüter, d. h. solche Grundstücke, welche besonders zum Ackerbau und zur Viehzucht bestimmt sind, dürfen in der Regel nur Bauern besitzen. Die Bauern bezahlen von ihren Grundstücken nicht so viel Abgaben, als die Bürger in den Städten. Daher ist es nicht unbillig, daß sie dafür zu Frucht Lieferungen und Dienstleistungen, z. B. zu Kriegsfuhren, verbunden sind.

6. Von den Herrschaften und Dienstboten.

Dienstboten sind schuldig, ihrer Herrschaft alle die Dienste sorgfältig, gewissenhaft und willig zu leisten, wozu sie von derselben angenommen worden sind. Sie sollen den Befehlen ihrer Herrschaft gehorsam seyn, ausgenommen in dem Falle, wenn diese ihnen etwas Unerlaubtes befähle. Sie sollen sich gegen ihre Herrschaften treu beweisen, d. h. sie sollen sich nichts zueignen, was ihnen nicht gehört, und mit dem, was ihnen anvertraut ist, gut und haushälterisch umgehen, und es eben so gut bewahren, als ob es ihr Eigenthum wäre. — Die Herrschaften sind dagegen schuldig, ihrem Gesinde den ausbedungenen Lohn zur bestimmten Zeit zu bezahlen, und ihm hinreichende Kost zu geben. Auch müssen sie dem Gesinde allen den Schaden ersetzen, welchen es bei Verrichtung seiner Dienste gelitten hat. Die Herrschaft kann das Gesinde nicht vor Ablauf der Dienstzeit fortschicken, ausgenommen in dem Falle, wenn es gänzlich ungeschickt, faul, untreu und liederlich ist. Dagegen darf auch das Gesinde bei Gefängnißstrafe, nicht eher, als nach Ablauf der Dienstzeit aus dem Dienste treten, es sey denn, daß ihm die Herrschaft den Lohn nicht ordentlich bezahlte, es mißhandelte, und unerlaubte Handlungen von ihm verlangte. — Herrschaften sind verbunden, dem abziehenden Dienstboten ein Zeugniß (Attest.) über ihr Verhalten im Dienste auszustellen, welches diese ihrer neuen Herrschaft vorzeigen müssen, weil sie ohne ein solches Zeugniß nicht gemiethet werden dürfen. — Aus dem Dienste getretenes Gesinde, muß sich sogleich wieder vermiethen, oder wenn es dazu keine Gelegenheit finden sollte, sich deshalb sogleich bei der Obrigkeit melden. Wer sich an zwei Herrschaften für eine und dieselbe Zeit vermiethet, muß für diese Betrügerei Gefängnißstrafe leiden, und dann zu der Herrschaft ziehen, an welche er sich zuerst vermiethet hatte.

XIII.

XIII.

Lieder und Gesänge.

1. Morgenlied.

Mein erst Gefühl sei Preis und Dank!
Erhebe Gott, o Seele!
Der Herr hört deinen Lobgesang,
Lobsing' ihm, meine Seele!

Mich selbst zu schützen ohne Macht
Lag ich, und schlief in Frieden.
Wer schafft die Sicherheit der Nacht,
Und Ruhe für die Müden?

Du bist es, Gott und Herr der Welt,
Und dein ist unser Leben.
Du bist es, der es uns erhält
Und mir's jetzt neu gegeben.

2. Morgengebet.

Mel. Von Gott will ich nicht lassen 2c.

Allmächtiger! ich hebe
Mein Aug' empor zu dir.
Preis dir, durch den ich lebe,
Und neuer Dank dafür!
Herr, deine Huld ist groß,
Und niemals hat das Lallen
Der Unschuld dir mißfallen,
Das aus dem Herzen floß.

Daß nicht im tiefen Schlummer
Des Lebens Licht verlischt,
Und daß mich, frey von Kummer,
Ein sanfter Schlaf erfrischt;
Dieß dank' ich deiner Macht,
Und deiner Vater-Treue;
Durch sie bin ich auf's neue
Mit heiterm Muth erwacht.

---

3. Gottes Güte.

Wie groß ist des Allmächt'gen Güte!
Ist der ein Mensch, den sie nicht rührt?
Der mit verhärtetem Gemüthe
Den Dank erstickt, der ihm gebührt?
Nein, seine Liebe zu ermessen
Sey ewig meine größte Pflicht;
Der Herr hat mein noch nie vergessen,
Vergiß mein Herz auch seiner nicht!

Wer hat mich wunderbar bereitet?
Der Gott, der meiner nicht bedarf!
Wer hat mit Langmuth mich geleitet?
Er, dessen Rath ich oft verwarf.
Wer stärkt den Frieden im Gewissen?
Wer giebt dem Geiste neue Kraft?
Wer läßt mich so viel Gut's genießen?
Sein Arm ist's, welcher alles schafft.

---

4. Morgen-Gesang.

Mel. Nun danket alle Gott ꝛc.

Das Grau'n der Nacht entfloh,
Die Sonne kehret wieder,
Und was auf Erden lebt
Singt dir des Dankes Lieder;

Dir, der du Berg und Thal
Mit deinem Thau erquickst,
Und auch den Sterblichen
Durch süßen Schlaf erquickst.

Gestärkt eilt unser Geist
Nun wieder zum Geschäfte,
Das du für uns ersahst,
Wozu du Lust und Kräfte,
Und dein Gedeihen gabst!
Steh uns noch ferner bei,
Daß unser Eifer uns
Und Andern nützlich sey.

---

5. Andenken an Gott.

Mel. Lobt Gott, ihr ꝛc.

Noch leben wir, und haben Brod,
Und ein gesundes Blut,
Macht uns aufs neu die Wangen roth,
Und füllt das Herz mit Muth.

So lange dieses Herz noch schlägt,
Die Augen offen stehn,
Soll dieses Herz, von Dank bewegt
Auf Gott, den Geber, sehn.

---

6. Beim Schluß der halbjährigen Lektion.

Mel. Was Gott thut, das ist ꝛc.

Vollendet ist auch diese Bahn!
Preis dir, der sie uns führte,
Der Großes, auch an uns, gethan,
Daß Weisheit uns regierte,

Du gabst uns Kraft,
Der Wissenschaft,
Und unsrer Pflicht zu leben,
Und weiter fort zu streben.

Wohl uns, wenn des Gewissens Ruh
In unsern Herzen wohnet;
Sie strömt uns süße Freuden zu,
Ihr sanft Gefühl belohnet
Für Müh' und Schweiß
Den treuen Fleiß;
Sie läßt uns mit Vertrauen
Die hellste Zukunft schauen.

Verzeih, wenn säumend unser Fuß
Nicht rasche Schritte wagte,
Der Mund voll Mißmuth und Verdruß
Oft über Lasten klagte.
Hinfort soll nie
Der Arbeit Müh
Uns schrecken, nicht Beschwerden,
Wir wollen besser werden!

---

7. Nach geendigter Arbeit.

Mel. Lobt Gott, ihr Christen ꝛc.

Vollbracht ist unser Tagewerk;
Nun laßt uns fröhlich seyn!
Die Freude giebt zur Arbeit Stärk',
Und unserm Leib Gedeihn.

Von unsern jugendlichen Reihn
Sey Lärm und Muthwill fern!
Vernünftig soll die Freude seyn,
Und angenehm dem Herrn.

Wie gut ist unser Gott, wie gut!
Er giebt gesunden Leib,
Ein frohes Herz, und frischen Muth,
Und so viel Zeitvertreib.

Laßt uns ihm dankbar seyn! Die Lust
Beim frohen Jugendspiel
Ersticke nie in unsrer Brust
Der Gottesfurcht Gefühl.

Mit Gnade blickt er dann herab,
Sieht unsre Freuden gern,
Die Freuden, die er selbst uns gab,
O Kinder, lobt den Herrn!

---

8. Danklied nach der Mahlzeit.

Dankt dem Herrn!
Mit frohen Gaben
Füllet er das ganze Land!
Alles, alles, was wir haben,
Kömmt aus seiner Vaterhand.

Dankt dem Herrn!
Er giebt uns Leben,
Giebt uns Segen und Gedeihn;
Schafft uns Brod, und Saft der Reben,
Uns zu stärken, zu erfreun.

Dankt dem Herrn!
Vergiß, o Seele!
Deines guten Vaters nie!
Werd' ihm ähnlich, und erzähle
Seine Wunder spät und früh.

---

9. Ermunterung zur Redlichkeit.

Ueb' immer Treu' und Redlichkeit
Bis an dein stilles Grab,
Und weiche keinen Finger breit
Von Gottes Wegen ab.

Dann wirst du, wie auf grünen Au'n
Durch's Pilgerleben gehn,
Dann kannst du, sonder Furcht und Grau'n,
Dem Tod entgegen sehn.

Dem Bösewicht wird alles schwer,
Er thue, was er thu';
Das Laster treibt ihn hin und her,
Und läßt ihm keine Ruh.

Der schöne Frühling lacht ihm nicht,
Ihm lacht kein Aehrenfeld,
Er ist auf List und Trug erpicht,
Und wünscht sich nichts, als Geld.

Der Wind im Hain, das Laub am Baum
Saust ihm Entsetzen zu,
Er findet nach des Lebens Traum
Im Grabe keine Ruh.

Drum übe Treu' und Redlichkeit
Bis an dein stilles Grab,
Und weiche keinen Finger breit
Von Gottes Wegen ab.

Dann segnen Enkel deine Gruft,
Und weinen Thränen drauf,
Und Sommerblumen, voll von Duft,
Blüh'n aus den Thränen auf.

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Lehr- und Lesebuch für die Schüler in Tirol

Innsbruck 1808

Paed.pr. 2077
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10760412-9